This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FRIEDRICH REISCHL

WIEN ZUR BIEDERMEIERZEIT

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Zur Erinnerung

an den Sommer 1922

Dr. Karl Sattler

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Wien
zur Biedermeierzeit

Wien
zur Biedermeierzeit

Wien zur Biedermeierze

Volksleben
in Wiens Vorstädten
nach zeitgenössischen
Schilderungen

Von

Friedrich Reischl

Wien
Gerlach & Wiedling
1921

Copyright 1921
by Gerlach & Wiedling

D3 851
R4

Druck: Christoph Reißer's Söhne in Wien

Vorwort

Von Wiens Vorstädten und Vororten, vom Vol
leben 1800—1850. Ein Alt-Wiener Buch, das,
Gegensatz zur Fülle der „Viennensia"-Literatur die Inn
Stadt ausschließt, dem Territorium vor d
Basteien der ihre Tage beendenden Festung gilt. H
im Spiegel der Zeit, die Wiener, wie sie den halbfinste
und dumpfen Gemächern der hochragenden, engbrüstigen,
schmalen und gekrümmten Gassen gegenüberstehenden Häu
entflohen und hinaus, in das grünende Gelände, nach L
und Luft, nach Zerstreuung und Unterhaltung verlangend,
das Glacis, den unverbauten, von Baumalleen durchzoge
Raum zwischen Wällen und Vorstädten und in den Kr
der Siedlungen, die sich unbeengt entwickelten, im Geg
satz zur alten Stadt, die, vom seit Jahrhunderten n
erweiterten Fortifikationsgürtel umschlossen, trotz Erhöh
der Einwohnerzahl räumlich sich nicht vergrößerte.

Viel vom Leben der Bewohner der alt
Kaiserstadt spielte sich rings um i
Domizil ab, im freudenreichen Prater, in der schatti
Kühle der Parkanlagen zu Schönbrunn und im Augart
in den Ballsälen und Wirtshäusern der Vorstä
Heurigenschänken der Hauergemeinden, bei der Richtstä
am Ochsengries, auf den Exerzierfeldern — wo e
„Rekreazion" und „Spektakel" die nun einm
so wienerische Schauluft und Sensationsgier zu ih
Teile kommen ließen, wo Volksvergnügungen und
lustigungen so mancher Art während des Ausfluges

Dasein auf Stunden verschönten, die Wiener sich als genußfrohes Phäakenvolk gaben.

Aus dem Vorübergang der Zeiten wurde für dieses Buch eine Spanne fixiert, ein halbes Jahrhundert, 1800 bis 1850, eine Periode, welche an die gerade in der allerletzten Zeit literarisch ziemlich verwertete josefinische Epoche anschließt und zur gründlichen Wandlung der Dinge hinüberleitet. In Skizzen der historischen Entwicklung, zum Beispiel der Tiergärten, des Ochsengries, greift die Darstellung weit zurück, führt anderseits bis in unsere Tage; der Rahmen durfte nicht starr sein.

Was dieser Publikation hoffentlich zum Vorteil gereichen wird, ist die Verwertung der zeitgenössischen Schilderungen mit ihrer eigentümlichen Sprache, des Lokalkolorits bei hervorragenden Geistern und der Memoirenliteratur.

Körner, Grillparzer, Stifter, Castelli, de la Garde, Reichardt, Schönholz, Lulu Thürheim, Karoline Pichler, Bäuerle, Gräffer, Gewey, Meisl; die Topographenschriftsteller Gaheis, Schimmer, Schmidl, Realis 2c.; die Presse jener Zeit „Wiener Zeitung", „Allgemeines Intelligenzblatt", „Vaterländische Blätter", „Der Sammler", „Theaterzeitung", „Eipeldauer-Briefe".

Selbstverständlich wurden auch die Veröffentlichungen der neueren Zeit benützt, die vorzüglichen Arbeiten von Gloffy, Ludwig Böck, Gugitz u. v. a.

Herzlicher Dank sei den Persönlichkeiten in Nationalbibliothek, Stadtbibliothek, Sammlungen der Stadt Wien, Archiv und Bibliothek des Landes-Niederösterreich für die Förderung bei der Herausgabe und dem Verlage Gerlach & Wiedling für die unter schwierigsten Verhältnissen bestens durchgeführte Herstellung des Buches gesagt.

Wien, im Frühjahr 1921. Der Verfasser.

Die kaiserlichen Tiergärten un die Wandermenagerien

Die Wiener bei den „frembden Thieren"

Die Erwerbung der reichen, überseeischen Besitzunge hat Spanien eine kulturelle Hochblüte beschert; dur die Gemeinsamkeit der Dynastie ist Österreich von de Auswirkungen jener Glanzperiode des spanischen Reich intensiv erfaßt worden.

Der monumentale Barockbau des Stiftes Klosterneubu hätte nach dem Wunsche Kaiser Karls VI. eine Vereinigur von kaiserlicher Residenz und Klosterpalast werden sollen. Ur zweifelhaft schwebte dem aus Spanien in das Donauland g kommenen Souverän das Bild des hochberühmten Wunde werkes Escorial vor Augen, als er in den Neubau des vor de Toren Wiens gelegenen Chorherrenstiftes bestimmend eingrif

Die siegreiche Abwehr der viele Jahrzehnte währende türkischen Bedrohung nach glorioser Errettung der abendländ schen Kultur durch das „Bollwerk der Christenheit", das helde mütig den Vormarsch der Türken aufhaltende Wien, war zu vollen Triumph Austrias geworden. Das Donaureich hob si zur glanzvollen Großmacht empor. Die Kirche und nunmel auch der, mit ihr in der kulturellen Führung wetteifernde Hoc adel schufen die außerordentlich großartigen Architekturbilde Perlen der heimischen Landschaft, uns ein bezauberndes Ve mächtnis glücklicherer Vorfahren. Prälaten mit Fürstenallüre ließen als Symbole ihrer machtvollen Stellung in Kirche un Staat jene auf die Sinne wirkenden und auf die Schauluft d Menge berechneten, pompösen Klosterpaläste im goldenen Zei alter der Stiftsherren erstehen: Das hoheitsvolle Melk, die faszinierend prächtige Bauanlage in berückend schön Szenerie, den überwältigend herrlichen Prunkbau zu San

Florian, die hochragende Abtei Göttweig als Krönung des tiefdunkelfärbigen Waldberges, in ihrer Silhouette, die sich in schönheitsvoller Linienführung wunderbar vom Horizont abhebt, das Bild einer fernethronenden Gralsburg hervorrufend, und noch manch anderen Barockpalast von individueller Schönheit; stets nach den Stimmungen der Zeit mit anschließenden, splendid durch Lustgebäude gezierten Parkanlagen und Tiergärten.

Die Mehrzahl der österreichischen Stifte war im Umbau begriffen, wenn nicht schon in neues, formen- und farbenreiches Festgewand des Barockstiles gekleidet, als der Klosterneuburger Propst den genialen deutschen Klosterbaumeister Jakob Prandauer berief. Etwas zu spät — Stift Klosterneuburg blieb ein Torso. Man war mit den Grundaushebungen beschäftigt, als Karl VI. die Baupläne abverlangte und ändern ließ. Der in das Kunstleben kräftig eingreifende Habsburger hat mitgeschaffen am Werden jenes einzigartigen Stadtbildes Wiens, der unter seiner Regentschaft sich gründlich wandelnden Metropole. Aus dem sonnigen Süden kommend, stand er im berückenden Banne des heiteren, üppig prunkenden, phantasiereich schaffenden Barockstiles, der unserem Wien den dauernden Stempel strahlender und unvergänglicher Schönheit aufgedrückt hat. Der Bau zu Klosterneuburg sollte ein Symbol der Weltmachtideen des Kaisers werden. Eine grandios komponierte Schöpfung voll Majestät, ein anderes Escorial. Nach lange dauernden Beratungen erfolgten 1730 die ersten Spatenstiche zum Barockpalaste. Das Riesenwerk konnte nicht vollendet werden, bloß einer der projektierten vier Höfe ist zustande gekommen; kurze Zeit vor seinem Tode hat Karl VI. die für ihn bestimmten und zuerst geschaffenen Prunkgemächer bezogen und, den spanischen Königen gleich, im Klosterpalaste residiert.

Jenes Escorial, zugleich Kloster und Residenz, ein gewaltiges Rechteck mit Seiten in einer Länge von zweihundert

Prospectus S. CÆSAR. ROM. et REGIÆ CATHOL. MAIESTATIS Recreationis
et Venatoriæ arcis EBERSDORFFII, haud procul Vienna distantis.
Prospect Ihro Römi Kayl und Königl. Cathol. Majestät Lust und Zagt Schloß
Ebersdorff ohnweit Wien.

Metern, war von König Philipp II. ex voto am Tag
heißen Schlacht von St. Quentin, 10. Auguſt 1557, ge
worden. Auch in jener Zeit trug das Zepter des Donaure
ein Habsburger, der vorher im ſüdländiſchen Reiche ge
hatte; ſeine Gattin war die Schweſter des Königs Philipp
Bedeutung Maximilians II. von Öſterreich für das ge
Leben liegt in ſeiner den Proteſtanten erwieſenen Tole
noch weit mehr im hervorragenden Anteil dieſes Renaiſſ
fürſten an der humaniſtiſchen Bewegung.

Im Rahmen dieſer Skizze ſei lediglich des Baueifers M
milians gedacht, der unter dem Eindrucke der ſpaniſchen
bilder ſtand. Nahe ſeiner Reſidenz ließ der Fürſt, als von
Zeitgenoſſen vielgeprieſene Sehenswürdigkeit, das Sch
Ebersdorf erſtehen, deſſen Lage inmitten weitreiche
Augebiete der Donau den Neigungen Maximilians für H
kultur und jagdliches Vergnügen angepaßt war. Ebersdorf
in ſeiner damaligen Geſtaltung ein kleines Weltwunder
weſen ſein. Im weitdimenſionierten Tierpark, der auch
prächtige Faſanerie und einen Moufflongarten umſch
waren jene Raritäten zu ſehen, die Maximilian aus Spa
mitgebracht hatte, die bei ſeinem feierlichen Einzuge 155
Wien das helle Entzücken der ſchauluſtigen Wiener ſo
erregt hatten: Jener „erſte Elefant", den die Stadt
ihren Mauern beherbergte, der in Gedichten beſungen
am „Elephantenhauſe" (Graben, 1865 demoliert) abgebi
worden war und die „indianiſchen Raben", die
artigen, buntfarbigen Papageien. Für die Tiergärten
Ebersdorf und für etliche andere kleinere Zwinger in und
Wien wurden von Maximilian viele Tiere angeſchafft. In
tiefen und breiten Graben, der den gewaltigen Baſteien
Feſtung Wien vorgelagert war, hatte man längſt alle
Getier, Hirſche, Rehe, auch Fiſche. Nun wurden auf der B
baſtei „wilde Tiere", Löwen, Tiger, Wölfe, Bären un

gebracht. Es erinnert dies an einen mittelalterlichen Brauch In den Wallgräben der Ritterburgen hatte man Bären un Wölfe und andere Raubtiere, die gegen nächtlichen Überfa und Handstreich ziemlichen Schutz boten. Die in der österreichi schen Nationalbibliothek aufbewahrten Hof- und Kammeramts rechnungen aus den Jahren 1568 bis 1570 bieten allerl Zeugnisse, wie immer wieder exotische Tiere für die kaiserlich Hofhaltung erworben wurden. Es vermerken die Ausgaben fü den Transport: „Larenntzen Hollander, vmb daß er für Straußen von Jenua Alhieher geen Wien helfen bringe geben 10 fl." „Ainem man, so die affen hat helffen alhiehe bringen, 2 fl." „Dem Juliano Lupardo, Genueser, welliche Ir. Mt. etc. ein Löwen gebracht, geben 15 fl." Eigene Poste erscheinen für die mit der Wartung der Tiere betrauten Per sonen, für die „Purgierung der Löwen".

Kunstgegenstände aller Art und exotische Dinge zu sammeln neben Sängern, Hofnarren, Spaßmachern, Zauberern, Karten künstlern, Zwergen auch fremde Tiere zu halten, wa im Italien der Renaissance fürstliche Ge pflogenheit und auch die Fürsten des 16. Jahrhundert in den deutschen Landen verbanden Kunstförderung mit Luxu und Liebhaberei, zeigten Mäzenatentum und leidenschaftlicher ausartenden Sammeleifer.

Der Renaissancefürst Albrecht V. von Bayern († 1597) dessen hohe künstlerische und wissenschaftliche Bildung sein Regierung als die mediceische gepriesen werden ließ, legte i der Residenz München den Grund zu den hervorragende Kunstsammlungen; für Raritäten und Kuriositäten gab e gleich anderen Großen der Welt leichten Herzens hoh Summen hin, für exotische Dinge legte er eine ausgesprochen Vorliebe an den Tag. Von seiner berühmten Kunstkammer i noch ein Katalog vorhanden: „Inventarium oder Beschreibun aller deren Stuckh und sachen frembder und inhaimischer, be

kannter und unbekannter ſelzamer und verwunderlicher
ſo auff Jr. Fürſtl. Dhlt. Herzogen in Bayern ꝛc. Kunſt C
zu ſehen iſt, angefangen den 5. Februarii anno 1598". Ji
Unmenge ſind, auf die Renaiſſanceſtimmung weiſend, a
Figuren, Medaillons mit mythologiſchen Darſtellungen, f
allerlei mathematiſche Inſtrumente, Sonnenuhren, Quadra
Globen, alte Münzen, Kupferſtiche, Holzſchnitte, Koſtüme
neben die verſchiedenſten Raritäten, unbedeutende und ni
ſagende Objekte. An exotiſchen Dingen „indianiſche Geſchi
„Kokosnüſſe in rohem und gearbeitetem Zuſtande", Tepp
die Ludwig Welſer von Augsburg aus Afrika gebracht, „M
gewächſe", Tropfſteine, Marmorverſteinerungen, „all
Meereswunder und auch ſonſt fremde, zum Teil unbeka
Waſſertiere", indianiſche Götzen u. ſ. w.

Der bayriſche Herzog hat öfters Freunde in Italien
Geſchenke für dieſe Kunſtkammer gebeten. Die Kardinäl
Rom, die um Antiquitäten angegangen worden waren,
tröſteten ihn mit täuſchenden Redensarten. Doch der He
von Florenz ſtellte ſich ein; er ſchickte Raritäten, die
(1572) ein über den Ozean kommendes Schiff gebracht ha
Papageien und Meerkatzen, ein indianiſches Schaf, kl
Vögel, ein Krokodil, Schnecken, Datteln, indianiſche Mä
Hennen, ein mexikaniſches Götzenbild und dazu etliche Ge
ſchaften und Spielereien. Ob die Königin von Frankreich,
von ihr erbetenen, „ſeltſamen und hielands fremden Sac
geſchickt hat, iſt ungewiß. Die Gunſt und Gnade einer Beſi
gung der Schätze des Bayernherzogs mußte jedermann
einem ſeltſamen Geſchenk entgelten und beitragen, die Ku
kammer noch mehr mit Kurioſitäten und Wertobjekten zu fü

Der beiſpielloſe Sammelgeiſt Rudolfs II. hat ſechsu
dreißig Jahre lang die Beſtände der großartigen Kunſt-
Schatzkammer der Burg zu Prag vermehrt. Die Liebhab
dieſes Habsburgers für echte und ebenſo für falſche Ku

genüsse brachte ihn bald mit jenen Meistern und Antiquaren in Verbindung, welche Maximilian II. für die 1558 eingerichtete Kunstkammer in der Wiener Hofburg ihre Dienste geliehen hatten. Auf dem Hradschin, wo Rudolf 1577 eingezogen war, mehrten sich die kaiserlichen Schätze, die kostspieligen Kunstwerke ununterbrochen; ihr Wert wurde nach dem Tod des „größten Geldverschwenders an Kunst" mit der horrenden Summe von siebzehn Millionen in Gold bemessen — die Schuldenlast des Hofes war auf dreißig Millionen gestiegen. An vielen Orten in Europa, Ägypten, in der Levante hatte der Habsburger eigene Agenten, die Altertümer, Kunstsachen, „Naturgegenstände" und Seltenheiten für die Kollektionen auf dem Hradschin aufstöberten, hervorragende Maler schickte er zur Erwerbung alter Meisterwerke nach Italien, zahllose Geschenke empfing er, so von der Stadt Nürnberg einen Dürer und Holbein — es haben manche Herrscher und Städte die Leidenschaft des Kaisers ausgenützt — und auch Schwindlern ist der Kaiser mehrmals aufgesessen; gleich anderen fürstlichen Sammlern erwarb er falsche antike Statuen und Bilder, außerdem hat er das Gebiß einer Sirene aus dem Ägäischen Meere, zwei eiserne Nägel von der Arche Noah und noch ein paar andere derartige „Prachtstücke" akquiriert. Der blinde Sammeleifer dieses und anderer Renaissancefürsten hat eben in die Museen alles mögliche gebracht, die heterogensten Dinge in bunter Reihung, neben Mineralien, antiken Münzen, alten Handschriften, Gemälden, geschnittenen Steinen, neben kostbarem, künstlerisch und wissenschaftlich Wertvollem, neben interessanten Objekten aus fernen Erdzonen, kriegerischen Ausrüstungen, Gegenständen des alltäglichen Hausbrauches, Zierat, auch Hunderte von Sachen und Sächelchen, unsinnige und unbedeutende Raritäten beispielsweise aufgezählt in jenem zur Zeit des Todes Rudolfs II. abgefaßten „Verzeichnis derjenigen Sachen, so auff dem Königlichen Pragerschloß in der

Römisch Kayserlichen Majestät Schatz- und Kunstkammer befunden wurden", das in der Wiener Nationalbibliothek verwahrt wird.

Nachdem Ferdinand II. von Tirol, vorher jahrelang Statthalter in Böhmen, Schloß Ambras zum Edelsitz erwählt hatte, begann dort eine rege Tätigkeit im Zu- und Umbau. Niederländische Kunstgärtner halfen der Natur mit reizvollem Schmuck nach; in üppigem Gebüsch wurden Statuetten, kleine irdene Bilder und große Standfiguren postiert, Gewächse, die man nur zeitweilig ins Freie versetzen konnte, blühten in „Wurzgartengeschirren", die „sitzende Figuren in Händen halten". Sieben Seen und Teiche zählte man auf dieser prächtigen Herrschaft. Die Ufer zierten groteske Figuren: Landsknechte, Ungarn, Juden, Zigeuner, Narren und Bettler. Barken und Schwäne belebten die Wasserflächen. Im Jahre 1577 ließ der Erzherzog 17.000 junge Fische in die Teiche setzen, damit man bei einem einzigen Fischzuge Hunderte fangen könnte. Ein großer Teil der Parkanlagen diente als Vogel- und Fasanengarten, das übrige wurde mit Jagdtieren überreich besetzt. Für das Geflügel in den Residenzen Ambras und Innsbruck brauchte man in einem einzigen Monat 94 Star Weizen, 21 Star Gerste und 52 Star „Futter". Diese Menge kam der prüfenden Rechnungskammer verdächtig vor; sie meinte, es sei wohl manches „verschleppt" worden. Zum Schloßpark wurden so viele Felder hinzugekauft, daß die Bauern hilfesuchend der erzherzoglichen Gattin Philippine Welser vorstellten, wie nunmehr die Ackerwirtschaft bedroht sei. Ganz im Banne der kunstsinnigen Richtung legte Erzherzog Ferdinand herrliche Sammlungen an, die in halb Europa gepriesene Wunderkammer von Ambras. Neben vielen Gemälden, Waffen, Werken der Plastik, kostbaren Möbelstücken, Münzen aus Funden bei Ausgrabungen, zu denen Ferdinand stets eiligst seinen Boten zum Einkauf sendete, stapelte man aber auch hier,

im „artistischen und wissenschaftlichen Brennpunkte des Landes“ allerlei Monströses und Abenteuerliches auf. Bilder von Zwergen und Riesen, Mißgeburten aus dem Tierreiche, Abnormitäten, an denen der Fürst besonders viel Gefallen fand. Er besaß die auffallendsten Geweihbildungen und bestellte aus Korsika „schöne stück corallengewächs, so noch nit pollirt, auch etwas seltsamer als anderer gewächs“.

Auch den, zum luxuriösen Hofhalt eines Renaissancefürsten gehörenden ansehnlichen Marstall mit Kutschierpferden und kostbaren Zeltern edler Rasse hatte Ferdinand von Tirol. Durch Schenkung und Kauf brachte er eine Menagerie zusammen. In der Umgebung seiner Residenz „Ruheluft“ waren ein „stübl för mörschwein“, ein „affenheusl“ und Zwinger für Löwen, Leoparden und Wölfe. Die gefiederte Welt war durch Papageien und „indische Vögel mit langen Schwänzen“ vertreten, um Strauße hat sich die Hofhaltung beworben, bei den Löwen anscheinend eine Art Dressur versucht, denn man hatte „zwei starke maulkörb zu den löwen und starke halsbänder“ bestellt. Die schönsten Exemplare hat der Tiroler Fürst aus Florenz bezogen.

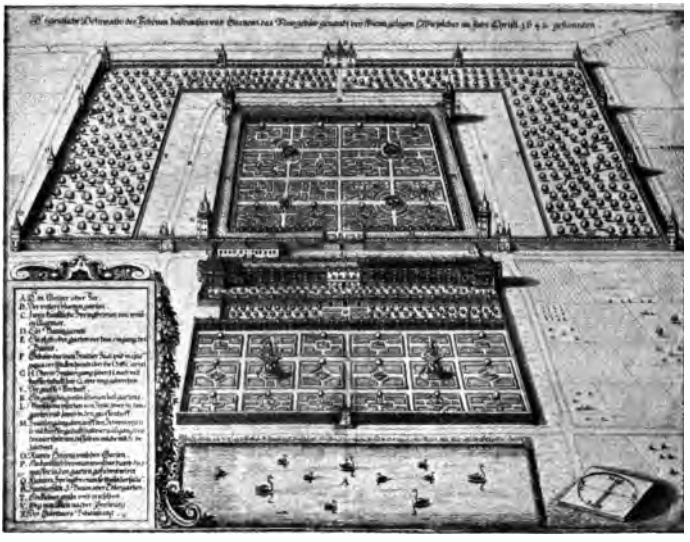
Erwähnt sei hier noch, daß der Großherzog von Toskana dem ihn 1598 besuchenden Erzherzog Ferdinand II. von Österreich zu Ehren Kämpfe zwischen Löwen und Ochsen veranstaltete, seine Spielereien vorführte, darunter einen Floh in der Glasglocke, der Sprünge machte und dabei einen winzigen geharnischten Reiter mit eingelegter Lanze trug.

Maximilian II. hatte in seinem Prager Zwinger exotische Tiere, die einmal sehr merkwürdig verwendet wurden: In der Fasten 1570 ließ der Fürst auf dem Altstädter Ring ein grandioses Schauspiel aufführen: Mitten auf dem Platz erhob sich der Vulkan Ätna, feuerspeiend nach allen Seiten, von scheußlichen Vögeln umflattert. Plötzlich hörte man Löwengebrüll, der König der Tiere wurde in einem Käfig herbei-

gebracht. Zum Schluß erschien als Held des Tages der
geheure Dickhäuter, den König von Indien tragend, ließ
vor Maximilian nieder, war jedoch nicht zu bewegen,
gleiche Reverenz den anderen hohen Herrschaften zu erwe
Nach den zeitgenössischen Berichten hat der „erste“ Ele
die Prager in Erstaunen versetzt, ja der gelehrige Vierfü
soll sogar den biblischen Ausstattungsstücken der mit Pe
Canisius nach Prag gekommenen Jesuiten und dem drei J
vorher zum erstenmal aufgeführten tschechischen Opus „
böhmische Trauerspiel von St. Wenzeslaus“ starke Konkur
bereitet haben.

Der Nachfolger Maximilians hat anfangs das weit
gebreitete Wildgehege zu Ebersdorf mit vielen, fremden Ti
bereichert. Nach der Vollendung des Lustschlosses N
g e b ä u d e (1587) wurden die Bestände in dessen großen T
garten übertragen, dem auch eine sehr ansehnliche Fasan
angereiht war. Als der Hof die Menagerie des Schlo
Belvedere aus dem Nachlasse des Prinzen Eugen übernom
hatte, brachte man die wilden Tiere in das Neugebäude. D
hin ließ Maria Theresia, in der Besorgnis von Unfällen,
„reißenden Tiere“ der kaiserlichen Menagerien schaffen. Ein
Jahrzehnte vorher soll ein Löwe die Tochter des Tierwärt
im Neugebäude zerfleischt haben. Eine umständliche Schilder
der dramatischen Begebenheit besagte: Das Mädchen hatte
Löwen täglich gefüttert und auch an ihrem Hochzeitstag
die Nahrung gebracht; offenbar durch die ungewoh
Kleidung, den bräutlichen Schmuck, irritiert, hat der Löwe
Unglückliche nicht aus dem Käfig gelassen und in der ent
lichsten Art zerrissen, eben als man versucht hatte, das Ra
tier zu überlisten und das zitternde Opfer mit einem Seil
dem Zwinger zu ziehen . . . Diese Erzählung von der „Lön
braut“ ist wohl ins Reich der Fabel zu weisen.

Maximilian II. hat die „K a t e r m ü h l e“, einen



Neugebäude (1649)

Stifte Klosterneuburg gehörigen Wirtschaftshof, inmitten de umfangreichen Besitzungen dieser Propstei in Hietzing un Meidling, erworben. Von seiner Residenz zu Prag erging bal darauf an den kaiserlichen Pfleger in der Katerburg der Befeh dieses Gebäude und den anzulegenden Tierpark mit eine festen Holzzaun zu umfrieden, den Garten mit Obstkulturen z versehen, „aufs Zierlichst, Lustigist, Pesste und Saubrest zu richten". In den Teichen ringsum wurden Forellen und Äsche eingesetzt, mit Weißfischen und Ochsenleber für die Hoftaf gemästet; die dort installierten Vogelsteller hatten gleichfall ihren Fang abzuliefern. So wurde aus dem neuen Besitz zien lich Nutzen gezogen. Späterhin gewann der Kaiser gerade diese Tuskulum sehr lieb, der Tiergarten wurde immer mehr b völkert, man hielt Biber, allerlei Geflügel, Pfauen und „t dianische Hühner", die während des Winters zu Ebersdorf i

geheizten Stuben verwahrt wurden. Dies sind die Anfä
Menagerie zu Schönbrunn, des an der Stel
Katerburg erbauten und nach einer Quelle im Parke bei
Prunkschlosses.

Unmittelbar nach der Schaffung der Menagerie in
brunn (1752), deren Anlagekern eine Anzahl von Tierbe
und Gehegen bildet, die sich sternförmig um die s
fällig gestaltete Volière gruppieren, kaufte der Hof za
Tiere in Holland und England. Mit dem Botaniker N
Jacquin reisten zwei florentinische Vogelsteller nach S
und kehrten einige Jahre später mit reicher Ausbeute
Als eine zweite Expedition in derselben Richtung neuerl
hervorragenden Ergebnissen begleitet war, rüstete Kaise
eine naturhistorische Reise nach Afrika aus. Der größ
der weit hergeholten fremden Tiere ist jedoch in Schö
eingegangen, so daß sich Kaiser Franz zum Ankauf ein
in Wien zur Schau gestellten Privatmenagerie, jen
Italieners Albi, entschloß. Später vermehrte sich das I
zu Schönbrunn durch Geschenke fremder Souveräne,
Vizekönigs von Ägypten, von dessen Giraffe an anderer
dieses Buches zu lesen ist.

Schon damals hatte man die Tierbehälter in Schö
praktisch gebaut, für den Sommer- und Winteraufenth
zoologischen Merkwürdigkeiten gesorgt, die Zwinger t
fährlichen Bestien wohl gesichert, in den Eingangstore
Hühner- und Entenhofe mit Drahtgittern versehene C
gen angebracht, durch welche die Besucher das Federvi
sichtigen konnten. Die Pforten der kaiserlichen Schlöss
Gärten hatten sich dem Volke geöffnet, den Wienern des
märz war der Ausflug in den Schönbrunner Park ein un
beliebtes Vergnügen. Der Eintritt in den Hühnerhof de
nagerie war jedoch gesperrt. Hätten diese Leckerbissen die S
in Versuchung geführt? Nicht sehr schmeichelhaft für

„Der Tiergarten von seltenen Tieren in Schönbrunn“ Kol. Stich von Knipp. In der Mitte die Volière

Landsleute ſchreibt der Verfaſſer der „Eipeldauerbr
den „Herrn Vetter zu Kagran“:

„Vor Tiſch bin ich in Schönbrunnergarten ſpazirer
und da habn d' Vögel ung'mein ſchön gſungen. Aber
galln hab ich keine ghört, und da hat mir ein Herr gſag
Wiener aus Dankbarkeit, daß ihnen der Kaiſer ſe
Garten zum Spazirn gehen aufg'macht hat, alle Na
aus dem Garten weggſtohln habn. Hernach iſt ein ?
Garten, da ſeyn krebsrothe Fiſch drin, und da habı
ſchon einige heimlich herausgfangen. Ja, ich glaub, ſie
ſogar d' großen Adler in der Mantſcheri weggſtohl
wenn kein eiſernes Gatter vor wär. O je, Herr Vetter!
Mantſcheri hab ich ſchöne Sachn gſehn! Da ſeyn zwe
auf einer Stangen, und da ſtehen eine Menge ander
und ſchaun 's den ganzen Tag an. Hernach hab ich Vöge
die heißen ſ' Kakadu, und denen geht der Schnabel den
Tag. Fremde Rabn habn ſ' dort, die ſind aber nicht
ſondern ſie habn ſo viel Farben aufn Leib, wie mein
madel, wenns in der Galla iſt. D' Wohnung, wo einm
Eliphant drin loſchirt hat, iſt auch noch da, und die w
wohl zum ewigen Andenken ſtehn laſſen. Hernach gibt
eine Menge ausländiſche Wildſäu und Hirſchen und
und Gäns und Hühner und Anten. Hernach habn ſ' zwe
mächtige Vögel, die tragen den Kopf noch mehr in d' H
meine Frau Gemahlinn. Die habn nackete Füß und
ſteign ſ' daher, wie unſere Frauenzimmer in der Hau
(Das werden vielleicht gar d' Straußen ſeyn ſollen?)
aber hat mir beſſer gfalln, Herr Vetter, als die auslän
Eſel und weiß und braune Streif habns und da ſehns
ſo aus, wie unſre Stuzer in ihre gedruckten Modikle
Aus einem anderen Eipeldauerbriefe: „Alles redt je
von dem Eliphanten und alles läuft und reit und fal
Schönbrunn, um die Eliphanten z' ſehn. D' Zeiſelwag

d' Fiaker habn noch nie so viel z'thun ghabt, die wünschen gwiß alle, daß bald wieder solche frembde Thier dort ankommen. Die zwey Eliphanten hat ein Fremder nach Wien bracht, der hat s' in der Leopoldstadt sehn lassen wollen, und da ist d' Hüttn schon baut gwesen. Der Fremde hätt aber gwiß seine 20-tausend Gulden von Wien wegtragen; deswegen hat unser allerhöchster Hof lieber die fremden Thier selber an sich kauft. Denn jetzt bleibt s' Geld und d' Eliphanten in Wien. Aber die zwey Eliphanten werden uns sogar noch fremdes Geld nach Wien ziehn. Ich selber, Herr Vetter, würd ein 50-Dukaterl nicht anschauen, wenn ich solche so seltene Thier sehn könnt. Denn ein Eliphant ist ja kein Steinesel! Unter den fremden Thieren, die unser Hof kauft hat, ist auch das Raubthier, die Hyena, die einmal in Frankreich so grausam gwirtschaft hat. Deswegen hat das Raubthier auch schon verschieden Taufnahmen bekommen. Einige nennens Morat, andere Robetsbär und einige gar 's Jakobinerl." (Einer der zahlreichen Ausfälle Josef Richters gegen die französische Revolution. Das Männchen des Straußenpaares ist bald darnach eingegangen; Sartori notierte in seiner Beschreibung des Schlosses Schönbrunn: „Es ist trotz alles Rühmens von Straußenmägen an einer Unverdaulichkeit gestorben; der plumpe Vorwitz einiger Menschen hatte es mit eisernen Konfituren gefüttert." Anmerkung.)

„Eine Fahrt nach Schönbrunn war", wie Schönholz schrieb, „ein Familienfest. Da wurde Proviant mitgenommen. Eine Flasche Wein für den Elephanten, dazu große Brotkeile, die sich das Leckermaul, den Rüssel zurück auf den Rücken schlagend, in den Schlund werfen ließ. Nüsse und Äpfel für Papageien und Affen, Semmeln für Bären, Goldfische, Vögel und anderes Vieh. Wie ein tüchtiger Schauspieler die Kasse eines Theaters, füllte das Elephantenmännchen den Garten von Schönbrunn. Fromm und klug, ein echter Weiser, etwas stolz und übellaunig, führte der Alte in seinem Park und Schloß ein zufriedenes

Leben, als Liebling des Volkes, auf das er zuweilen huldreichst seinen Rüssel mit Staub oder Wasser entleerte. Während seiner Krankheit riß man sich um die ärztlichen Bulletins in der „Wiener Zeitung", allgemeine Trauer verbreitete sein Tod. Jetzt ausgestopft und durch verkehrte Behandlung um ein Drittel seiner Lebensgröße eingeschrumpft, fungiert er als Präses der Naturaliensammlung." Das Tier ist an einer Magenentzündung umgekommen; die Besucher der Menagerie hatten ihm fleißig Kupfermünzen zugeworfen und sich gefreut, wenn der Dickhäuter das Geld verschlang.

Ebersdorf, Neugebäude, Katerburg und der Prater waren die Lieblingsjagdreviere jenes, dem edlen Waidwerke vom Herzen ergebenen Maximilian II. Nachdem er zur Erweiterung seines Gejaids vom, auch an den Donauländen reich begüterten Stifte Klosterneuburg die „Venediger-Au" erworben hatte, ließ er dorthin (1569) seine Hofjäger und Jagdknechte anweisen. Schon ein Jahr später erhoben sich in schnurgerader Linie achtzehn Jägerhäuschen, entstand die „Jägerzeile". Die Wohnstätten der Jäger-, Tier- und Plankenknechte bildeten sozusagen eine Enklave in der langsam sich zusammenschließenden Leopoldstadt. In einer Verordnung aus dem Jahre 1691 über die, von jedem Eimer eingeführten Bieres einzuhebende Steuer, die an „durch eine steckende Stangen" gekennzeichneten Orten zu zahlen war, wurde die „Jägerzeile" unter den Vorstädten genannt. Nach einem Erlasse vom Jahre 1729 war die Jägerzeile dem Vizedomamte untertänig, die Jäger waren von der Steuerkontribution, dem Sterbpfund- und Abfahrtsgelde befreit und besaßen obendrein für ihre Häuser das wertvolle Recht des Schankes und Einstandes. Der Jägerei-Marketender hatte das Privileg, seinen Bedarf mautfrei einzuführen. Der Jurisdiktion des Magistrates entzogen, entwickelte sich hier ein lustiges Wirtshaustreiben bei Karten-, Kegelspiel und Tanz, bis endlich das Oberstjägeramt mit einem Verbot einschritt.

Jägerzeile, jetzt Praterstraße

Mit der Gemeinde lag das Hofamt auch wegen des Jagdrobots beständig im Kleinkrieg. Erst 1732 endete der Hader mit einem Vergleiche, nach welchem die Leopoldstädter bei großem Pirschen sechzig Personen, bei kleinen Jagden dreißig und bei der Aufstellung von Plachen zwanzig Leute zu stellen hatten. Doch war ihnen erlaubt, jeden Dienst mit sieben Kreuzern per Kopf zu „reluieren". Erst 1842 ging die Jägerzeile (Praterstraße) völlig in die Verwaltung des Magistrates über. Hormayrs „Wien", Band 3, 1825 erschienen, zählt im „Urkundenbuch" die Häuser der „Jägerzeile" auf, darunter „k. k. Jägerhaus", „k. k. Jägereyschmiedhaus", „k. k. Geschirrmeisterhaus", „k. k. Gartenschloß".

Fahrendes Volk aller Art gab lange Zeit hindurch mit verschiedentlichen Anziehungskräften allerlei Vorstellungen in der Jägerzeile. Eine Ankündigung aus dem Jahre 1818:

„In der Jägerzeile, in der ersten großen Hütte links neben der Kirche sind sehr interessante große und reißende Tiere, possierliche Affen und eine Anzahl schöner Papageyen zu sehen. Die Besitzerin dieser Tiere ist Madame Denebecq, Gattin des bekannten Unternehmers des Metamorphosentheaters, welches auch vor einigen Jahren hier zu sehen war. (Auf diesem Metamorphosentheater spielen jetzt mitten unter den hölzernen Figuren ein paar Zwerge, Mann und Frau, die äußerst niedlich gebaut und neben den Marionetten sehr komisch aussehen sollen.) Das Merkwürdigste unter den gegenwärtigen Menagerien ist wohl der Löwe, die Löwin, ein großer Königstiger und ein Armadill oder Panzertier aus Südamerika, erst ein Jahr, dergleichen sich bis jetzt noch nicht in der Gefangenschaft erhalten ließ usf. Der Löwe ist von bewunderswürdiger Schönheit, Majestät und Stärke; schade, daß er so nachgiebig war, sich von seiner Gattin, als sie noch beysammen waren, die Mähne ausraufen zu lassen. Die Löwin ist wilder als er, wütet unaufhörlich; nur wenn ihn der Hunger ergreift, brüllt er mit,

und da kann man so nahe dabey allerley schauerliche Empfindungen nähren. Ehe der Königstiger zur Tafel geht, trägt er seine Riesenportion Fleisch im Käfich herum und produziert so gewissermaßen, was er zu verschlingen im Stande ist. Das Armadill sieht einem Rinozeroß in verjüngtem Maßstabe ähnlich."

Im Mai 1819 kündigt Herr Tredée, Bürger aus Augsburg, die Leistungen der Künstler seiner „gymnastischen Affenschule" in einer der vielen Buden und Hütten der Jägerzeile an: Die behenden und gelehrigen Tiere könnten ein anspruchsvolles Publikum mit ihren Kunststücken vollauf befriedigen, sie verstünden es, auf gespanntem und auch auf schwingendem Seile zu tanzen; ein Affe werde sich als Savoyarde vorstellen und die Leier spielen, doch nicht nur dies: das Tier werde „Fortepiano und Presto sich vernehmen lassen." Doch gewiß bewundernswert! „Noch mehr aber vielleicht setze ein Hase in Erstaunen, der als Einziger seines Geschlechtes die Furcht nicht kenne, unerschrocken verharre, wenn auch Pistolen neben ihm abgefeuert würden."

Menagerie des Hermann van Aken

Anfangs Auguſt jenes Jahres kommen „ſeltene Tiere“ in die Jägerzeile. „Mit hoher Obrigkeitlicher Bewilligung hat Herr Dominik Ferrand, aus Paris kommend, die Ehre, einem verehrungswürdigen Publikum anzuzeigen, daß er eine große Sammlung von Affen, in 34 Stück beſtehend, zeiget, welche von allerley Gattungen ſind; auch beſitzt derſelbe eine Sammlung ſchöner, ſeltener Vögel, welche mit den Affen zugleich gezeiget werden. Der Eigentümer bietet dieſe Tiere zum Verkauf an. Der Schauplatz iſt in der Jägerzeile nächſt der Johanneskirche in der großen erbauten Hütte.“

Die „Theaterzeitung“ vom Jahre 1829 bringt (Seite 340) eine vom Autor ſogar gezeichnete „Kritik“ der Schauſtücke der Menagerie des Ferdinand Exinger gegenüber dem „Jünglingskaffee“. Dort ſehe man: Gold- und Silberfaſanen aus China, ſchöne Auerhähne aus den ſteiriſchen und tiroliſchen Alpen, zierliche Stein-, Birk- und Schneehühner; lauter Bewohner ferner Alpenregionen. Sehr ſchön ſeien die Trompetenſchwäne aus Kanada, ein großer Pelikan und ein ſchlanker, ganz weißer Edelhirſch. Als Rarität wären ein Wallroß aus der Davidſtraße, ſchauerliche Rieſen- und Klapperſchlangen und vier Krokodile hervorzuheben. Ganz beſonders müſſe man eine originelle Einrichtung zu loben: der größte Teil der Tiere weile in freier Luft hinter hohem Drahtgitter, der Beſucher werde hier nicht durch den widerlichen Geruch geſtört, den die Ausdünſtung der Tiere in einem geſchloſſenen Raume erzeuge. „Bald darneben zeigt ſich ein Bild der lieblichſten Art, einer der glücklichſten Gedanken, der je ausgeführt wurde. Es erheben ſich nämlich plötzlich zackichte Felſengipfel, grauſes Geſtein mit Pflanzen bedeckt, und verſetzt ſind wir auf die Spitzen d Alpen, auf die ſchwindelnde Höhe, wo die donnernde Law rollt. Doch nicht unbelebt bleibt die Landſchaft. Flinke Gem durcheilen den Raum mit drolligen Sprüngen. Scheu · poſſierlich ſetzen die ſeltenen Schneehaſen über die Klüfte

in dunklen Höhlen nisten Adler und Geier. Dieses lebendig getreue Bild der Natur wird Jedermann auf das Angenehmste überraschen."

Literatur: Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften, mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung, 10. Band. (Über die Menagerie in Schönbrunn.) — „Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs." 14. Band: „Die Korrespondenz Maximilians II." (Über die Jagdlust des Fürsten, den Prater als Revier.) — „Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance." 8. Band: „Die Kunstbestrebungen am bayrischen Hof unter den Herzogen Albert V. und Wilhelm V." — Josef Hirn: „Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, Geschichte seiner Regierung und seiner Länder." 2. Band. — Svatek: „Kulturhistorische Bilder aus Böhmen." — Hurter: „Ferdinand II. von Österreich." 2. Band. — Viktor Bibl: „Die Kulturblüte Wiens und seiner Umgebung unter Kaiser Maximilian II." in „Redlich-Festschrift des Vereines für Landeskunde in Niederösterreich." — „Österr.-ung. Revue", 13. Band: „Zur Geschichte der österreichischen Hofjagd." — „Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien", 2. Band. — Über den Klosterneuburger Stiftsbau siehe die neuen Arbeiten der dortigen Chorherren Bertold Cernik und Wolfgang Pauker in „Jahrbücher des Stiftes Klosterneuburg", „Österreichische Kunstbücher", besonders Archivar Dr. Cernik: „Das Stift Klosterneuburg." — Über die Barock-Klosterpaläste in Österreich siehe Friedrich Reischl: „Die Stiftsherren", „Erloschene Klöster in Österreich". — Ferner: Schlagers „Wiener Skizzen aus dem Mittelalter" (Über die Tiere im Stadtgraben). — Josef Ernst: „Geschichte des Lustschlosses Schönbrunn". — Gatter: „Denkwürdigkeiten des Ortes Simmering". — „Österreichische Kunsttopographie." — Mitis: „Jagd und Schützen am Hofe Karls VI.". — „Quellen zur Geschichte der Stadt Wien", 1. Abteilung, 6. Band (Jägerzeile). — „Codex Austriacus", I, 99. — Sartori: „Länder- und Völker-Merkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthumes", 3. Band, 1809. — Schönholz: „Traditionen zur Charakteristik Österreichs". — Hormayr: „Wien, seine Geschichte und Denkwürdigkeiten", 3. Band, 1825. — „Eipeldauerbriefe" („Briefe des Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kagran über d'Wienstadt".) 1799—1813. — „Theaterzeitung", Jahrgang 1829. — „Sammlungen des österr. Kaiserhauses", 16. Band (über Neugebäude).

Ballfreuden

Tanzlokale in den Vorstädten

Wo man hinschaut, macht uns ein Ballzettel ein Kompliment und lädt uns auf ein wohlbsetzte Musik und zu einer ausgsuchten Tafel ein. Es thut einen völlig d' Wahl weh, und wo man immer hinkommt, so ist's gsteckt voll. Entweder müssen d' Leut mehr Geld habn als sonst oder sie denken vielleicht: hat der Teufel 's Bratl gholt, so hol er's Teller auch." Also schreibt 1800 der Eipeldauer seinem Herrn Vetter nach Kagran. Er berichtet von der Lustreise ins flotte Leben, hinaus in die Vorstädte: „Weil ich mir's schon einmal in den Kopf gsetzt hab, lüderlich z' seyn ... D' vorige Wochn hab ich aufn Saal in d' neue Welt gehn wolln; da hab ich aber nicht einmal ein Platzl zum Stehn gfunden. Fahrn wir in d' Roßau zu dem Schwan hat mein Fiaker gsagt, dort wirds larer seyn. Dort hab ich aber nicht einmal zu der Saalthür hinein können, und da sind mir eine Menge Fleischhacker mit ihrn Schatzerln am Arm begegnet und die habn gflucht, daß kein Platz findn. Beim Bock auf der Wieden ists noch völler gwesen. Endlich ist mir's Kreuz aufn Schottenfeld eingfalln, und weil mir mein Kutscher gsagt hat, das dort den Patriotenminet aufmachen, so hab ich das Thier wolln kennen lernen und bin hingfahrn. O jemini, Herr Vetter, so was hab ich mein Lebtag nicht gsehn. Da habn d' Frauenzimmer und d' Schapo ein jeds ein druckts Zettl in der Hand ghabt und habn unterm Tanzen ein Liedl nach der Melodi gsungen: „Gott erhalte unsern Kaiser". Und deswegn soll daß der Patriotenminet (Menuett) seyn. Weils aber mit'n Augen immer im gedruckten Lied drinn gsteckt sind, so hats bald ein Stolpern gebn und bald sind's mit der Nasen z'samm kommen, und wie sie sich d' Hand habn gebn woll'n so hat kein's

Tanzsaal „Zur Goldenen Birne“

mehr ein Frauenzimmer gfunden, und da ist aus'n Patriotentanz ein wahrer Konfusionstanz worden.“ Vier Jahre später setzt der „junge Eipeldauer“ dem Wiener Fasching ein kleines Denkmal: „Die letzten Faschingstäg hats in Vorstädten sogar ein Knödlball und ein französischen Strudelball geb'n, so ist wenigstens aufn Zettl angschlagn gwesen, und da wars Leggeld nur 12 Kreuzer; und da habn d' Holzhacker und d' Holzscheiberbubn und d' Laternbubn ihre Schönheiten hingführt, und habn sich mit der eleganten Neuen Lerchenfelder Welt lustig gmacht.“

Annenfest und Annentempel

Der Wiener Annentempel auf der Landstraße wird 1801 erbaut. Die Annerln hat man in Wien schon im achtzehnten Jahrhunderte mit Serenaden und Ständchen am Namenstag beglückt. Hoch ging es stets auf dem Annenfeste her, das der Wirt „Zur Goldenen Birne“ auf der Landstraße (Landstraßer Hauptstraße 30) veranstaltete. Und dieser Saal, in dem 1812 bis 1819 Pamer den Taktstock schwingt, trägt nunmehr sogar

— es war für die andern so hart dort einz'tred'n, als bei einn wirklich'n Pickwid-
von nobl'n Lew'n in ein'n Hotl garni a Billed z'krieg'n —

den Namen der gefeierten Annerln. Tempête, Eipeldauer, Deutsche Eccossaisse und der Polsterltanz erfreuen die Leute viele Stunden lang. Fajkmayer verweist in seinen „Wiener Skizzen" darauf, daß noch ein anderes Landstraßer Gasthaus in der Geschichte der Wiener Tanzmusik eine Rolle spiele: Das Wirtshaus „Zu den zwei Tauberln" am Heumarkte, wo Johann Strauß im Alter von 22 Jahren einige Erstlingswerke zur Aufführung brachte. In „Wien, wie es ist, ein Gemälde der Kaiserstadt 1833" hebt Schmidl „die zwei Tauben am Heumarkte" neben dem „Engel" in der Währinger Straße, als einen der „Hauptversammlungsplätze" hervor, wo an Sommerabenden Orchester der beliebtesten Volks-Tonsetzer, Regimentsmusiken ein munteres Völklein unterhalten.

In der Biedermeierzeit rüstete und freute sich ganz Wie auf den Anna-Festtag, die Industrie kam zur Ouvertüre v allerlei Gelegenheitserzeugnissen heraus, die sie anpries: „Anr Billetten, ein würdiges Geschenk, sechs Gattungen Kunstbil mit passenden Devisen, worunter sich vorzüglich der Nam

i halt mein Glas Lemonadi alleweil aſo in der Hand, und diſchkerir halt aſo fort — auf einmahl will iſ' austrinck'n, ſo ward nid a Tropf'n mehr drin —

zug im Blumengewinde mit echten Perlen befindet." In allen Galanteriewarenhandlungen verkaufte man ſpezielle Gegenſtände. Und überall: Anna! Anna!

✿

Verflixtes Tivoli

Ein Lied von Ferdinand Raimund Ende des Sonntagsvergnügens von Tiſchlergeſell und Küchenfee

Am grünenden Hügel in Obermeidling erſchließt ſich 1830 das Tivoli mit einem ſchönen Garten, einer effektvollen Säulenhalle mit Glaswänden, entzückende Fernſicht bietender Terraſſe und Kreisfahr- oder Rutſchbahn. Noch im ſelben Jahre iſt das neue Lokal beſtbekannt. Ferdinand Raimund beſingt es in einem ſelbſt verfaßten Lied als Harfeniſt „Nachtigall" während eines Gaſtſpiels am Theater an der Wien. Das „Theatergeſchenk der k. k. priv. Theater an der Wien und in der Joſefſtadt auf das Jahr 1831 vom Soufleur und Bibliothekar C. J.

F. Holzapfel" befaßt ſich eingehend mit dieſem Gaſtſpiel u veröffentlicht das Poem:

Tiſchlergeſell und Küchenfee eilen „nachmittags au Land". Er ſteckt zwei Gulden ein, leiht ſieben dazu und h die geſchminkte Köchin ab . . .

„O führen S' mich doch zum Strauß!"
„Zum Strauß" ſag ich, „das koſt nicht viel
Da fahrn wir nach Schönbrunn
Da ſieht man Straußen, wenn man will
Allein was tun wir nun?"
Da lacht ſie ſchrecklich über mi
Und ſagt: „Seyns nicht ſo dumm
Der Strauß ſpielt ja am Tivoli
Das bringt ein völlig um
Der Strauß iſt gar ein gſchickter Mann
Der Alles unterhalt
Und der in Wien hier Jedermann
Mit ſeinen Tänzen gfallt."
Ich nimm 'n Wagen, wir ſteigen ein
Der Fiaker ſchreit „Hi"
Er haut in ſeine Röſſel ein
Wir fahrn nach Tivoli
Da iſt a Garten nach der Mod
Vor Freuden war ich beſſen
Der Strauß hat geignet wie a Gott
Und d' Leut' habn ſchrecklich g'eſſen.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich führ 's nach Haus auf'n Zeiſelwagn
Und hab nur mehr zwei Groſchen
Die Schand, was wird der Kutſcher ſagn
Die Kerln habn ka Goſchn!
Ich küß ihr d' Hand, es war a Pracht
Wie kann ein Kuß doch laben
Auf einmal hör ich, daß was kracht
Und alles liegt im Graben.
Heut ſeyn wir im Malheur ſchon drinn
Voll Schmutz ſeyn alle Kleider

TIVOLI

nächst Schönbrunn in Ober Meidling bey Wien

Den Hut verlorn, die Pfeifn hin
Sie flucht, als wie ein Reiter.
Ich ziehs heraus, will zärtlich seyn
Und lispel „Liebe Rösel“
Da schlagts mich fast ins Gsicht hinein,
Und sagt: „Marschiern S', Sie Esel!“
Beim Haustor endlich küßt s' mich noch
Und sagt „Mir war's ein Ehr.“
Ich denk mir: Geh zum Teufel doch
Du siehst mich nimmermehr!
So renn ich voller Gall nach Haus
Bin gifti über mi
Kein Köchinn führ ich nimmer aus.
Verflixtes Tivoli!

Von den mannigfaltigen Vergnügungen, die man am Tivoli bot, erwähnt R. Groner („Wien, wie es war“) die nach langer Pause 1834 wieder eingeführten Hahnenkämpfe: Sie hätten sehr wenig Beifall gefunden; die Wiener hätten die „animalischen Spektakel“ im Hetztheater bei den Weißgärbern schon vergessen... Daß zu jener Zeit derlei Volksvergnügungen in Wien üblich waren, liest man beispielsweise im heute sehr seltenen Werke „Das Donauländchen der k. k. Patrimonialherrschaften im Viertel Obermannhartsberg“, 1835 erschienen: Die Belustigung des „Bockerlkrieges“, des Kampfes von Truthähnen, sei im südlichen Waldviertel stark verbreitet; die aus Wien heimkehrenden Holzhändler brächten meist in Ungarn gezogene Truthähne mit, die „Bockerl“, die zum Volksspiel ein paar Mal im Jahre verwendet werden. Man behänge die Tiere mit roten Lappen und Schellen, worauf sie wütend aufeinander losgehen; die Waldviertler wetten leidenschaftlich auf den Sieg ihres Favorits, auch um Arbeitstage, wenn das Geld verspielt sei.

Galopp à la Giraffe bei der „Weintraube" in Penzing

Im Hochsommer 1828 kommt die erste Giraffe nach Wien, ein Geschenk des Vizekönigs von Ägypten an die kaiserliche Menagerie zu Schönbrunn. Wien erwartet das fremdartige Tier mit besonderer Neugierde. Die Blätter veröffentlichen förmliche Bulletins über den Verlauf der Fahrt, so die „Theaterzeitung" vom 3. Juli 1828: „Die Agramer Zeitung meldet, daß nach offiziellen Mitteilungen die Ankunft der Giraffe in Fiume wegen eines Meeressturmes noch nicht erfolgt ist; man werde nach dem Einlangen von Nachrichten baldigst berichten." Anfang August ist die Giraffe endlich da! Ein Araber mit Turban und Tschibuk bringt den Vierfüßler in die Menagerie zu Schönbrunn, wo das Tier, das sich durch die krassen Mißverhältnisse der Körperteile von den anderen Säugetieren so unterscheidet, tagelang von den Wienern begafft wird. (Nach Dr. L. Fitzinger, „Die kaiserliche Menagerie in Schönbrunn" ist die afrikanische Giraffe, der „Zamer" der Bibel, erst in den Zwanzigerjahren lebend nach Europa gebracht worden und hat ungeheures Aufsehen erregt, so daß jeder Tiergarten in unserem Erdteil ein Exemplar zu haben wünschte.) Die Giraffe beeinflußt die Mode; eine Menge Bedarfs- und Gebrauchsartikel, Kleider, Handschuhe, Tabaksbeutel, Ohrgehänge erhalten die Bezeichnung „à la Giraffe", und der flinke Bäuerle ist raschestens mit einem Gelegenheitsstücke zur Stelle: „Die Giraffe in Wien" oder „Alles à la Giraffe". Im Leopoldstädter Theater treten Raimund und die Krones in diesem Opus auf, doch die Gelegenheitsposse wird kräftig ausgezischt.

Selbstverständlich ist der Saal „Zur Blauen Weintraube" in Penzing gesteckt voll, bevor noch das vom geschäftstüchtigen Besitzer angekündigte „Giraffenfest" begonnen hat. Jeder Dame

überreicht man einen Blumenſtrauß, aus dem hübſch zierlich Kopf und Hals einer Giraffe aus Zucker ragen. Es wird „Galopp à la Giraffe“ getanzt, und am Ende des Gartens erſcheint in einem Transparente der Araber mit dem Vierfüßler. Der langbärtige Begleiter des Tieres iſt Feſtgaſt; er ſoll ſich nicht bloß über ſein Konterfei gefreut, ſondern auch durch Geſtikulieren zu verſtehen gegeben haben, daß er gerne ein Tänzchen mitmachen würde. Auch darüber ſpricht man Wochen hindurch in Wien. Zwei Jahre ſpäter beſingt Ferdinand Raimund als „Aſchenmann“ im Theater an der Wien die verfloſſene und die neue Mode:

„Seit die Giraff iſt todt
Seyn d' Maſchen in der Mod. —
Sechs Maſchen auf dem Hut.
Es wird Einem faſt nicht gut. —
Und auf dem Hals verdammt,
Eine Maſchen gar von Sammt,
Oft führt's noch Einer aus,
Der a Maſchen bringt nach Haus —
Ein Aſchen!

Und jetzt hör ich, daß ſ' tragen
Von Felber einen Kragen
Und di Ärmel ſeyn ſo weit
— s gibt jeder noch ein Kleid.
Ein Hut à la Pensée,
Der Magen thut ein'm weh,
Und d Ohring, 's wird einem bang,
Seyn 14 Ellen lang —
Ein Aſchen.“

Der Inhaber der „Blauen Weintraube“ zu Penzing iſt beſtrebt, ſich durch aparte Feſte hervorzutun. Am 1. Juli 1829 war beim Sperl ein Frühlingsfeſt als Blumenfeſt wiederholt worden. Von Lanner waren Walzer und Galopp gewidmet. Als Attraktion hatte der Saalinhaber durch weißgekleidete Mädchen

Der Araber mit der Giraffe

den Damen prächtige Blumenbukette überreichen lassen. Eine Woche später hat der Penzinger Wirt sein Lokal in einen Tempel der Flora gewandelt. Vom Landschaftsmaler Gurk waren die Dekorationen beigesteuert worden. Girlanden und Blumen an allen Ecken und Enden, im Park und Hofraum; ein reizvolles Blumenfest. Viel Beifall findet die geschmackvolle Idee des Wirtes, auf dem Tische duftende Bukette zu placieren, Teller, Flaschen, Servietten mit Blumen zu zieren. Franz Morelly hatte für das tanzlustige Volk ein paar in die Beine gehende Walzer und Galopps komponiert. Huldigungen der Flora, die ebenso einschlugen, wie der „Floridsdorfer Kirchweihlandler".

Gesellschaftsball beim „Mondschein"

In seinen Memoiren erzählt Adolf Bäuerle, wie er bei seinem ersten Theaterbesuche die Gespräche der Orchestermitglieder der alten Schikanederbühne vor dem Spielbeginne belauscht habe: Die Musici sprechen von ihren Erlebnissen und Nebenbeschäftigungen, der Musje Golatschek erstattet seinen Bericht: „Hame Nachtmusik gemacht bei Pane Paczaczil, war gestern seiner Frau Liebstes Kindeltag". Einer von den Bläsern erzählt hierauf: „Ich hab mich gestern im Mondschein-Saal aufgehalten. Dort hat der Hausherr seine Hochzeit gehabt. Es war eine geschlossene Gesellschaft. Bis in die Früh ist getanzt worden. Ich hab einen Lagithaler und einen Rausch nachhause getragen. Habe dann geschlafen bis vier Uhr nachmittags. Um diese Stunde hat mich mein Weib aufgeweckt. Es ist plötzlich eine Leiche ausgekommen, da habe ich von fünf bis sechs Uhr Posaunen geblasen, aber nur 24 Kreuzer erhalten, obgleich ein Gulden bezahlt wurde; allein der Meßner von der Pfarre ist ein Dieb und hat mich um 36 Kreuzer geprellt." Der kleine Bäuerle war von den Anfangseindrücken im Tempel der hehren Kunst nicht sehr erbaut . . .

Jenes Gasthaus auf der Wieden lag in der Heugasse, der Grenzscheide zwischen Wieden und Landstraße, die vom Mondschein bis zur späteren oberen Alleegasse „die kurze Jeuß" genannt wurde. Weil die vom Lande zufahrenden Heuwagen durch diese Gasse ihren Weg zum Markte nahmen, ist die Benennung bald durch „Heugasse" ersetzt worden.

Ein großer Gesellschaftsball wird im neudekorierten Saale „Zum Mondschein", nächst der Karlskirche, getanzt. So kündet am 5. Februar 1820 das „Allgemeine Intelligenzblatt" der lebenslustigen Welt an. Die Anzeige bringt die übliche Reklame für das „rühmlichst bekannte Lokal" und fügt hinzu: „Der große, parquettierte Tanzsaal werde seinem Zweck allein gewidmet

sein, im ersten und zweiten Stockwerke seien sorgfältig angereihte, geschmackvoll verzierte Speisezimmer mit bester Wachsbeleuchtung. Die Musik bringe Kompositionen von Josef Wilde, Josef und Johann Faistenberger und Valentin Czeyka, Musikdirektor dieses Saales. Der Ball werde um acht Uhr mit der beliebten Polonaise aus dem Ballette „Das Waldmädchen" eröffnet und um fünf Uhr geschlossen werden. Die Kartenausgabe erfolge in einer (näher bezeichneten) Wiedener Spezereiwarenhandlung, im Wirtshause „Zum Goldenen Kreuz" und bei Johann Seemann, bürgerlichem Gastgeber „Zum Mondschein" auf der Wieden. Für den 8. April kündigt dieser Wirt einen großen Gesellschaftsball an: „Dem Wunsche mehrerer hochverehrten Zirkeln, in der angehenden kühlen Frühlingszeit einen Abend des Tanzes im Kreise geselliger Freunde genießen zu können, wird bereitwilligst gewillfahret". Es folgen die üblichen Anpreisungen der Lokalitäten, des Parketts, der Wandbeleuchtung, der Speisen, Getränke, Musik und die Angaben der Kartenverkaufsstellen: Kaffeehaus Simoni und Saalbesitzer Seemann.

Die Aventüren der „Watzenwaberl"

Auf die Gesellschaftsbälle beim „Mondschein" wirft der Inhalt eines Gassenhauers im Dialekt ein schiefes Licht. Er gilt einem der liederlichen Frauenzimmer, die sich beim „Mondschein" und in anderen Tanzlokalen gerne einfanden. Das Lied von der „G'scherten Watzenwaberl" erzählt die Streiche eines leichtlebigen Mädchens. Den nom de guerre führt das sittenlose Geschöpf, weil es schon wiederholt mit der Zuchthausschere behandelt worden war. Ein Dekret Kaiser Josef II. vom Jahre 1782, das den Vollzug der Todesstrafe möglichst einschränkte, hat für die Zuchthäusler öffentliche,

ſchwere Arbeit in den Straßen Wiens und in den Feſtungen des Landes angeordnet, die ſie in Sträflingskleidern und mit kahlgeſchorenem Haupte zu verrichten hatten. Von Zeit zu Zeit unternahm die Sittenpolizei am Graben, wo die Nymphen zu Dutzenden flanierten, und in den verrufenen Wirtsbuden ihre, ſtets einträglich verlaufenden Streifungen; die abgefangenen Weibsbilder mußten nach der Prozedur des Haarſcherens aneinandergekettet die Straßen mit dem Beſen kehren. („Altwieneriſches" von Blüml und Gugitz, 1920: „Die geſchorenen Zuchthäusler"; dort reichhaltige Literaturangabe.) Späterhin hat man dieſe Sorte von Frauenzimmern zum Reinigen der Wäſche in den Krankenanſtalten gezwungen; bei ihrer Arbeit in den Straßen hatten ſie frechen Ulk getrieben, vorübergehende Bürger des Verkehres mit ihnen keck beſchuldigt und die Paſſanten beläſtigt. Das Haarſcheren hatte ſeine ſchreckhafte Wirkung umſomehr verloren, da in der nachfolgenden Modezeit der Titusköpfe alle Frauen kurze Haare trugen. Die „G'ſcherte Watzenwaberl" ſcheint mehrmals auf dieſe merkwürdige Weiſe beſtraft worden zu ſein; wie wenig die Sühne gewirkt hatte, bezeugen die Vierzeiler des „ſchönen weltlichen Liedes", das die Wiener Stadtbibliothek verwahrt.

/ G'ſcherte Watzenwaberl fohrt am Mondſcheinfool,
Do hots G'ſchichten g'macht, ich hob ſchon drüber Goll,
Am Sool iſt's umag'fohrn, ſo grad wie die Norn,
Und dem Kellner mit der Zech abgfohrn.

/ Der Herr von Rutſchiputſchy kumt in ana Eil,
Und ſogt gleich: „Liebe Goſchen! tanz mit mir a Weil'."
Si ſogt: „Gleich drahſt di, du verliebter Haubenſtock,
Wonſt a Geld hoſt, führſt mich g'ſchwind zum Bock."

/ Im Anfong hat mir oba dieſer G'ſpaß nit g'ſolln,
Weil der Rutſchiputſchy die Zech muß zohln,
Daweil er ſich beym Wirth durt wegn der Zech beklogn,
Fohrt ihm d' Waberl ob im Lechawogn.

// Und zum Glück hob i von Wogn das Numero kennt,
Bin i flugs hinüber auf Margarethen g'rennt,
Beim großen Stadtgut mußt ich 30 kr. zohln,
Ey, das war billig, mir hot 's recht gut gfolln.

/ Kaum loß i mir den Plutzer Bier hergebn,
War die Watzenwaberl ja gleich danebn,
Sauft mir aus mein Bier und sogt, soll tanzen gehn,
Und wie ich s' nehma will, so laßt s' mi stehn.

/ Vorn Leuten hab i mi grod g'schomt ols wie a Norr,
Weil die Watzenwaberl a verschwunden wor,
Geh i auf Gumpendorf ins groß Honswurstenhaus,
Do schmeißt der Wirth just d' Watzenwaberl 'naus.

Waberl ist die wienerische Verkleinerungsform für Barbara; die „Schmauswaberl", Barbara Roman, hat auf dem Spittelberg die Reste der kaiserlichen Hoftafel verkauft. Goll = Galle, statt „durt" soll es „tut" heißen; der hier genannte Saal „Zum Stadtgut" war im 5. Bezirke.

Zwei Belialskinder auf der Wieden

Der neuen Wieden fehlen Kirche und Bildungsstätte. Es tadelt 1812 ein witziger Poet:

„Tanzsäle aber — ja g'horsamster Diener! —
Da hat sie freylich ihrer zwey,
Und locket die vergnügungssücht'gen Wiener
Durch Anschlagzettel rasch herbey."

Die zwei Belialskinder sind der „Schwarze Bock" (Margaretenstraße 27, früher 482) und das Tanzlokal „Zur Neuen Welt" (Kleine Neugasse 588). Sechs Jahre vorher hat der Franzose Peter Meunier dieses Lokal übernommen und den

Saal mit den „gebohnten Parketten“ auslegen lassen. Nun feiert der Traiteur die Hochblüte seines „Etablissements“, — das notabene 1823 seine Pforten schließt — überflügelt seinen Konkurrenten vom „Schwarzen Bock“. Die da in der Strohhutfabrik des Grundes ihre Hände fleißig regen, die Seidenwinderinnen, Bandmacherinnen, dann das Wäschervolk, Bäcker, Fleischer u. s. w. finden sich in den gastlichen Stätten der Gegend ein, auch beim „Schwarzen Ochsen“, „Goldenen Sieb“, „Goldenen Schaf“, „Goldenen Bär“, bei der „Goldenen Kugel“, im Kaffeehaus „Zum Goldenen Kapaun“, bei der „Goldenen Traube“, deren riesige Linde im Garten zwanzig Tische überschattet. Auf den Aushängeschildern der Wiedener Gaststätten kehrt das Wort „Golden“ oftmals wieder. Es scheint den Gastgewerbetreibenden nicht schlecht ergangen zu sein, wozu wohl auch die Lage an der stets belebten Verkehrsstraße nach dem Süden beitrug.

✿

Der Vergnügungskalender des „Schwarzen Bockes“

Die Ankündigungen in der „Kaiserlichen Wiener Zeitung“ gestalten ein Bild der Feste in den einzelnen Tanzsälen. Beispielsweise sei der Jahrgang 1820 durchgeblättert: Am ersten April teilt der bürgerliche Gastwirt Leopold Weißhappel in einer Annonce mit, daß er den seit Jahren wohlbekannten Saal „Zum Schwarzen Bock“ auf der Wieden übernommen, neu dekoriert und mit einem Parkettboden versehen habe; der erste Ball werde am 3. April gegeben werden. Zugleich wird bekanntgemacht, daß Donnerstag, den 6. April, ein Gesellschaftsball abgehalten wird, zu dem nur eine, dem Raume des Vergnügungslokales entsprechende, bestimmte Anzahl von Eintrittskarten zu dem Preise von 1 fl. 30 kr. für jede Person aus-

gegeben werde, die im Kaffeehause Simoni am Graben und beim Inhaber des „Schwarzen Bockes“ erhältlich seien. Am 6. Mai bringt die „Wiener Zeitung“ folgende Ankündigung:

„Ballnachricht. Der Unterzeichnete gibt sich die Ehre, dem verehrungswürdigen Publikum anzuzeigen, daß am Sonntag, den 7. und Donnerstag, den 11. Mai und so fort alle Sonn- und Feyertage in seinem neu und geschmackvoll dekorierten und parkettierten Saale zum schwarzen Bock auf der Wieden öffentliche Bälle gegeben werden, wobey auch der, mit dem Tanzsaal in genauer Verbindung stehende, zur Bequemlichkeit des geehrten Publikums dienende, auf das beste hergerichtete Garten eröffnet wird, und wo man auch an Wochentagen abends mit guten Speisen und echten Getränken bedient werden kann.

bürgerlicher Gastgeber und Hausinhaber.“
Leopold Weißhappel,

Der Wirt ladet am 16. Juni neuerdings auf diesem Wege die Vergnügen suchende Gesellschaft ein und erklärt, daß vom Sonntag, den 18. Juni „und so fort alle Sonn- und Feiertage“ öffentliche Bälle in seinem Lokale stattfinden werden; die Musik sei durch Herrn Kompositeur Mathias Schwarz neu besetzt. Auch in hochsommerlicher Hitze wird beim „Schwarzen Bock“ nicht pausiert. Anfangs Juli kündigt der Saalbesitzer an, daß am Sonntag, den 16. und am folgenden Montag „und so fort alle Sonn- und Feiertage“ getanzt werde. Wie in den anderen Ballsälen bereitet man auch im „Schwarzen Bock“ für das Annenfest einen frohen Abend vor. Weißhappel ladet auf Anschlägen und in Zeitungsankündigungen zum Gesellschaftsball im noch immer „neu dekorierten und parkettierten“ Saale zum „Bock auf der Wieden“ ein und vermerkt, wo die Eintrittskarten („für die Mannsperson 1 fl. 30 kr., für ein Frauenzimmer 1 fl.“) erhältlich sind. Es gilt, den Opfern der Brand-

katastrophe in Böhmisch-Leipa zu helfen, für die vielfach gesammelt wird. Sonntag, den 3. Juli ist Kirchweihfest, da wird natürlich auch der Montag blau gemacht und auch an diesem Tage gehopst. Ende September annonciert Weißhappel, daß am Sonntag, den 1. Oktober und am folgenden Tage „und so weiter an allen Sonn- und Feiertagen" bei ihm öffentliche Gesellschaftsbälle abgehalten werden. Am 8. November tanzt man zum Vorteile des Musikdirektors Mathias Schwarz, und Ende Dezember gibt der Inhaber des „Schwarzen Bockes" zu wissen, daß diese Vergnügungsstätte den ganzen kommenden Fasching hindurch „neu dekoriert und parkettiert" zur Verfügung stehe. Beim Bock auf der Wieden spielen auch Pramer, Drahanek und ein Großer: Josef Lanner. Der Klassiker der Tanzmusik ist selbst ein Vorstadtkind; im Taufbuche von St. Ulrich hat man seinen Namen 1801 eingetragen. Zwanzig Jahre alt, dirigiert er schon eine Kapelle. Die ist freilich klein. Bloß drei Mann hoch. Josef Lanner meistert die Geige, die beiden Akkompagnierten haben den Viola- und Gitarrepart inne. Bescheiden ist der Beginn der künstlerischen Laufbahn. Das Trio konzertiert im Vorgarten des Kaffeehauses „Zum Jüngling" in der Praterstraße, und abwechselnd wird das Douceur eingesammelt. In anderen Ballokalen, namentlich beim „Rebhuhn" in der Goldschmiedgasse, wo Schubert verkehrte, trat Lanner mit einer ziemlich ansehnlichen Musikerschar vor das Publikum, dann konzertiert er mit seinem, nun schon stattlichen Orchester von Streichinstrumenten als Erster im Freien, im Prater, beim Dommayer, und mit dem größten Erfolge beim „Schwarzen Bock" auf der Wieden. Dort ist er der verhätschelte Liebling, dort kann ihn der Meister der Grazie und des einschmeichelnden Wohlklanges mit seinen sinnebetörenden Walzerschöpfungen nicht ausstechen. Die beiden Kameraden von ehedem treten übrigens 1829 bis 1843 in eine Art Kompagnieverhältnis, spielen nach Vereinbarung abwechselnd in

allen großen Wiener Lokalen, beim „Sperl", bei der „Birne" u. s. w. Das gefällt den tanzlustigen Wienern, einmal Lanner, den Flachskopf und einmal das Mohrenköpferl, bemerkt ein Lokalchronist.

Vom „Schaf", „Grünen Kranz" und „Wäschermädel-Lokal"

Im Frühjahre 1819 ladet der Mann mit dem urwienerischen Namen Leopold Weißhappel zum Besuche seines „Sommersaales" auf dem Schottenfeld ein. Am 25. April wird das Etablissement von ihm wieder eröffnet — der Garten wird besonders empfohlen —, und zwei Monate nachher veranstaltet der Saalinhaber einen Ball mit dem Eintrittspreise von einem Gulden. Das „Schaf" bleibt aber nicht lange in seinem Besitze.

Am 15. Jänner 1820 wird die Voranzeige für das fünf Tage später anberaumte Tanzfest in dem Saale „Zum Schaf" auf dem Schottenfelde veröffentlicht. Der neue Eigentümer, Josef Schlegel, beteuert, er habe den Saal schön dekorieren lassen, eine „vermehrte glänzende Wachsbeleuchtung" besorgt und werde es an prompter Bedienung mit guten Speisen und Getränken nicht fehlen lassen. Josef Faistenberger sei allgemein bekannt als Musikdirektor, ebenso das Talent seines Sohnes. Der Ball werde um acht Uhr mit einer Polonaise, die Herr L. Spohr komponiert hätte, eröffnet und um fünf Uhr beendet werden. (Der Saal war 1794 von Mathias Lichtenberger erbaut worden; über dem auffallend großen Einfahrtstor war ein schwarz angestrichenes Schaf angebracht; der langgestreckte, kahle Tanzraum wurde mit Talglichtern erleuchtet.)

Mitten im Fasching 1820 vergrößert sich die Zahl der Tanzlokale in den Vorstädten. Mit einem öffentlichen Balle wird am 24. Januar der „Grüne Kranz" auf dem Breitenfeld er-

öffnet; für den musikalischen Teil ist der Musikdirektor Steidler verpflichtet, der schon am nächsten Sonntage sein Benefiz begeht.

Noch ehe sich die Babenberger den Herzogshut aufs Haupt gesetzt, war die nördlich von Salzburg gelegene Benediktinerabtei Michelbeuern im Westen Wiens, und zwar an der Als begütert. Ihr „Hof ze Waring" wird schon 1072 urkundlich erwähnt. Die Regierung Kaiser Josefs II. hatte den Abt von Michelbeuern aufgefordert, seine Grundherrlichkeit über jene zwölf Untertanenhäuser zwischen dem Als- und Währingerbache, die seit der Anlegung der Linienwälle vom Dorfe Währing abgeschnitten und in den Bereich der Stadt Wien einbezogen worden waren, dem Wiener Magistrate gegen Entgelt abzutreten. Der Prälat dachte an die vielen Kloseraufhebungen, welche durch die josefinische Regierung ununterbrochen vorgenommen wurden, und beeilte sich, kein Mißfallen zu erregen, dem Wunsche der allerhöchsten Stelle raschest und ohne jedes Widerstreben nachzukommen. Der Vorort Michelbeuern, jenes abgetrennte Stück der Gemeinde Währing, hat schon 1823, gleichzeitig mit Alservorstadt, Breitenfeld, Hernals und Währing seine Filiale der Österreichischen Sparkasse, das Brünnlbad erfreut sich als Heilquelle besonderer Wertschätzung. Die Lebewelt strömt zum „Stegsaal". Ehemaliger klösterlicher Grund — nun in partibus infidelium! Wiener

Wäschermädel

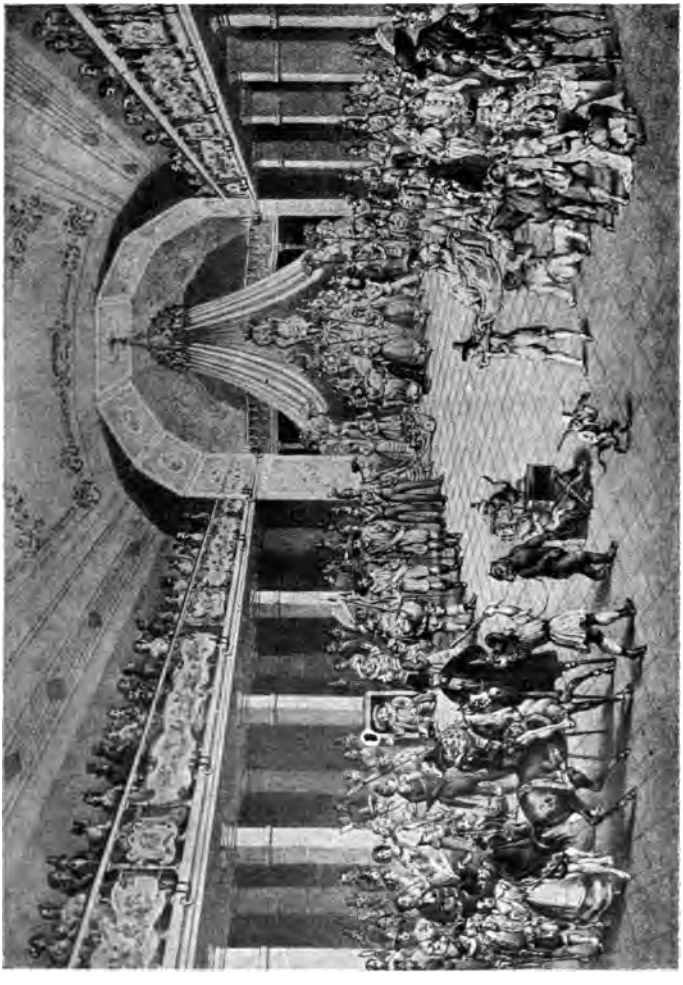
Anknüpfung beim Wagenstandplatz

Wäschermädel, viel schmucke Persönchen darunter, urwüchsig und schlagfertig mit dem stets flinken Mundwerke, sauber und adrett gekleidet, im Alltage das blütenweiße, bunt geblumte Kopftuch keck geknüpft, drehen sich im Kreise flott herum. Strauß und Lanner spielen zu Beginn ihrer künstlerischen Laufbahn der netten Weiblichkeit im „Stegsaal" auf. Durch etliche Jahrzehnte erhält sich der Ruf der Wiener Wäschermädel. Die vom Kühtreiber-Haus, vom Ranner-Haus in Lichtental sind nicht wenig stolz, denn sie waschen für den kaiserlichen Hof, und in diesen Dienst kommt man nur mittels großer Protektion. Vom „Stegsaal", der seinen Namen nach einem hölzernen, den Alsbach überbrückenden Steg erhalten hat, haben die Wäschermädel im grauenden Morgen nur eine kurze Strecke zu ihrer Wohn- und Arbeitsstätte zurückzulegen. Die allermeisten von ihnen sind am Himmelpfortgrund zuhause. Dort ist genug Wasser zur Hand, und an den weitreichenden „Gstätten" bleicht

die Wäſche. Nebenan wohnen am Thury, benannt nach dem Ziegelſchaffer Thury, zahlreiche Ziegelarbeiter. Die Bewohner Währings ſind faſt ſämtlich mit Haus und Grundbeſitz beſtiftet, doch in dieſen Diſtrikten zählt man viele „Inleute", in Miete lebende überſchüſſige Bevölkerung aus den weiter abſeits von der Stadt liegenden, mehr oder weniger bäuerlichen Dörfern. Die „Inleute" bringen es ihr Lebtag nicht zum Erwerb eines Häuschens oder eines nennenswerten Vermögens. Beim „Stegſaal" iſt auch viel Gelegenheit zum Verbrauchen . . .

Die Maskenbälle in Schwenders Koloſſeum

Karl Schwender iſt einer der vielen Reichsdeutſchen, die in Wien ihr Glück fanden, gleich Schmältzl, Schikaneder. Aus Karlsruhe kommt Schwender. Er ſchlägt ſich anfänglich als Markör durch das Leben. Aber er bringt es weiter. 1835 eröffnet er in Braunhirſchen (nach dem Gaſthof „Zum Braunen Hirſchen" getauft, ſpäter mit Reindorf, Ruſtendorf vereint und nach dem öſterreichiſchen Kronprinzen Rudolf „Rudolfsheim" benannt) links von der Poſtſtraße eine kleine Kaffeewirtſchaft. Daß die Gäſte die ſchattige Kühle der Arnſtein-Pereira'ſchen Gartenanlagen genießen können, dafür ſind ſie ſehr dankbar. Man bleibt beim Schwender gerne ſitzen, auch in der bald hinzugekommenen Gaſtwirtſchaft. Der Theaterdirektor Alois Pokorny erbaut (1849, Franz Ferron, „Neu-Wien") in den Parkanlagen ein Sommertheater, die „Arena", die mit dem Reſtaurant verbunden wird. Die Bühne im Grünen, urſprünglich ein halbrunder Bau mit Parterre, Logen, numerierten Sitzen und mehreren Galerien, iſt die Stätte, auf der ſich Karl Treumann und Karl Roth in den Stücken „Gervinus, der Narr vom Untersberg" und die „Steinbrüderln" reichen Beifall erobern. Mit der Zeit tritt Schwender auch hier in die Beſitzer-



Maskenball in den Florasälen

rechte. Die Tanzlokale Schwenders sind der „Amor-Saal", der „Flora-Saal", wo die berühmten Maskenbälle, als der Inbegriff des Vergnügens in den Sechzigerjahren, abgehalten werden. Bloß die Anfänge dieser Stätte des Frohsinns sind also in den Rahmen dieser Skizze einzubeziehen gewesen. Zum Aufschwung dieser und anderer Vergnügungslokale in der Gegend trugen auch die Straßenbeleuchtung und die „Linienbauer" bei, von denen Michael Hahn („Der Bezirk Sechshaus", eine Beschreibung der Ortschaften Braunhirschen, Fünfhaus, Gaudenzdorf, Ober- und Untermeidling mit Wilhelmsdorf, dann Reindorf, Rustendorf und Sechshaus) sagt: „Die Beleuchtung wurde im Jahre 1825 zuerst in Braunhirschen und im nächsten Jahr in den angrenzenden Ortschaften eingeführt. 1840 wurde zwischen der Mariahilfer Linie und dem Fünfhauser Brauhaus zum ersten Male die Gasbeleuchtung gebraucht, die auf Kosten des Allerhöchsten Hofes 1844 bis zur Sommerresidenz Schönbrunn fortgesetzt wurde. Für die Sommermonate bestritt der Hof die Auslagen, die Beleuchtungskosten der übrigen Jahreszeit brachte man im Wege der Subskription bei Hausbesitzern und Gewerbsleuten auf. Fiaker oder sogenannte Linienbauer stehen 65 vor der Mariahilfer und Schönbrunner Straße."

Dommayers Kasino

Rasch entwickelt sich im ersten Drittel des Jahrhunderts die ländliche Gemeinde Hietzing. Der Eipeldauer raunzt 1802: „Die Tag bin ich auf Schönbrunn gfahren und da hat mich mein Fiaker, um ein paar Schritt z'ersparn, an der Wien hinauf g'führt und da hat mein Nasn ein Pris Tabak nachn andern kriegt. Da habn auch d' Wäscherinnen just ihr Wäsch dort aufghengt ghabt und da hat der Gstank davon mitn Gstank von

der Wien ein Gſtank-Duett gmacht . . . Von Schönbrunn bin ich auf Hizing hinüber gangen. Aus dem Dorf wolln ſie jetzt ein Stadt machen. Es ſind 90 neue Häuſer dort ausgſteckt, und die werden alle auf Spekulation baut, und da müſſen ja d' Wohnungen dort wohlfeiler werden; und d' Bauern habn mit ihren eingangenen Tradfeldern auch nimmer ſo viel Schererey . . ." 1835 lobt die „Öſterreichiſche National-Enzyklopädie": „Hietzing — eines der ſchönſten Dörfer Deutſchlands — es zält 160 meiſt ſehr elegant, mitunter prunkvoll gebaute Häuſer — iſt mit der Hauptſtadt auf mancherley Weiſe verbunden." Schon zehn Jahre vorher hat man die erſte Stellwagenlinie vom Dommayer über Penzing in die Stadt dem Verkehr übergeben.

Schimmers „Neueſtes Gemälde von Wien in topographiſcher, ſtatiſtiſcher, commerzieller, induſtriöſer und artifizieller Beziehung" (Wien 1837) zählt die Tanzſäle in den Vorſtädten auf, den „Apolloſaal", den „Sperl", dann „Zum Guten Hirten unter den Weißgärbern", „Zur Goldenen Birne" (Landſtraße, Hauptſtraße 63), „Zum Fürſtenhof" (Landſtraße, Rabengaſſe 453), „Zum Schaf am Schottenfeld" (423), „Zum Großen Zeiſig" (Spitalberg, Burggaſſe 135), „Zum Strauß" (Joſefſtadt, Kaiſerſtraße 102), „Zum Schwan" (Roßau 86), das „Landgut" unweit der Favoritenlinie (mehr für das gemiſchte Publikum mit Garten, Schaukel, Feuerwerk und Muſik) und mehrere andere kleine Säle. „Außerhalb der Linien liegt Dommayers großartiges Kaſino in Hietzing, deſſen vor einigen Jahren neuerbauter Saal eines der ſchönſten Architekturwerke dieſer Art iſt, das obendrein jeden Sonntag, zur Karnevalszeit noch öfters, von Strauß belebenden Tönen widerklingt und Tauſende von Gäſten anlockt. Die hier zur Winterszeit abgehaltenen Bälle gehören zu den glänzendſten und beſuchteſten im Umkreiſe der Reſidenz und haben ſicherlich alle derartigen Lokalitäten in den Vorſtädten verdunkelt. Bedienung und Be-

Die Wasch-weiber.

wirtung sind hier ebenfalls von der Art, daß sie nichts zu wünschen übrig lassen, und gewiß wird Niemand, bringe er auch gespannte Erwartungen mit, dieses herrliche Lokal unbefriedigt verlassen."

Die politische Odeon-Historie

Dem Odeonsaal ist kein Glück beschieden. Der Glanz des Sperl ist verblaßt, ein neues Lokal in jener Gegend könnte reussieren. Der Anfangserfolg stellt sich ein: Eine ungeheuer lange Kette von Equipagen zieht sich die Praterstraße entlang hin, die Wagen stauen sich schon jenseits des Stromes. An Speisegeschirr und Besteck für so viele Gäste fehlt es, die Backhühner sind verzehrt, alle die vielen Leckerbissen, ohne die nun einmal der wienerische Himmel nicht zu denken ist, schließlich werden sogar gewisse Räumlichkeiten zu wenig und man muß,

Dommayer in Hietzing

wie Petermann sich ausdrückte, im Interesse der Damen zu den Hafnern schicken. Der Odeonsaal ist ein Nachzügler aus den Vierzigerjahren, in der Periode ernster Vorgänge entstanden. 1845 wird der Saal mit einem Fassungsraum für 10.000 Besucher seiner Bestimmung übergeben. Ein in seinen Ausmaßen imponierendes Lokal, in Länge und Breite doppelt so groß als der Apollosaal, mit dreimal so großem Fassungsraum als der Sophienbadsaal. (Die genauen Daten in „Alt-Wien", Band 6.) Die kolossalen Maße sind alles eher als förderlich, die Bauherren erleben Enttäuschungen. Mit Ausnahme der Karnevalszeit ist der Odeonsaal nur schwer verwendbar. Wenn sich tausend oder fünfzehnhundert Besucher in die Räume verteilen, bleibt das Parkett ziemlich unbevölkert. Ein Frösteln überkommt die Gäste, die Stimmung ist verbannt. Doch die Akustik wird allgemein gerühmt, die Konzerte des Männergesangsvereines in diesem Saal erregen Aufsehen. Es fehlt hier freilich schon nicht an politischen Demonstrationen. Kommende Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Stürmischer Jubel bricht

elementar durch, als zum ersten Male das begeisternde Lied „Was ist des Deutschen Vaterland“, von Reichhardt vertont, vorgetragen wird. Und die Polizeispitzel haben zu tun, ihren Auftraggebern die Zahl der Wiederholungen zu vermelden. Die Zensur unterdrückt wieder einmal. Der Männergesangsverein trägt andere nationale Chöre vor, die ebenfalls mit endlosem Beifalle begleitet werden. 1848 weilt eine Abordnung der Nationalgarde von Brünn in der Hauptstadt. Direktor Carl, der seine Person stark in den Vordergrund zu schieben trachtete, eine Gruppe Gardisten kommandierte, gibt auf der Leopoldstädter Bühne eine Festvorstellung mit Nestroy und Scholz „Die Freiheit im Krähwinkel“; dann werden die Brünner unter Musikklängen in den Odeonsaal geleitet, wo Carl das Präsidium der Tafel führt, an der 900 uniformierte Gäste sitzen. Im Sturmjahre halten hier Volksredner radikale, aufreizende Reden. Dann veranstaltet die aus Deutschland importierte Religionsgenossenschaft, die „Deutschkatholische Sekte“, Propagandameetings, bei denen der exkommunizierte schlesische Priester Johannes Ronge in einer Vortragsreihe das Papsttum und einige andere Einrichtungen der katholischen Kirche bekämpft. Die maßlose Heftigkeit seiner Angriffe ruft hitzigen Widerstand und heftige Abwehr hervor. Als Ronge einmal den Marienkult verspottet und die Heiligenverehrung bekrittelt, entsteht eine Schlägerei. Von nun an sind die Tumulte im Odeonsaal an der Tagesordnung. In einer der nächsten Versammlungen bricht eine Panik aus. Ronge prophezeit den baldigen Untergang der römischen Papstkirche. Da klirren die Fenster, der Schrei gellt durch die Menge: „Rettet euch, der Windischgrätz ist da!“ Hunderte stieben entsetzt auseinander und flüchten durch Türen und Fenster ins Freie, mitten unter ihnen der Reformator. Ein blinder Alarm. Das Schreckgespenst rückt erst viel später gegen Wien heran. Bei der Eroberung der Stadt und Niederwerfung der Revolution durch die kaiser-

Der Odeon in Wien

lichen Truppen unter dem Befehle des gefürchteten Windischgrätz gerät der Saal am 28. Oktober 1848 in Brand, das Feuer findet am Lagerstroh in den Räumen reichliche Nahrung und in wenigen Stunden ist an der Stelle des Prachtbaues ein rauchender Trümmerhaufen. Der Odeonsaal ist gewesen.

Der Apollosaal — das Grandlokal

Anfangs Januar 1808 erscheint eine Zeitungsannonce, in der mitgeteilt wird, daß vierundzwanzig Bediente für Tafel, Konditorei und Kellerei und zehn Hausoffizianten, darunter vier vollkommene Vorschneider, gesucht werden. Für den Apollosaal gewiß eine zugkräftige Reklame. Die Eröffnung des neuen Ballokales bedeutet ein fast unerhörtes Ereignis für das nicht verwöhnte Wien, die zeitgenössischen Berichte schwelgen von den Eindrücken und Vorgängen. Eine unglaublich zahlreiche Schar von Equipagen, Remisen und Fiakern ist mobilisiert, die große Welt in Bewegung. Die dicht aufeinander zum Stadttore hinausfahrenden Wagen bilden eine lange Kolonne. Wache zu Pferde hält auf beiden Seiten die Ordnung aufrecht. Mit oftmaligem Halten und im langsamen Vorrücken vergeht mehr als eine Stunde. Schon in einiger Entfernung vor dem Tanzpalaste brennen viele Laternen, die das Szenarium der Auffahrt prunkvoll gestalten. Die Fassade des Tempels der Freude und Lust ist einfach gehalten, der Statistiker würde 3 Vorhäuser, 13 Küchen, 31 Zimmer, 13 Gemächer und Kammern, 5 Säle, 3 Speisesäle, 65 Öfen, dann noch Kellereien, Holzanlagen notieren.

In Seitenzimmern legt man Mäntel und Überröcke ab, empfängt Nummern, steigt dann die ziemlich schmale Seitentreppe hinan zum etwas engen Raume vor der Kasse. Dort sind fünf Gulden zu bezahlen.

Den schönen, großen Saal hat man durch viele Kronleuchter und Wandleuchter taghell werden lassen, längs der Seitenwände sind die überhöhten Bänke von Damen in Grandtoilette besetzt; vor den Bänken ward ein breiter Gang mit grünem Tuch ausgeschlagen, auf dem die Zuschauer promenieren mochten. In der Mitte des traumhaft schönen Saales drehen sich die Tanzlustigen nach den Klängen, die eine vollständig verdeckte und versteckte Kapelle von der Höhe herab ertönen läßt.

Ein anderer Saal ist wie ein Feengarten zierlich dekoriert. Immergrünende Pflanzen, Lorbeerbäume, blühende Sträucher aller Arten, ungezählte Blumentöpfe mit Blüten zur genußvollen Augenweide zaubern ein ungemein ansprechendes Bild hervor, Grottenwasserkünste, Lusthäuser, davon eines mit einem Billard, bringen Zerstreuung und Abwechslung. Die Seitenwände dieses Saales sind mit Blumen und Bäumen bemalt, die gewölbte Decke stellt den Himmel dar. Die Naturimitation ist zur höchsten Vollendung gediehen. An dem einen Ende des Saales harren Konditorei und Büfetts, wo man alle Arten von Erfrischungen warm und kalt genießen mag; in ungeheuren Mengen und vielen Arten der Zubereitung das überaus beliebte Gefrorene, das sie alle verzehren, die Insassen der Lauben und Grotten.

Durch einen Gang mit Wasserkünsten gelangt man in den großen Speisesaal, wo ein Dutzend Tafeln für zwanzig, dreißig Personen, prächtig serviert, stehen. Silber und Kristall in Menge, die Beleuchtung feenhaft, ein Troß von Bedienten dienstbereit. Ähnlich ist nebenan gedeckt, nur daß die Tafeln hier auch für zehn Personen bestimmt sind. Um zehn, elf, zwölf und ein Uhr wird soupiert, der mindeste Preis ohne Wein ist mit fünf Gulden bemessen. Eine Treppe höher kann man in einer Flucht von kleineren Zimmern an Tischen zu vier, sechs, zehn und mehr Personen essen, einzelne Speisen, Schüsseln,

kalt oder warm. Es ist für jede Geschmacksrichtung und für jede Laune gesorgt.

Die fünftausend Besucher des Apollosaales fühlen sich denn auch sehr wohl, nur zum Schluß gibt es ein unangenehmes Akzident mit einer veritablen Balgerei: In der Garderobe klappt es gar nicht. Ein paar unerquickliche Szenen! Mancher Ballgast muß in der bitterkalten Nacht ohne Mantel nach Hause eilen. Die Abfertigung der Wagen ist übrigens auch schlecht organisiert, etliche der Kutschen stehen eine Viertelmeile entfernt. Der Saalbesitzer bittet am nächsten Tag in der Zeitung alle seine Gäste um Verzeihung und verspricht vollen Schadenersatz — die Gemüter sind versöhnt.

Anderen Beschreibungen des neuen Ballsaales (siehe die glänzende Skizze „Alt-Wien im Apollosaal" von Adam Müller-Guttenbrunn in „Alt-Wiener Wanderungen") ist zu entnehmen: Die siebzig Kellner sind in sechs Klassen mit verschiedenen Livreen eingeteilt, die Dienstkleidung besteht je nach der Kategorie in goldbetreßten Leibröcken, mit Silber verzierten Fracks oder Jacken, Halstuch, silberbordierter Weste, Kniebeinkleidern, weißen Gamaschen, weißen seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen und einem, mit Nummer versehenen, betreßten Hute. Das Personal klassifiziert sich in Aufwärter, die lediglich an den Tischen sich betätigen, Aufträger, Weinschänker, Vorschneider (Trancheure) und Bediente in den Schankzimmern. Der Eintrittspreis ist für jede Person ohne Unterschied des Geschlechtes für Erwachsene und Kinder einheitlich mit fünf Gulden festgesetzt, auf den Anschlagzetteln heißt es ausdrücklich: Unanständig gekleideten Personen, Dienern in Livreay, Frauenzimmern mit Korsetten und Schleppbauben wird der Eintritt nicht gestattet. Mit Sporen, Degen, Stöcken und Hunden ist der Eintritt Jedermann verboten. Den Freunden des Tabakrauchens wird ein eigenes schönes Lokal eingeräumt, und in jeder Hinsicht für die Bequemlichkeit und

Der grose Apollo Saal
mit Ansicht des Eintrittsaals.

Sicherheit der Gäste gesorgt. Auch ein „Notkasten" für plötzliche Erkrankungen ist vorhanden. Ärzte und Wundärzte, Inspektionsoffizier und Polizeibeamte, Löschmänner und Schornsteinfeger sind stets im Dienste, um sofort einzuschreiten, wenn man ihrer Hilfe bedarf. Die Zu- und Abfahrtsstraßen werden sorgfältig in Stand gehalten und gut beleuchtet. Kavallerie- und Infanterieposten halten die Ordnung aufrecht und sichern die freie Passage. Dienstag tanzt ein hoher Adel, Donnerstag und Sonntag das übrige Publikum.

Für glänzende Feste bietet sich der Apollosaal dar, für vornehme Hochzeiten, splendide Bankette. Die schwelgerische Genußsucht triumphiert, das Protzentum feiert schrankenlose Orgien, und man erzählt staunend mit jener Bewunderung, die Wien eben immer für den vordringlichen Verschwender mehr als für den ernsten, stillen Arbeitsmenschen hat: Es benützen reiche, übermütige Fabrikantensöhnlein in den Gelassen des Apollosaales die Hundertguldennoten als Fidibus und schieben Kegel nach Champagnerflaschen. Dann läßt sich wieder einmal der Saaleigentümer vernehmen: Er habe an Balltagen den Fiakern eine Belohnung ausgesetzt, wenn sie seine Gäste nicht

schnürten. Von einem Erfolge dieses Versprechens einer Prämie für die Ehrlichkeit ist nichts bekannt geworden.

Bald nach der Eröffnung des Apollosaales erscheint die „Schilderung des Apollosaales" von Fr. v. Ehrimfeld, dann „Der Apollosaal, nach Besuchen am 10., 17. und 31. Jänner 1808 dargestellt", im selben Jahre ferner „Kritik über den Apollosaal nebst einigen rezensierenden Bemerkungen über die bereits erschienenen Schilderungen desselben, herausgegeben von zwey Freunden des Geschmackes und der Kunst." Die Literatur erhält durch das Tagesgespräch der Wiener weiter Zuwachs: „Reise der Göttin der Tanzkunst in den Apollosaal und zu den übrigen Faschingslustbarkeiten in vier Briefen", „Der Apollosaal, ein Scherzspiel in einem Aufzuge von Fr. v. Ehrimfeld, Musik von Conradin Kreutzer", „Nagelneui Lid, was die ungrischi Heubauer von di neui Wiener Apollo-Saal in Pesth sungen hat", u. s. w. Im Theater an der Wien führt man ein musikalisches Quodlibet für den Karneval auf: „Rochus Pumpernikel." Eine tolle Burleske. Der Darsteller der Taddädlrolle, Anton Hasenhut, kommt auf einem Pferdchen geritten und als Frauenzimmer verkleidet, die sogenannten „Dudler" singen ihr beliebtes Alpenliedchen und am Schluß wird der Apollosaal auf die Bühne gebracht. Der Erfolg ist gesichert, der Eipeldauer vermeldet denn auch, es wären „schon um fünf Uhr keine Plätz mehr z' habn".

Im Februar 1809 wundert sich Reichardt über Wiens ungetrübte Lebens- und Daseinsfreude mitten während der Kriegsvorbereitungen, der äußersten Anstrengungen zum drohenden, gewaltigen Ringen. „Ein Fremder ließ sich einfallen, in einer der entferntesten, ungepflasterten Vorstädte, wohin im Winter ohne Wagen nicht zu kommen ist, einen großen, glänzenden, phantastischen Lustort mit ungeheuren Kosten zu errichten, wie ihn keine andere Stadt in Europa hat. Der Einlaßpreis ward doppelt so hoch angesetzt, als die bisherigen Preise

solcher Lustbarkeiten gewesen waren, die Bewirtung so elegant und splendid eingerichtet, daß auch dafür ungewöhnlich hohe Preise angesetzt werden mußten. Und dennoch — man muß den Apollosaal in diesen Monaten mehr als einmal, man muß ihn oft besucht haben, um sich eine Vorstellung davon machen zu können, wie allgemein er besucht wird. Es hat schon mehrere Abende gegeben, wo dieser Lustort mit sieben- bis achttausend Menschen angefüllt war, wovon nicht der zehnte Teil aus Leuten vom Stande und der großen Welt bestand. Ganze Bürgerfamilien vom geringsten Stand und Ackerbesitzer wie Pächter aus den umliegenden Gegenden mit ihren Familien, ja Bediente und Hausknechte füllen die glänzenden, herrlich dekorierten und erleuchteten, von voller Musik durchtönten Säle und Zimmer, besetzen häufig die zahllosen großen und kleinen Tafeln und Büffetts, mit dem schönsten, prächtigsten Silbergeräte und den besten, feinsten Speisen und Getränken vollauf angefüllt. So groß auch die Vorräte des kühnen Unternehmers immer sein mochten, gab es doch Nächte, in denen am Ende fast nichts mehr zu haben war. Man weiß, daß in einer Nacht für vierundsechzigtausend Gulden Eß- und Trinkwaren verzehrt wurden; die Einnahme für den Einlaß zu fünf Gulden belief sich auf über vierzigtausend Gulden, und so wurden in der einen Nacht über vierzigtausend Gulden von dem Unternehmer eingenommen. Und das geht immer noch so fort! Wo ist nun wohl die Stadt, das Volk in Europa von so allgemein verbreitetem Wohlstande?"

Einige Monate später ist der siegreiche Napoleon im niedergeworfenen Lande. Er besichtigt mit seinen Generälen den Tanzsaal, bald darauf ist unter den siebentausend entzückten Besuchern die Mehrzahl der Tänzer Offiziere der französischen Armee, die mit Bewunderung nicht kargen und die gefallsüchtigen Wiener mit ihren Schmeicheleien sehr erfreuen. Nach dem Feldzuge bewirtet der löbliche Magistrat die k. k. Offi-

ziere im Apollosaal, am 5. März 1810 erscheint Napoleons Braut hier.

Die Folgen der Kriegsjahre haben den längst zerrütteten Finanzen des Staates den Rest gegeben, und der Staatsbankerott läßt über Nacht Tausende verarmen. Den Apollosaal trifft zudem noch ein harter Schlag, eine Katastrophe bricht herein: die zwangsweise Ablieferung des Silbervorrates an das kaiserliche Münzamt. Da für ein Lot Silber nur vier Gulden gezahlt werden, erleidet der Etablissementsbesitzer bei jedem Lot einen Schaden von sechs Gulden, also bei seinem ungeheuren Silberinventar einen Verlust von 384.000 Gulden. Das große Unternehmen sinkt in den Konkurs und 1812, nach dem unheilvollen Bankrott, schreibt der Eipeldauer dem Apollosaal einen kleinen Nekrolog: „O je Herr Vetter! Aufn Apollosaal gehts jetzt lebendig zu. Seit d' Lisitation dort ist, kommen fast mehr Menschen hin, als zu der Zeit, wo die Ball geben worden sind. Ein Jeds will ein Andenken vom Apollosaal habn, und da werden so gar d' Salveter und die Tischtücher, wenns gleich vom Wein rothe Blattermasern habn, um ein sündteurs Geld verkauft. Man kommt jetzt auch selten in ein elegantes Haus hin, wo man nicht Sesseln oder Tisch oder Schirandeln oder ein Luster oder ein Purzlan aus'n Apollosaal antrifft, und da kann also der Saaleigentümer sagn, daß seine Möbl'n recht in d' Welt ausgangen sind."

Der Apollosaal feiert aber bald fröhliche Auferstehung, den Beginn der zweiten und noch glanzvolleren Ära. Die Sonne der Kongreßzeit bestrahlt auch diesen Ort der heiteren Freude. Kein Ballsaal in Europa mag sich so hohen Besuches rühmen. Gekrönte Häupter sind hier Stammgäste. Kaiser Franz und der Zar erscheinen am 12. Dezember 1814 und wiederholen einen Monat nachher inkognito den Ausflug.

Im zweiten Bande seines ausgezeichneten Gemäldes rühmt der überaus vergnügungssüchtige, jedoch so geistvolle Plutarch

Fanny Elßler
die gefeierte Tänzerin des Vormärz

des Wiener Kongresses Graf August de la Garde die feenhafte Pracht des luxuriös ausgestatteten Saales, besonders die Abwechslung in den Stilarten der Bauobjekte, in den Beleuchtungseffekten, wohlriechenden Sträuchern, Gruppen von Rosenstöcken und schreibt: „Während die Strenge des Winters die Erde ringsumher mit Schnee bedeckte, schwelgt man hier in der lauen, mit den lieblichen Wohlgerüchen geschwängerten Frische des Frühlings. Als wir eintraten, fanden wir eine erstaunliche Menge. Man schlug die Zahl der Anwesenden auf mindestens Acht- bis Zehntausend an. Ich muß gestehen, daß ich bei keiner der Festlichkeiten des Kongresses eine so glänzende und zugleich so gemischte Gesellschaft gesehen habe. Es war ein wahrhaft einziges Schauspiel, eine Welt im Kleinen. Der Ungezwungenheit halber, welche ihnen ihr Inkognito auf öffentlichen Bällen gewährte, zogen die Monarchen diese der umständlichen Etikette der Hofbälle vor." De la Garde notiert an jenem Abend unter den Anwesenden besonders die Könige von Preußen, Bayern, Dänemark und bemerkt, daß auch andere gekrönte Häupter zugegen gewesen wären. „Wir traten in den großen Ballsaal, wo sich die Könige, die Generäle, die Bürger und Staatsbeamten, unter den Haufen vermischt, auf und ab bewegten, von Handwerkern mit den Ellbogen begrüßt und geneckt von Grisetten. Zugleich mit einigen Majestäten betrachteten wir jetzt die ernsthaften Bürgerinnen Wiens, wie sie die gezwungenen Menuetts aufführten . . ."

Der wirtschaftliche Stillstand und dann der unvermeidliche Rückschritt, der Verfall auf allen Linien in der nächsten Zeit, wirkt auf den Geschäftsgang denkbar ungünstig. Mitten im Fasching 1819 gibt das Stiftsgericht Schotten bekannt: „Licit Haus am Oberneustift, der Apollosaal genannt, samt Zubehör wird wegen einer Schuld des Inhabers Sigmund Wolffsohn in einer Höhe von 40.000 fl. die Exekution geführt. (27. Jänner „Intellbl.")

Am 16. Mai 1820 bringt die „Wiener Zeitung“ eine Ankündigung, „daß man im Gasthof und Spaziergarten im Apollosaal zu Mariahilf in der Zieglergasse 113 mit den schmackhaftesten Speisen und echtesten Getränken täglich mittags und abends bedient werde“ und daß am 21. Mai (Pfingsten) der zum Apollosaal „eigends angelegte Speisegarten“ eröffnet werde, der zur Bequemlichkeit des hohen Adels und verehrungswürdigen Publikums ganz im neuesten Geschmacke eingerichtet sein werde, mit artigen Spielsalons und Kegelbahnen versehen; Tafeln möge man einen Tag vorher bestellen.

Als 1831 die Choleragefahr näher rückte und die Gemüter in heillose Aufregung versetzte, hat die Regierung, unfähig und untätig im gleichen Maße, nichts vorgekehrt. „Notspitäler“ entstehen in letzter Stunde durch die Beschlagnahme großer Lokale. Auch der Apollosaal ist unter diesen. Der Inhaber rekurriert zwar gegen die Inanspruchnahme und betont, daß sich sein Saal in einem äußerst dicht bevölkerten Bezirk befände, macht sich erbötig, ein Ersatzspital zu schaffen. Vergebliche Mühe. Dem ersten Krankentransport folgt der Tod auf den Fersen, der Sensenmann zieht in den Tanzsaal ein. Wer vergißt so leicht, als das lebensfrohe Volk an der Donau? Die Geigen ertönen wieder in der Zieglergasse, die Lieblinge des Publikums dirigieren ihre neuen Walzer, das traurige Intermezzo ist aus dem Gedächtnisse verbannt. In hellen Scharen strömt das frohe Wien herbei. Doch der Erfolg ist nicht von Dauer, die in Aussicht genommene Renovierung der Lokalitäten muß wegen der enormen Kosten unterbleiben. Der Saalinhaber Wolffsohn ist an der Grenze seines Könnens angelangt, er vermag seine Schöpfung nicht mehr zu retten. Ein vielseitiger Mensch, dieser Wolffsohn, der Gründer des Apollosaales. Die Biographie dieses Mannes würde etliche Seiten benötigen. Er war der Erfinder und Erzeuger zahlreicher

Speisen-Tariff und Weine

Refraichissement im Apollo-Saal

Suppen	fl.	kr.
Olio	—	12
Eingemachtes		
Gespickten engl. Lungenbraten	—	36
Boeuftek mit Erdäpfel	—	36
Schwedischer Schlegl	—	45
1/4 Poulard mit Hahnenkam	—	45
Gespicktes Rehfillée	1	—
1/2 Rebhuhn à la Salmi	1	12
Pasteten mit Wildpret	—	42
1/4 Fasan mit Kraut	1	24
1/4 Kapaun mit Kraut	—	48
Braten		
Kälbernen	—	36
1/2 Poulard	1	06
1/4 Kapauner	—	48
1/2 detto Steyer'schen	2	15
1/2 Fasan	3	—
1 Rebhun	2	—
Gespickten Rehrücken	—	—
1 Waldschnepfe	—	—
Schnitzl	—	42
Kalte Speisen		
Faschirten Indian	—	—
Strasburger Pastete	1	36
Schünken m. Aspic	—	40
Veroneser Salami	—	36

Fische	fl	kr.
Schill mit Erdäpfel	1	12
Hechten in Essig u. Oehl	—	54
1 blaue Forelle m. Aspic	1	30
Lax detto	1	18
Wällischen Salat	2	—
6 Austern	—	—
Extra Forellen	3	—
Mehlspeisen		
2 Krapfen	—	24
Aepfelstrudl	—	36
Linzer Bretzl	—	40
Salat		
Grausten m. Erdäpfel	—	27
Grünen m. Zeller	—	27

Compotte	fl.	kr
Maschansker-Aepfel m. Ribisel	—	36
Zwetschken	—	24
Pomeranzen	—	36
Gefaumtes Obers m. spanischen Wind	—	—
Punsch-Sulz	—	—
Pomeranzen-Sulz	—	40
Eis-Torten	1	—
Confect		
Französische Torte	—	45
Chocolade-dtto	—	48
Brod-Torte	—	40
Mandel-Torte	—	40

Käse	fl	kr.
Limburger	—	27
Barmasan	—	27
Strakin	—	30
Warme Getränke		
Caffee mit Obers	—	35
dtto. Schwarz	—	27
Chocolade	—	45
dtto. mit Nachgufs	1	20
Thee mit Obers	—	36
dtto. mit Limoni	—	36
Barbaras mit Obers	—	36
dtto. m. Limoni	—	36
1 Glas Punsch	1	20
1 Tazerl Confect	1	—
1 Mandel-Bogen	—	12
1 Puisquite	—	12
1 Tortlet	—	15
1 Taferl Castanien	1	—
1 Pressburger-Zwieback	—	15
Indianer-Krapfen	—	20
Catalain-Brod		15
Kalte Getränke		
Orangade	1	—
Limonade	—	36
Mandel-Milch	—	30
1 Glas Rum u. Arak	—	15
Feine Liqueure	—	15
Gefrornes	—	30

Wein-Tariff

Weisse Weine	Halbe Bouteille	Maas Bouteille
Klosterneuburger	1	—
Grinzinger	1	30
Alter Nufsberger	2	—
Weidlinger	2	30
Schomlauer	1	30
Ruster	1	30
Oedenburger Wermuth	1	—
Extra-Bitterfüsser	1	—
Ausbrüche	**Gross-Seitel**	
Tokayer	4	—
Ruster	4	—
St. Georger	3	—

Rote Weine	Halbe Bouteille	Maas Bouteille
Ofner	1	12
Ofner-Adelsberger	2	—
Erlauer	2	30
Carlovizer	2	30
Ausbrüche	**Gross-Seitel**	
Menescher	4	—

Dominikus Adami
1819 Traiteur

chirurgischer Apparate und Instrumente. In einer Ankündigung des „Allgemeinen Intelligenzblattes“ vom Jahre 1818 (Nr. 25) teilt er mit, daß man in der Niederlage seiner chirurgischen Instrumente allerlei Bruchbänder und Verbandstücke aus der k. k. priv. Landesfabrik des praktischen Brucharztes Wolffsohn in der Stadt, Kurrentgasse 441, täglich haben könne, daß er wegen Nachahmung seiner für menschliche, äußere Gebrechen notwendigen Verbandstücke durch andere Bandmacher seine Erzeugnisse mit der Fabriksstampiglie kenntlich machen lasse, armen Leuten die Ware gratis abgebe, was er schon die 22 Jahre seines Hierseins gepflogen hätte. Wolffsohn verfertigte auch Dampfbademaschinen zur Heilung von Gicht, Rheuma und Geschwüren zum Preise von hundert Gulden; sie umschlossen einen Behälter, „den man je nach der Krankheit mit Schwefelleber und allerlei Kräutern füllte“. (Anzeige im „Allgemeinen Intelligenzblatt“, 5. Februar 1820.) Auch der Nachfolger dieses rührigen und großzügigen Mannes, der Besitzer des „Schaffaales“ am Schottenfelde, Mathias Lichtenberger, konnte die Situation für den Apollosaal nicht retten. Das Lokal war unbeliebt geworden, als veraltet und schon zu „fade“ abgetan. Anfangs 1839 wurde im großen Saal die letzte der alljährlichen Akademien des Schottenfelder Kirchenmusikvereines abgehalten. Fromme Klänge, aber doch noch Musik. Dann verstummten die Töne. Der Schottenfelder Gastwirt hat die Realität an eine Seifensiederkompagnie veräußert, die für ihre Erzeugnisse den populären Namen nützte und zur Verstärkung der Reklame verkündete, daß sie dem verarmten Wolffsohn eine Pension ausgesetzt habe.

Die Gilde der Seifensieder übte im einstigen Feenpalast am „Brillantengrund“ der verschwenderischen Seidenfabrikanten ein nüchternes Handwerk, bis (in den Siebzigerjahren) die Apollo-Kerzenfabrik einem verheerenden Brande zum Opfer fällt. Die Neubauer Fabrik übersiedelte nach Penzing (Rotter:

„Penzing"), wo die Seifensiedergewerk-Gesellschaft schon 1833 den alten Spitalhof erworben hatte; in Simmering besaß die Aktiengesellschaft eine Filialfabrik ihrer „Apollo"-Stearinkerzen. Der Name „Apollogasse" erinnert heute an die entschwundene Phäakenzeit und gleichzeitig an das Ende vom Lied.

Der „Walzer-Sperl" und andere Lokale

Der „Sperl" ist ein Erbstück des vorigen Jahrhunderts, eines der ältesten Ballokale. Nikolai nennt 1781 als Wiener Stätten, an denen Terpsichoren gehuldigt wird: Die „Mehlgrube", Ottos Kasino in der Spiegelgasse, den „Sperl", die „Drei Könige" auf der Landstraße, den 1773 eröffneten „Mondschein", das „Lamm" und das Roßauer „Grüne Tor". Seither hat jeder Fremde, der über Wien ein Urteil hinterließ, des „Sperls" nicht vergessen. Ludwig von Jagemann schreibt beispielsweise: „Strauß's Hauptquartier ist beim „Sperl", das Lanners bei der „Goldenen Birne". Der Gastwirt Sperl versteht sich am besten auf die Reklame. Seine Plakate, auf welchen er ankündigt, daß Strauß spielt, sind derartig, daß der blasierteste Pflastertreter nicht im Stande wäre, an der Affiche vorüberzugehen. Das elegantere Lokal befindet sich bei der „Goldenen Birne", namentlich ist der Garten weit größer, und die Bedienung prompter. Die Illumination, die zum besten gegeben wird, muß als der Gipfelpunkt der Modernität gerühmt werden." Gleich manchen anderen Autoren zieht auch der scharf kritisierende, den Wienern unfreundlich gesinnte Verfasser der 1844 in Hamburg erschienenen „Briefe aus

Modebild 1831

Wien, von einem Eingeborenen" einen Vergleich zwiſchen „Sperl" und „Birne". Zunächſt werden Walzerfreude und Komödienluſt verurteilt: Die Walzermuſik beſtärke den Wiener in ſeinen nationalen Fehlern, laſſe ihn gegen alle geiſtigen Einflüße apatiſch werden. „Beinahe allenthalben, wo eine noch ſo kleine Geſellſchaft ſich öffentlich verſammelt, darf auch das Walzergedudel nicht fehlen. Während der katholiſchen Faſtenzeit müſſen bekanntlich die Fußſpitzen ruhen; da haben denn die ſpekulativen Gaſtwirte eine Art Abendunterhaltung erfunden, welche ſie „Konverſation", „Reunion" u. ſ. w. benennen, und wobei Strauß, Lanner oder einer ihrer zahlreichen Nachahmer aufzuſpielen pflegen. Die Leidenſchaft des hier verſammelten Volkes macht ſich, ſo oft ein beliebter Walzer ertönt, durch zügelloſes Händeklatſchen Luft. Die Bravos ſchmettern kannibaliſch und unterbrechen die Muſik beinahe nach jedem Takte. Meine unbefangene Meinung geht dahin, daß die Klage, der Sinn für die echte Kunſt wurde durch die Walzerflut untergraben, vielleicht nicht ſo ſehr begründet ſein dürfte, als die Bemerkung, wie ſchädlich und abſtumpfend dieſe Art muſikaliſchen Wirtshausvergnügens auf die Moralität des Volkes einwirken müſſe . . ." Über die Tanzſäle ſelbſt ſagt der ſtrenge Richter der Wiener Sünden: „Der weltberühmte „Sperl" iſt nicht ſonderlich gefällig, mit weitläufigen, aber winkeligen Appartements verſehen; der Saal „Zur Goldenen Birne" iſt architektoniſch ſchöner, dafür aber bei weitem kleiner. Der Apolloſaal, einſt bei weitem der größte, wird dermalen von einer Seifenſiedergeſellſchaft zur Fabrikation von Kerzen benutzt. Im Augenblicke, da ich dies niederſchreibe, erfahre ich, daß während der Dauer des heurigen Karnevals der Birn-

Modebild 1831

saal gänzlich geschlossen bleiben werde. Ei! Ei! Die Zeiten werden schlecht!"

Nachdem das uralte Häuschen umgebaut und einige kleine Nachbarbaulichkeiten dazugenommen worden waren, hat Johann Scherzer im Spätherbste 1807 das neue Lokal eröffnet. Warum es „Sperlsaal" genannt wurde? Die Geschichte ist keineswegs verwickelt. Der Großvater der Frau des damaligen Besitzers Johann Scherzer hieß Sperlbauer, und nach diesem Namen wurde weiter vom Sperlhause gesprochen. Einige Jahre nach dem Umbau erlangte das Lokal Weltruf; man kann dies wahrhaftig ohne Übertreibung sagen. Petermann schreibt in einer Studie: Der Sperl verdankt einen guten Teil seines Rufes dem Meister Strauß, aber auch der Tanzreform. Nach dem Kongresse waren die Tänze des Rokoko: Menuett, Musette, Gavotte etc. schon abgestorben und hatten teils anderen fremden Tanzformen, wie Ecossaise und Coeur, teils der Allemande, d. h. dem alten deutschen Dreischrittwalzer Platz gemacht, neben dem man, und zwar besonders in den Vorstädten den Ländler und den Polsterltanz kultivierte. Die meisten dieser Unterhaltungsformen waren geziert und verloren den Reiz. Ein Beweis dafür, wie man mit dem, durch Webers „Aufforderung zum Tanz" in Mode gekommenen Walzer so rasch ins Gegenteil umschlug und ihn vielfach in der mörderischen Form des „Langaus" tanzte. Beim „Mondschein" trieb man es so arg, daß Fälle von Blutsturz vorkamen, und die Polizei den „Langaus" verbieten mußte. Nach 1818 tanzte man beim Sperl den „Eipeldauer Deutschen", wie Pamer den Dreischrittwalzer zu Ehren der Eipeldauerbriefe genannt hatte. Strauß hat der Stätte seiner Triumphe einige Musikstücke gewidmet, so die „Sperlpolka", den „Sperlwalzer", den „Fortunagalopp". Hier war auch schon der alte Rabensteiner als Tanzarrangeur tätig, dessen Name durch Jahrzehnte in der Chronik der Wiener Faschingsfreuden immer wieder auftaucht. Schließlich sei noch

vermerkt, was Petermann von einigen anderen Wiener Ballsälen schrieb: „Im Jahre 1846 wurde der neuerbaute Sofiensaal als Tanzlokal eröffnet. Ihn nahm sogleich das Komitee des schon sechs Jahre bestehenden Technikerballes in Beschlag." Der Bälle gab es genug. Die Grund-, später Bürgerbälle, jene der Landsmannschaften, 1846 nennt Schmidl den „Cechenball". Bald nach der Gründung des Männergesangsvereines (1843) wurden die Narrenabende eingeführt. Im Dianasaal (Das Dianabad wurde 1810 fertig, drei Jahre später erstand die Militärschwimmschule im Prater. Hormayr, „Wien", 1825, 3. Band) läßt Strauß zum erstenmal die süßen, einschmeichelnden, prickelnden Weisen seines Glanzstückes „An der schönen blauen Donau" erklingen. Eine bescheidene Rolle spielt das auch äußerlich einfach gehaltene „Leopoldstädter Universum", das dem Baue des Nordwestbahnhofes weichen mußte. Das „Grüne Tor" ist in der Wiener Faschingsgeschichte durch eine Bluttat merkwürdig. Ein Artillerist hat dort seine Schwiegermutter erstochen. In den Zwanzigerjahren kommt auch das „Grüne Tor" in der Lerchenfelder Straße empor.

Ziemlich wenig bekannt sind die „Drei Könige" auf der Landstraße und die „Zwei Lämmer" auf der Mariahilfer Straße, die das 1796 bei Schönfeld erschienene Jahrbuch der Tonkunst neben „Sperl", „Grünes Tor", „Mondschein", „Bock", „Schaf" aufzählt. Die „Sträußelsäle" waren enge mit dem 1822 neu erbauten Josefstädter Theater (Rotter, „Die Josefstadt", Wien 1918) verbunden; man konnte vom Parterre unmittelbar in die Säle gelangen. Das verschönte Tanzlokal wurde vom Erbauer des neuen Josefstädter Theaters, Wolfgang Reischl, am 1. Juni 1834 mit einem großen Ball eröffnet, Strauß, Lanner, Fahrbach dirigierten hier. Vom „Döblinger Kasino" ist an anderer Stelle dieses Buches zu lesen.

Bei den Krippenſpielen

Die Frau Godl, Hausbeſitzerin beim „Goldenen Adler“ in Lerchenfeld, iſt eine lokalhiſtoriſche Perſon, weit über ihren Grund hinaus lange Zeit wohlbekannt. Ihr Krippenſpiel iſt, wie ſie in ihren Anzeigen ſtets hervorhob, wiederholt der Kaiſerin vorgeführt worden, erfreute ſich durch viele Jahrzehnte ungeminderten Zuſpruches. Die Saiſon dieſer kleinen Bühne war von ſelbſt gegeben. Der Advent, die Zeit vor dem geheiligten Feſte Weihnachten. Doch auch den ganzen Faſching hindurch wurde geſpielt. Die Zenſur, die ihr wachſames Auge auch den Marionetten- und Puppentheatern zuwendete, hatte nach und nach den Dialog der kleinen Holzfiguren des Krippenſpieles unterdrückt, und im Theater der „Frau Godl“ waren die Geſpräche der handelnden Perſonen durch einen bloß erklärenden Text erſetzt worden. Umſomehr hat man die mechaniſchen Behelfe ausgeſtaltet, die maleriſche Ausſchmückung der Bühne, die Zahl der Figuren, den Reichtum der Koſtüme geſteigert. Dieſes Puppenmarionettentheater konnte ſich ſehen laſſen. Wie die Hiſtorie der Schöpfungstage dargeſtellt wurde! Welch blendende Lichteffekte! Ein maßloſes Staunen der Kinder über das Aufgehen der Geſtirne. Und dann: Die Blumen und Kräuter ſprießen, fertige Bäume ſchießen empor, die Tierwelt betritt das Paradies und gleichzeitig zieht das erſte Menſchenpaar ein. So hat Gott die Welt erſchaffen . . . Die kleinen Zuſeher, die ſchön brav ſitzen

Modebild 1832

und dem Zauber sich völlig hingeben, kommen aus dem Staunen und Bewundern nicht heraus. Eine geschickte Regie weiß für Abwechslung in den Stimmungen zu sorgen, für Angstgefühl und Heiterkeit, Rührung und hellen Jubel. Die Kleinen erfaßt nicht geringer Schrecken, wenn sie die bewegliche Schlange im Paradies zu sehen bekommen. Als komisches Intermezzo vor einer Szene im Tempel geraten die Diener während des Anzündens der Kerzen in Streit und setzen sich schließlich die Köpfe gegenseitig in Brand. Donner und Blitz erschrecken die Kinder. Doch das Gewimmel und Gedränge bei der Aufnahme der Lebewesen in der Arche Noah beruhigt sie rasch, und den schönen, beleuchteten Regenbogen begrüßt immer ein vielstimmiges „Ah!" der freudigen Überraschung und des Entzückens. Sodoma und Gomorrha, die Stätten der Sünde, werden dem verschuldeten Verderben schonungslos überantwortet. Da fällt wirklich Feuer vom Himmel, die großen Augen der Kinder sind ganz starr. Und die geringe Menge an Kolophonium kostet fast nichts! Im herrlich glänzenden Prunkkleide hält der biblische Josef seinen Einzug. Der von sechs Schimmeln gezogene Prachtwagen übertrifft sogar die den Wiener Kindern als Inbegriff und Höchststeigerung der Schönheit geltenden Hofequipagen. Als Schlußbild und Knalleffekt: Die Zerstörung Jerusalems. Die Szene ist auf die Freude der Knaben an militärischen, kriegerischen Dingen eingestellt. Mit Trommeln und Trompeten marschieren ganze Heere auf, Kanonen feuern, zinnenbekrönte Mauern stürzen krachend zusammen. Und dann noch eine Zugabe, erzwungen durch das langwährende Klatschen der Kinderhände: Eine Vorführung der Jahreszeiten, wobei der Mechanismus besondere Künste zeigt und der Dekorationsmaler zu Ehren kommt. Zur Winterlandschaft ein Stürmen und Schneefall. Im Frühling toben die Gießbäche, schwemmen Holz zu Tal, Regen wechselt mit Sonnenschein, es offenbart sich das berückende

Naturwunder der Baumblüte, der Kuckuck ſchreit in den Wald hinein, gefiederte Sänger ſtimmen ihre melodiſchen Lieder an. Erntefeſt, herbſtliche Jagd und ganz zum Schluß ein Ballett. Fürwahr! Ein reichliches Programm, die ſichere Gewähr des Erfolges in ſich ſchließend.

Dieſes Krippenſpiel der „Frau Godl" wird 1806 mit den dazugehörigen Maſchinen, Figuren, Stellagen, Sitzbänken, Schild und Käſten gerichtlich verkauft. Anſcheinend hatte es zuviel Konkurrenz bekommen. Im Jahre vorher hatte der Eipeldauer geklagt: „Einmahl hat's zu Wien nur ein einziges Krippenſpiel gebn; weil aber ein Bißl was z' gwinnen dabey geweſen iſt, ſo habn ſich bald mehrere Krippenſpielſpekulanten g'funden. Denn es iſt bey uns ſchon der Brauch, daß d' Leut einander das Brot vom Maul wegeſſen. Deswegn habn wir jetzt ſchon vier Krippenſpiel in Wien, und wenn das Ding ſo fort geht, ſo kriegn wir auch noch zehn."

Um von den älteren, derartigen Vorführungen zu berichten: Schon in der frühtheresianiſchen Zeit wurden die Marionettentheater und alſo auch die Krippenſpiele einer Zenſur unterworfen, wurde die Lizenz zu Vorführungen mit Marionettentheatern in den Vorſtädten bloß unter Vorbehalt und Bedingungen erteilt. Vorgeſchrieben war, daß ſtets „Jemandt von der Gemeindewacht", alſo eine Polizeiinſpektion, zur Stelle ſei. 1770 betrifft ein allerhöchſtes Dekret die „vagierenden Komödianten"; es verbietet „die Comödien in den Vorſtädten und auf dem Lande, wie Marionetten-, Krippl-, Leyden-Chriſti-, Johannesſpiel". Fünf Jahre nachher werden ſämtliche Marionettenſpielleute vorgeladen; es wird ihnen die Aufführung der heiligen und geiſtlichen Geſchichten, aber auch jener Stücke unterſagt, in welchen das mindeſte Geiſtliche oder in Religionsſachen Einſchlagende vorkommt.

Anfangs des neunzehnten Jahrhunderts beſtanden in Wien neben dem Betrieb der Frau Godl folgende Krippenſpiele:

„Beim Blechernen Turm“ in der Mariahilfer Straße (Ecke der nunmehrigen Capistrangasse), ein anderes auf dem Neudeggergrunde, jenes beim „Weißen Lamm“ auf der Mariahilfer Straße wurde 1802 zum „Weißen Stern“ verlegt, wobei der Besitzer ankündigte, er habe seinen Betrieb verschönt, für die gute Einfahrt der Wagen gesorgt u. s. w. Das Kleintheater, in dem der Dialog in französischer Sprache geführt wurde, das französische Krippenspiel des Mr. Pierre, vermutet Gugitz an der Wohnstätte des jungen M. von Schwind, nächst der Karlskirche. (Moritz von Schwind kam 1818 nach dem Tode seines Vaters in das Haus der Großmutter „Zum Mondschein“, Wieden Nr. 16; Franz Schubert, Bauernfeld, ein Kollege Schwinds vom Schottengymnasium her, und andere geistig hochstehende Männer haben bei den Schwinds im Mondscheinhaus Gastfreundschaft genossen. Zehn herrliche Jünglingsjahre hatte der Meister des Pinsels dort verlebt. Ausführlich schrieb Dr. G. Haas zum 50. Todestag Moritz von Schwinds über dessen Jugend in der „Österreichischen Volkszeitung“.)

Im Jahre 1804 erschien als neues Krippenspiel jenes des Maximilian Sedelmayer auf dem Plan. Der frühere Vizedirektor der Wiener Stadtbibliothek, Ludwig Böck, erzählt, aus der Familientradition schöpfend, dessen merkwürdige Historie in einer 1919 veröffentlichten, hier verwerteten Studie über die Alt-Wiener Krippenspiele, in der er sehr treffend von diesem Kleintheater, das unsere Tage erlebt hat, sagt: „Man mag es als den letzten Ausläufer in absteigender Linie der alten geistlichen Spiele betrachten oder als die lebendig gewordene Weihnachtskrippe, je nach dem man den theatralischen oder den künst-

Modebild 1833

lerischen Einfluß höher schätzt. Von ersterem hat es jedenfalls die Ausdehnung der dargestellten Handlung auf Geschichten des Alten Testamentes, von letzterem die Pracht der Ausstattung und die Vorliebe für die malerische Wirkung." Ludwig Böck skizziert auch den Werdegang des Krippenspieles, wie die Schaustellung in ein Spiel mit Figuren, wenn auch mit bloßen Schattenbildern, überging und führt Quellenmaterial an: Im Jahre 1716 hatte das „Wiener Diarium" gemeldet, daß in der Pfarrkirche zu St. Anna und zu den 14 Nothelfern in Lichtental „ein sehr schönes Kripplein bis künftiges Lichtmeßfest" zu sehen sei, „in welchem neben einer hochspringenden Wasserkunst, Fisch-Teicht und durchs Wasser getribener Stampff-Mühlen, ein aus dem Gewülk mit dem Gloria in Excelsis Deo hochfliegender Engel und allerhand sich bewegende Figuren, auch alle Geheimnussen der Kindlheit Christi durch den Lichtschatten künstlich vorgestellt wurden."

Nun vom Krippenspiel des Sedlmayer. Auf dem „Holzplatzl" (im verbreiterten Teile der Siebensterngasse, Ecke der Kirchen- und Mondscheingasse) steht das Haus „Zum k. k. Hofstaat", in dessen Hof mit dem üblichen offenen Gange sich die Gäste sammeln und des Einlasses harren. Vor den Unbilden der Witterung schützt sie ein Aufgang mit Glaswänden, wo manchmal ein stürmischer Andrang herrscht. Besonders die Lehrbuben, die sich mit drei Kreuzern einen Platz auf dem Ochsenstande, dem billigen Teile mit den ansteigenden Bänken, sichern wollen, sind stets unruhige Elemente. Das Innere des Schauspielhauses ist bescheiden genug. Vom großen abgedunkelten Zuschauerraume führt eine Tür in das zweite Zimmer, und in dieser Öffnung ist das Theater eingebaut. Dahinter sind die verborgenen Kräfte tätig, die an Prospekten und Maschinen arbeiten, Lichteffekte erzeugen, die Felsen — und Tiere heranziehen. Die Szenerien werden nicht mit beweglichen Kräften gestellt, sondern sind massiv und müssen als

Ganzes von handfesten Männern gehoben werden. Der erklärende Text ist dem Wortlaute der Bibel entlehnt. Die Musikstücke für das Spinett hat kein Geringerer als Simon Sechter verfaßt, zu dessen Schülern die Kinder des Sedelmayer zählen. Das Unternehmen, das sich mit einigen Wohltätigkeitsvorstellungen geschickt eingeführt hatte, floriert. Doch als man das Jahr 1839 schreibt, klagt die Besitzerin in einer Eingabe an die städtischen Behörden, daß sie aus ihrem Betriebe keine wesentlichen Einnahmen ziehen könne, weil das Krippenspiel während der dreißig Jahre des Bestandes schon zu oft gesehen worden sei.

Später kommen die Sedelmayerischen auf den Gedanken, ihr Krippenspiel einem nach Amerika ausgewanderten Verwandten zu schicken. Die Illusion vom Glück in der Neuen Welt! Die seltsame Pracht, Figuren, Dekorationen und Maschinen, das Text- und Regiebuch, wie auch Sechters Kompositionen, alles in Kisten verpackt, gelangt den Mississippi aufwärts bis St. Louis. Der Empfänger ist indessen schon ein praktischer Amerikaner geworden. Er studiert und kalkuliert: Das Theater in Betrieb zu setzen, dazu bedarf es Arbeitskräfte, die sich schwer finden lassen und hohe Löhne fordern werden. Auch wimmelt es in den neuen amerikanischen Städten noch nicht von Kindern, wie in der Metropole an der Donau. Bestellt hatte er das Krippenspiel nicht. Nein, man hatte es ihm als Geschenk gesendet, ohne ihn vorher von der Absicht zu verständigen. Der neugebackene Amerikaner gibt

Elegante Damen

also die Sendung preis, er läßt sie am Hafen liegen, um die hohen Transportkosten nicht bezahlen zu müssen. Da auch sonst niemand das Wiener Krippenspiel erwerben will, die umfangreichen Kisten im Wege stehen, werden sie kurzerhand in den Strom geworfen. Geschäft ist nicht zu machen und für den Zauber der Mystik, die trauliche Stimmung hat das goldfiebernde Geschlecht kein Herz.

Ganz in der Nähe der Sedelmayerschen Erwerbsstätte war eben zu jener Zeit, da die Besitzerin über schlechten Geschäftsgang geklagt hatte, durch einen „akademischen Zimmermaler" ein Konkurrenzunternehmen gegründet worden. Sie haben ihre Geschichten, diese so unscheinbaren Krippenspiele! Schlecht und recht hat sich der Sohn des Malers Schönbrunner fortgebracht und seine Familie erhalten. In der Jugendzeit hatte der „akademische Zimmermaler" ein Auge verloren, späterhin die verminderte Sehkraft des zweiten Auges zu sehr in Anspruch genommen, so daß er die Malerei aufgeben mußte. Der Bedauernswerte bewarb sich um die Bewilligung, das Anstreichergewerbe ausüben zu dürfen, wurde jedoch auf Grund des Gutachtens der Genossenschaft abgewiesen, weil er das Handwerk nicht ordnungsgemäß erlernt hätte. Die Not führte ihn zum Krippenspiel, zu dessen Herstellung ihn Kunstfertigkeit und Geschmack befähigten. Und wirklich — der Wurf gelingt! Die Kleinbühne auf dem Platzl reussiert und allerlei gute Attraktionen haben ihren Teil daran. Man spricht vom besonders prunkvollen Umzug des biblischen Josef mit seiner großartigen Staffage, von der Himmelsleiter, auf der die Engel geradezu wundervoll auf- und niederschweben. Dieses Krippenspiel im Hintergrunde des weiträumigen Hofes am Ulrichsplatzel (später Haus Neustiftgasse 26 — Lerchenfelder Straße 23. Anm.) bringt im Vorübergang der Zeiten die alte poetische Volksüberlieferung in unsere Tage, bis sie das Kino zu Tode hetzt.

„Auf Komödi" am Ochsengries

Der Viehreichtum des Agrarlandes Ungarn war für Wien, als riesiges Verbrauchszentrum und Handelsplatz erster Ordnung, von hervorragender Bedeutung. Wir zitieren aus der Instruktion des Landesfürsten (1507) an seinen Hansgrafen: Der Leiter des Markt- und Handelsverkehres soll zur Vermeidung des Vorkaufes, der den königlichen Zöllen Schaden und den fremden Kaufleuten Beschwerung bringt, darauf sehen, daß in Österreich und besonders zu Wien das Vieh auf den ordentlichen Jahrmärkten, in Wien an allen Freitagen gekauft werde, und daß die Fleischhauer zu Wien und in den Dörfern auf diesen Märkten nur soviel Vieh, als ihr Bedarf ist, kaufen und keinen Vorkauf dulden, damit die oberländischen Kaufleute im Lande ob der Enns (Oberösterreich), in Tirol und anderwärts das ungarische Vieh auch um einen mäßigen Preis erhalten, und damit die Straßen in seinen Landen gebraucht, Zoll- und Mauterträgnisse nicht gemindert werden. Wenn die Ungarn ihr Vieh durch Österreich nach Wien treiben und die wilden Ochsen irgendwo Schaden anrichten, indem sie vom Weg ablaufen, soll die Sache an den Hansgrafen kommen und von ihm nach dem Augenscheine gerichtet werden, damit niemand sein eigener Richter sei und der Viehhandel nicht von Österreich weg in andere Länder geleitet werde. Da die Stadt Hainburg die ungarischen Kaufleute dränge, ihr Vieh durch diese Stadt zu treiben, was den Kaufleuten beschwerlich und der landesfürstlichen Maut zum Schaden ist, soll der Hansgraf mit Hilfe der Überreiter diesem Straßenzwang entgegenwirken und den Viehtrieb zum Vorteile der Ungarn und des Königs über Bruck an der Leitha und Schwechat leiten. (Quellen zur

Geſchichte der Stadt Wien, 1. Abt., 2. Band, Nr. 1307. Der Straßenzwang wurde von Hainburg geübt, der Weg durch die Stadt erzwungen, um Mauteinnahmen zu erzielen; über Straßenzwang, Stapelrecht ſiehe Kurz, „Geſchichte des Handels in älterer Zeit.“) Nach der Abwehr des türkiſchen Vormarſches begannen wieder die regelmäßigen Handelsbeziehungen Wiens mit Ungarn. Anno 1583 bitten „alle und jede Vieh-Handelsleut in der Cron Ungarn“ den Kaiſer um die Einplankung der Weingärten nächſt dem Wiener Ochſengries. (Der Name kommt ſchon früher vor, ſo 1549.) Verhütet ſoll werden, daß das Vieh, „ſo allererſt von der wilden Halt (Halde, Weide) kumbt, und durch das Getrennge und Stoßen bisweilen aus dem Haufen ausreißt“ in die Weingärten eindringe. Es würde von den Beſitzern und Hütern der Rieden das Vieh den Händlern gepfändet, dazu „ihr Geſinde, ſo der deutſchen Sprach nicht kundig und ſich diesfalls nicht bereden oder die Urſachen ſolchen Einlauffs anzeigen kündten, oftmals ſehr übel zerſchlagen und geſchädigt.“

1601 veranlaßt das Treiben des Ringes der oberungariſchen Viehhändler eine Abwehraktion der Wiener Stadtväter: „Ettliche Thyrnauer und andere in demſelben Revier angeſeßene Hungarn“, ſo hieß es in der Eingabe der Stadtverwaltung an den Hof, hätten ſich „als ein Geſellſchaft zuſammenſchlagen und ein ſolch Bündnis mit einander machen, daß ſie nicht allein faſt alles hungariſche Vieh in ihrer Compagnie aufkaufen, ſondern auch unter ihnen ein eigen Schluß, wie hoch ſie es mit ihrem großen Gewinn wiederumben verkaufen wollen, aufgericht und noch dazu die anderen Viehhandelleut, welche in ihr Geſellſchaft nicht ſein auch dahin vermügen und verbinden, daß ſie ihr Vieh in gleichem und nicht minderm Werte verkaufen wollen“. Daraufhin erfolgte der Befehl, „ſolchen unzuläſſigen Fürkauf wirklich und ernſtlich abzuſtellen und dieſe eigennützige Geſellſchaft und hochſtrafmäßige Conſpiration zu zertrennen“.

Der Kampf gegen die monopolistischen Bestrebungen der Fleischhauer, Fischer u. s. w. datiert weit zurück, schon die ältesten Wiener Handwerkerordnungen zeugen von diesen und anderen, im Lebensmittelgewerbe fühlbar werdenden Auswüchsen. Es sei da auf die Dokumente des Wiener Stadtarchives verwiesen, auf die Literatur Codex Austriacus, Tomaschek, „Rechte und Freiheiten der Stadt Wien", auf das Monumentalwerk „Geschichte der Stadt Wien", herausgegeben vom Vereine für Geschichte der Stadt Wien, auf die Spezialarbeiten von Feil in „Mitteilungen des Altertumvereines", Band 2, von Uhlirz, Fajkmaier, Ressel (dieser beiden Letzteren speziell für die Geschichte des Wiener Fleischhauer- beziehungsweise Bäckergewerbes), „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche", herausgegeben von H. Schmoller, Band 17. Aufsatz von Richard Riedl, „Der Wiener Schlachtviehhandel in seiner geschichtlichen Bedeutung", ferner Gigl, „Geschichte der Wiener Marktordnungen vom sechzehnten Jahrhundert an bis zu Ende des achtzehnten" und dann auf Veröffentlichungen der letzten Zeit: Peez, „Die Landsverleger Compagnia zu Wienn". „Ernährungskunde", 1921 herausgegeben von Dozent Dr. Mayerhofer und Regierungsrat Friedrich Reischl.

Eine Ansicht der Stadt Wien aus dem Jahre 1642 zeigt den Wiener Ochsengries nächst der Ungargasse in der Vorstadt am linken Ufer der Wien, an drei Seiten vom Fluß umgeben, ungefähr in der Gegend des heutigen Beethovenplatzes. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war der Wiener Viehmarkt auf das jenseitige Ufer der Wien nächst der Stubentorbrücke verlegt worden, an die Stelle des heutigen Eislaufplatzes. Man hat 1760 die Errichtung hölzerner Stände zum Eintriebe des Viehes angeordnet. Als aber dieser Platz für die Anlage des Hafens des Wiener-Neustädter-Kanals benötigt wurde, wanderte der Ochsengries hinaus nach Sankt Marx.

Durch Generationen hatte der Ochsengries sein Stammpublikum. Honoratioren mitten unter dem Gemische von allerlei Vätern und Müttern, die Augen aufreißenden Kindern und rundbauchigen Familienmöpsen. So ein Spektakel mit Nervenkitzel, wenn die ungarischen Ochsen kommen! „Das ist halt ein Festtag und kostet keinen Kreuzer" läßt Franz Gräffer einen entzückten Zuschauer ausrufen. Der Alt-Wiener Schriftsteller schildert das vielbeliebte Volksvergnügen, als in seiner Jugend noch erlebt: „War es, daß karolysche Horden zur Linie (die Linienwälle rings um die Vorstädte waren zu deren Schutz im Anfange des 18. Jahrhunderts errichtet worden. Anm.) hereinstürmen sollten, da ward es auf der Landstraße tagsvorher eingesagt, auf daß man die Tore und Türen schließe, die ständische Obstlerei, Lebkucherei ꝛc. einstelle und überhaupt männiglich sich vorsehe. Widrigenfalls man die Folgen u. s. w. Zogen dann die feurigen Andalusier ein, so geschah dies nicht ohne ein solennes Geleite, nicht ohne Sicherheitswache. Die Guardia zu Roß, Dragoner mit blankem Säbel, eine Schar vorne; die Guardia auch an den Flanken, nicht minder als Arrièregarde. Und trotz dessen manches Malheur. Der Exekutionsplatz zerfällt in eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Vierecke, aus starken Balken und Bäumen bestehend, der Länge nach gitterartig befestigt und besät von dem lieben, schaulustigen Publikum, so an diesen Balken steht oder an ihnen hängt oder ganz oben auf ihnen dragonerisch reitet oder balanciert, mitunter aber durch die wild anprallenden Ochsen schockweise abgeschüttelt wird. Zuweilen sogar in ein okkupiertes Quadrat, auf einen Wald von Hörnern. Sich solchen Gefahren auszusetzen? „Ei", würde es als Antwort heißen: „Was da! Wer wird so furchtsam sein? Was kann einem denn geschehen? Man muß halt Courage haben und vorsichtig sein. Ich gehe schon zwanzig Jahr auf den Ochsenstand und den laß ich mir nicht nehmen, und mein Pepi schon ins siebente Jahr. Das Spek-

Die Fleischhauer mit ihren Hunden

takel laß ich mir nicht wehren, besonders wenn die Karolyer kommen. Das ist halt ein Festtag und kostet keinen Kreuzer." Selbiges die Replik eines oder des anderen Herrn Grammelstätter oder Wurstelhauser oder Kraxelberger oder Hachelputzer u. s. w. auf dem Balken. Sprichts und liegt unten. Liegt unten und sitzt wieder oben. . . Soviel ist gewiß, daß der prickelnde Reiz der auch allerdings augenscheinlichen Gefahr diesen Grammelstätterischen Liebhabern die Lust nur noch erhöhte, ähnlich der subtilen Tendenz jener Küchenjuno, die ihrem Gebieter, einem „ledigen Witwer", entgegnete. „Und ich geh halt doch zu der Henkung, ich will mich halt fürchten." Bei der Ochsenteilung steigert sich die Aufregung. Viel Konfusion, viel Geschrei, viel kannibalisches Dreinschlagen; viel Gehetze, viel Gebrüll, viel Schweiß und Blut und Beschädigungen der Zweifüßigen, dieser oder jener Schwerblessierte, ferner zur Übung der Sulteln, Blasseln u. s. w. geflissentlich scharfes Hetzen als

Bravourſache, Gegenſtand von Wetten. A la Espagnole, rein à la Stiergefecht! Wohl zehn bis zwanzig magyariſche Feuerſtiere waren im blutigen, heißen Hetzkampf überwunden, zerſchunden, gebunden, auf niederen Wagen davongeführt worden. Dort und da ſetzte ein ſolch Gehetzter, in Wut und Verzweiflung, über das Geländer weg, mitten durch all die Grammelſtätter und Grammelſtätterinnen und nahm reißaus, gleichviel wohin, und hinein in die Wien. Zehn, zwölf Bullenbeißer nach, fünf, ſechs Knechte, ein paar zu Pferde, Dragoner raſſelnd nach und raſſelnd vor und einhauend auf den Flüchtling und ihn niederhauend, denn wo nicht: er ſprengt nach der Stadt! Wohl geſchah es mehr als einmal, daß ſolch ein Ausreißer wirklich durch das Stadttor eindrang und in die Gaſſen, obſchon die Torwache beordert war, ihn mit dem Bayonett zu fällen . . . Das Vorgefallene rekapitulierend, oft in Widerſpruch und Streit, wandelten die Zuſchauer geſellig von dannen, zum „Kegel“ oder zur „Birne“ auf ein Glas Zwölfer. Vorher ſchon hatten ſich die Kaufherren, die Herren Fleiſchhacker mit ihren Equipagen oder Reitpferden entfernt. Gewerbseifrige Jungen und Dirnen ſtrömten auf den Schauplatz, nach Rudera, Fragmenten von Kleidern, Eßwaren, kleinen Utenſilien ſuchend, ſcharf muſternd und nie ohne Ausbeute. Dann erſt verödete der Ochſenſtand.“

Das Spektakel zog zuweilen weite Kreiſe, wurde längere Zeit in ganz Wien erörtert. 1802 vermeldet die originelle Zeitung als beſonders bemerkenswertes Tagesereignis nach Kagran: „Ich weiß nicht, wo ich beym letztn Brief mein Kopf muß ghabt habn, weil ich ein Hauptſtückl vergeſſen hab. Den Tag vor Gründonnerstag iſt ein wilder Ochs in d' Stadt herein gloffen. D' Schildwacht beym Thor hat 'n mit 'n Bayonet aufhalten wolln, das ſoll aber an der Ochſenhaut abbrochen ſeyn, und da hat alſo der Ochs 's freye Antrè ghabt. D' Angſt von 'n Leuten kann ſich der Herr Vetter gar nicht vorſtelln. Eine Menge ſind vor Ängſten mitn Köpfen zſamm-

gstoßen und ein paar gnädige Fraun habn sich unter ein Obststandl verkrochen; aber für d' Liebhaber von der Ochsenteilung ist das ein Komödi gwesen. Die sind dem Ochsen mit ihrn Hunden nachgrennt und habn ihn endlich in der Goldschmidgassn gfangen. Da sind viel tausend Menschen zsammgloffen und noch jetzund stehn Leut dort und schauns Fleckl an, wo der gfangene Ochs glegn ist."

In den „Komischen Gedichten über die Vorstädte Wiens" (1812 erschienen), in denen zwei Freunde über die Vorzüge und Nachteile ihrer Wohnstätten auf der Landstraße und an der Wien hitzig streiten, wird der Ochsenteilung höhnend gedacht:

„Man sah ja Ochsen dort erscheinen,
Von allen Classen, nieder, hoch,
Und manche, deren auf zwey Beinen,
Beschämten oft die rechten noch.
Man sah den Schwall von Pflastertretern,
Der Kopf und Herz daselbst bewies,
Laut brüllend auf und nieder klettern,
Auf dem Gebälk am Ochsengries.
In Phaetons, Schwimmern, Lehenkutschen,
Erschien sogar das Weibsgeschlecht,
Statt Logen saß es in Pirutschen,
Wie in Madrid beim Stiergefecht."

Der Poet setzt die Herabwürdigung der Vorstadt schonungslos fort:

„Zum Zeichen, wie man Dich vor Jahren,
Verdientermaßen hochgeschätzt,
Hat man das Hospital der Narren,
Auch noch in Dein Gebiet versetzt.
So hat man einstens auch nicht minder,
Damit nur alles accordiert —
Den Hundstyrannen, vulgo Schinder,
Dir an die Seite einlogiert.
In Erdberg war in seinem Graben,
Die offne Tafel stets gedeckt,
Es schmausten täglich dort die Raben,
Und jedem hat es gut geschmeckt."

Schon einige Tage nach dem Erscheinen dieser gehässigen Schmähungen vollzog der Verfasser eine Art Ehrenrettung der Landstraße und lobte in einem zweiten Gedichte das Invalidenhaus, das Kloster der Elisabethinen, den Garten „Zur Goldenen Birne", das Bierhaus „Zu den sechs Krügen", das Markusspital an der Stelle des früheren Narrenhauses, den Fürstensitz der Lobkowitz, das Palais Pallfy und dann die Attraktion neueren Datums, den beim Invalidenhaus, knapp an der Wien mündenden Neustädter Kanal. In einem, die Verschönerung Wiens unter der glorreichen Regierung Franzens besprechenden Aufsatz der „Vaterländischen Blätter" heißt es, die Veranlassung zum Baue habe die Aufdeckung der Kohlenlager bei Wiener-Neustadt und Ödenburg geboten, der vor dem Invalidenhause mündende Kanal sei im Jahre nach der Eröffnung (1803) schon von 1715 Schiffen befahren worden, die Steinkohle, Brennholz, Ziegel, Viktualien, Effekten und Privatleute im Gesamtgewichte von 573.906 Zentnern befördert hätten. Eigens gebaute Kanalschiffe wurden an den Ufern von Pferden gezogen. Der Kanal sorgt für

. . . . . „guten Volkes Unterhaltung,
Und trägt uns hin bis Laxenburg,
Und wird man gleich, wenn so das Schiffchen rudert,
Dem dicht'sten Staub oft zum Raub,
So wird man doch auch gratis eingepudert,
Wo wäre denn in Wien kein Staub?
Es glitschen Vindobonens Söhne,
Daselbst im Winter schaarenweis,
Und mancher führte seine Schöne,
Wohl mehr als einmal schon auf's Eis."

Eine Anmerkung in diesen Gedichten, die wir als originelle zeitgenössische Literatur ausgiebiger verwerten, zumal sie wenig bekannt sind, besagt: „Die Liebhaberinnen des Glitschens im Hafen des auf dem Glacis vor der Landstraße sich verlierenden Wiener-Neustädter-Kanales werden dort auf hölzernen

Luſtreiſe im Kanal nach Laxenburg

Schlitten von ihren Galants herumgetummelt.“ Der Hafen iſt ſpäter verſchüttet worden.

Unter den Weißgärbern, in der Nähe des Handelsweges und des Ortes der Ochſenteilung, war der Sitz der meiſten Metzger, die man längſt aus den Stadtmauern gewieſen hatte. Die Weißgärbervorſtadt nennen die „Komiſchen Gedichte über die Vorſtädte Wiens“ einmal die „Fabrik der Roſt- und Lungenbraten“, dann die „Schaf- und Ochſenreſidenz“, worauf ſich das Wort „Peſtilenz“ reimt. Kein „Gutbenaſter“ möge ſich an heißen Tagen den Düften nahen. . . Über die Fleiſchhacker ergießt ſich ätzender Spott. Seitenlang regnet es Biſſigkeiten und Bosheiten über die gleich den Bäckern recht unbeliebten Gewerbsleute, die ſo ſchwelgen und ſchmauſen. Wahrhaftig, es ſtinkt erbärmlich und es verdoppelt ſich der Groll gegen die Nutznießer, die Überverdiener von der Fleiſchhackerzunft:

„Auch labet ſie Champagner und Tokayer,
Sie eſſen wälſchen Fiſchſalat,

Denn kein Artikel ist für den zu teuer,
Der stets das Heft in Händen hat!
Wenn wir an hageren Zuwagsknochen nagen,
Und stumpfen uns den mürben Zahn,
So stopfen sie den ausgedehnten Magen,
Mit Schnepfen, Rebhuhn und Fasan.
Man sieht im Zirkel oft von trunk'nen Gästen,
Bey vollem Tisch im Prater sie,
Den dicken Wamst sich immer völler mästen,
Auch sind sie feister als ihr Vieh".....

Ja, das liebe Rindvieh wiegt immer weniger! Woran es liegt? Geht auch beim Tiere die Generation abwärts? Man füttere die Stiere und Ochsen, wie sich die Schlächter mästen! Einst gab es große Ochsen, nun aber:

„Muß das Vieh schon jung zur Schädelstätte.
Denn die Bevölkerung hat zugenommen,
Und weil jetzt alles Ketzer ist,
So ist es schon bei uns soweit gekommen,
Daß fast kein Mensch mehr Fasten frißt!
Den Mann, der 's gut versteht, mit Fleisch zu handeln,
Schreckt seiner Rinder Dürre nicht,
Er weiß in Fleisch auch Knochen zu verwandeln,
Und Knochen haben mehr Gewicht."

Man macht Brillanten, Equipagen und Spitzen aus den Knochen, jawohl, so manches Haus ward aus Zuwagsknochen erbaut, ein Knochenhaus! Und doch hört man die schlauen, durchtriebenen Schlächter unentwegt jammern:

„Indessen geht es diesen armen Leuten,
So elend jetzt als vormals nie,
Sie leiden sehr von unserm Drang der Zeiten,
Wer mirs nicht glaubt, der frage sie,
So wird er hören wie aus einem Munde:
Sie alle winseln, lärmen, schreyn
„Mit unserm Brot ist's aus, wir gehn zugrunde,
Wir büßen Hab und Gut noch ein!""

Neben den Mitgliedern der Metzgerzunft hantieren am Donauufer die Angehörigen allerlei Nebenprodukte verarbeitender Gewerbe, so die Weißgärber und die Fleckfieder. Schon seit sehr alter Zeit. Als es nach der Türkenbelagerung vom Jahre 1529 notwendig geworden war, vor allem für die obdachlos gewordenen Bewohner der eingeäscherten Vororte zu sorgen, schlug die Stadtvertretung der Regierung vor, die Kriegsopfer in den Klöstern und Prälatenhöfen unterzubringen. Doch die unter dem Vorsitze des Bischofs tagende Kommission lehnte den Vorschlag ab und meinte unter anderem, man könne nicht die des Wassers bedürftigen Fischer, Lederer, Weißgärber in die Stadt versetzen (Friedrich Reischl, „Die Wiener Prälatenhöfe", 1919). Die „Komischen Gedichte über die Vorstädte Wiens" sagen von diesen Zünftlern:

„Auch Ihr habt Euch an jene Häuserstrecke,
Der Gärbervorstadt angereiht,
Weil Euch zum Waschen Eurer Kuttelflecke,
Die Donau ihre Arme leiht.
Ihr, die Ihr in der Tiere Eingeweiden,
Mit aufgeschürzten Aermeln wühlt,
Und gleich der Götzenpriesterschaft der Heyden,
Dadurch Euch Euren Säckel füllt!
Was weissagt Ihr uns aus den Thiergedärmen,
Als was man schon zum Voraus weiß,
Daß Euer Kram, wir mögen noch so lärmen,
Nicht sinken wird in seinem Preis,
Daß, was Ihr sprecht durch Eure Priester Zunge,
Hat immer sich als wahr gezeigt:
Daß nämlich Gaumen, Leber, Milz und Lunge,
Bey Euch mit jedem Tage steigt."

Die Gärtner in Erdberg sind nicht besser, vom Stäudchen Kohl verlangen sie fünf Groschen:

„Und wenn kein Mensch dies geben kann
So hängt dieß Volk ihm eine lose Goschen
(Auf wienerisch zu reden) an."

„Auf Rekreazion" im Prater

Ende des 18. Jahrhunderts waren in dem sogenannten Volks- und Wurstelprater einige schlecht gezimmerte Hütten verstreut. Als man zur ersten Bespritzung der Hauptallee und zur Bewässerung der in vier Reihen gepflanzten 1134 Bäume etliche Brunnen längs des viereinhalb Kilometer in einer Geraden verlaufenden Weges errichtet hatte, wurden die ersten Kaffeehäuser im Schatten sich dehnender Baumkronen angelegt. Die Kaffeesieder kamen auf ihre Rechnung. Leute gab es immer in Menge ringsum, denn an Schaulust und Freuden bereitete der Prater stets hinreichenden Genuß.

Da waren einmal die Wiesen, die große und kleine Galizinwiese, die obere, untere, mittlere Prater-, die Jesuiten-, Spennadel-, Rusteschacher- und Stierwiese, wie sie Realis (1846) aufzählt. Die eine Namensgebung erinnert an die stattlichen Besitzungen der Väter von der Gesellschaft Jesu, zu denen vormals nebst Kalksburg der Kobenzl, als ihr Erholungsheim dicht neben der Stadt, gehörte; der Jesuitenkonvent hatte seine streitbare Schar auch während der Ferien in Bereitschaft. Die alte Schreibweise „Jesuiter" hielt sich weiter; man schrieb im Vormärz auch „Grieau". Die „Stierwiese" deutet auf die Verpflichtung des Amtmannes im Werd, für die dortige Gemeinde einen Stier zu halten. Als Groß-Wien unter Lueger die linksufrigen Donaugemeinden einverleibt hatte, kam die Metropole und moderne Riesenstadt wieder zu einem oder dem anderen Gemeindestier, den die ländlichen Ortschaften Kagran, Aspern, Stadlau, Leopoldau als Aussteuer mitbrachten: Die Großkommune hatte in ihrem riesigen Budget auch einen Posten für die Hauptfigur der Viehweide.

Weithin im Prater ergötzte sich das einfache Wiener Volk an den harmlosen, alten Spielen, vor allem am Kegelschieben, Sacklaufen, Baumklettern und Fuchsprellen. Nach Fajkmaiers „Skizzen" war das Vogelschießen ein noch mehr beliebter Spaß. An einer langen Schnur, die am oberen Ende an einer hohen Stange befestigt war, hatte man einen Vogel aus Blei mit einem spitzigen Schnabel angebracht; es galt, mit dem Vogel den Mittelpunkt einer gegenüberstehenden Scheibe zu treffen.

Unter Kaiser Josef II. erschienen die Ringelspiele auf der Bildfläche. Als eines der ältesten galt nach allgemeiner Auffassung jenes des Calafatti. Schaukeln und Haspeln kamen in Mode. Fajkmaier sagt, man hätte besonders gerne die Harfenisten im Prater aufgesucht, die auf improvisierten Bretterbuden ihre Kunst zum besten gaben; und in diesen Praterharfenisten könnte man die Vorläufer der Volkssänger erblicken.

Im Jahre 1811 notiert der Lokalchronist ein Unglück im Wurstelprater. „Da ist bey einer Schutzen, oder Schaukel, wie 's das Ding nennen, ein Strick abgerissen und da sind die Luftfahrer, die im Schiff drin gsessen sind, herabgstürzt und haben sich beschädigt. Da wird der Eigentümer von der Schaukel wohl zur Verantwortung zogn werden, weil er nicht besser bey seiner Maschin nachgschaut hat; vielleicht ist's aber ein neuer Strick gwest, und die werdn halt, wie mehr andre Waren, auch nimmer so fest und gut ausgearbeitet, als wie in vorigen Zeiten. Ich hätt glaubt, daß das Unglück die Liebhaber von der Schauklerey ein Bißl abschrecken sollt. Die haben sich aber nichts drauß g'macht und sind links und rechts, wo nur ein Schutzen steht, mir und dir nichts im Luftschiff auf und ab g'fahrn, und ein paar elegante Köchinnen haben sogar laut geschrieen: „Noch höcher! Noch höcher!" Und über die Frechheit hätt ich mich bald ein Bißl geärgert!"

Aus dem Anfange der für dieses Buch in Betracht kom-

Harfeniſten im Prater

menden Zeitperiode, und zwar aus dem Jahre 1808, ſtammt die köſtliche „Letaney von unſeren Prater Wirtshäuſern“, die den Eipeldauer zum Verfaſſer hat. Nach ihren Nummern und Schildern ſchrieb er ſie auf und veröffentlichte die Liſte, ſehr wahrſcheinlich als Lückenbüßer zur Füllung ſeiner Briefe, da eben einmal für ſeine „Schreibtafel“ zu wenig Stoff aus den Zeitbegebenheiten zu holen war. Wohl deshalb ſetzte der Autor hinzu, welch große Mühe und wieviele Beſuche im Prater die Zuſammenſtellung erfordert hatte. Es werden notiert und gloſſiert:

„„Goldener Kögel oder Kachleriſches Caroſſel und Ringelſpiel.“ Das iſt der Großpapa von allen Ringelſpielen geweſen, deswegn hat er noch immer großen Zulauf.

Eine Gegend im k. k. Lustgarten Prater, in Wien.

„Bey der Son alhir bekomt man gut Wein und Bier". Das ist doch spassig, Herr Vetter, die Worte Wein und Bier wissen die Schildmacher noch am richtigsten z' schreiben, weil's ihnen halt am öftesten ins Maul kommen.

„Vivat der Kaiser Joseph sol Lebn, weil er uns die Freuheit in Pratter hat gebn." Da därf sich der Herr Vetter nicht wundern, wenn's dem Kaiser Josef zu Ehren dort manche Räusch gibt. . ."

Etliche Aufschriften sind noch länger und drollig genug, z. B.:

„Ich schöne Schäferin ruhe allhier,
alle Schäfer setzen sich zu mir,
da kann man lustig seyn,
man bekommt gut Bier und Wein."

Oder:

„Carrosel zum Schwarzen Roß
alles was den Untertan gefreuet,
was den durstigen nähren kan,

dieſes ales konte nur ein Man
nur ein Her von Milionen uns verleihen.
Diſes iſt Franz drum ſoll er mit Thereſia leben,
lange zeit und ſtets klik ſoi ihm umſchweben.

„Herr Vetter", bemerkt der Eipeldauer hierzu, „der Poet muß auch die Normalſchul nicht ſtudiert haben und da werden d' ausländiſchen Spitzköpf wieder ein Bißl lachen, wenn 's ſolche Sprachböck leſen."

„Der braune Hirſch bin ich genant hier, man Bekomt Meilender, Horner Budel und Weißes Bier." 1809 verordnete eine Wiener Magiſtratsſatzung: „Weißes Bier, die Maß höchſtens 8 kr., Mayländer Bier, die Maß höchſtens 9 kr." (Gugitz ſagt, man hätte früher in Horn, einer kleinen niederöſterreichiſchen Stadt, ein ſehr gutes Bier erzeugt, das bei Slokar, „Geſchichte der öſterreichiſchen Induſtrie unter Kaiſer Franz I." nicht erwähnt worden iſt. Anmerkung.)

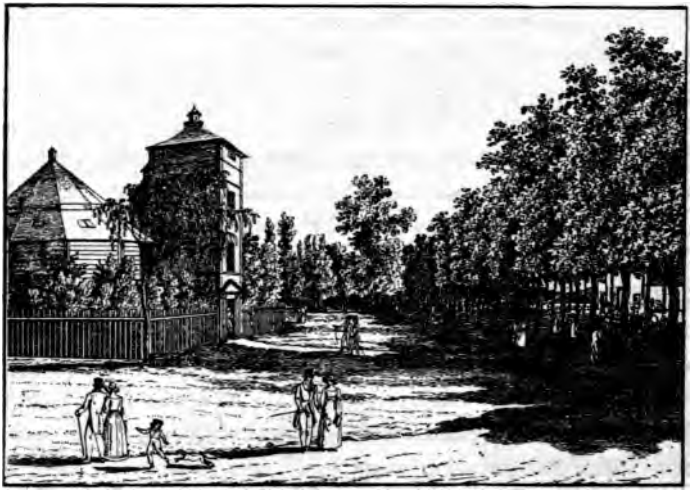
Vom „Goldenen Ochſen" meint der Eipeldauer, er ſei der Senior unter den Gaſtwirten, beim „Wallfiſch" ſtecke ein Durſtiger den Kopf zum Walfiſch heraus und begehre juſt eine Halbe Bier, bei dem Haus „Zur Vermählung" ſei gar ein geiſtlicher Herr abgebildet, wie er ein verliebtes Paar traue, alſo eine gute Anlockung der ledigen Frauenzimmer . . .

In ſeinen humoriſtiſchen Gedichten gedenkt Meisl 1820 des „Grünen Paperls": „Wir ziehen vorbei an ſo benamſten Paperl. Man ſpeiſt da gut, bekannt iſt das." Vom „Wilden Mann" ſagt ſpitzig Perinet: . . . „dort würden die ſchönen Weiber geſchnürt" u. ſ. w.

In den Praterbeſchreibungen jener Zeit wird auch der „Gotiſche Turm" genannt. Was und wo er war, beſagt eine kurze Verkaufsanzeige in der „Wiener Zeitung" vom 21. Februar 1819, welche die Ausſchreibung des aus freier Hand zu verkaufenden „Gebäudes zum Thurm von Gothenburg im Prater neben dem Feuerwerksplatze mit oder ohne dazu-

gehörigem Kafehaus und Ringelspiel" ankündigte. Es sei hier auf einen anderen gotischen Turm verwiesen, jenen auf dem Schaumburgergrunde, mitten in den vielbestaunten englischen Gartenanlagen, die J. C. Rosenbaum damals auf ehemaligem Starhembergschen Besitz hatte anlegen lassen. Aus einem Meer von angeblich vierzigtausend Rosen erhob sich dieser gotische Turm am höchsten Punkte des Parkes, der ein herrliches Bild der Stadt Wien, der in Grün gebetteten Vororte und der sanft dahinstreichenden Hügelwellen am Horizonte gewährte. Ganz im Sinne der romantisch-spielerisch veranlagten Periode, von der auch die Nachahmung einer Ritterburg im Schloßparke zu Laxenburg zeugt, war dieser gotische Turm ein Luginsland, von dessen Zinnen wehende Fahnen und schmetternde Fanfaren die Gäste grüßten, wenn nach Ritterbrauch der Anruf durch das Sprachrohr die Herankommenden um Name und Stand befragt hatte. Die Gemächer in den zwei Etagen waren mit allerlei, auch mit kuriosem Zeug erfüllt, in den gewölbten Rittersaal ließen buntbemalte Glasscheiben nur spärliches Licht einfließen. Der damaligen Geschmacksrichtung hatte Rosenbaum auch sonst Rechnung getragen, auf der Plattform des Turmes optische und akustische Instrumente aufgestellt, im Unterraume des Turmes neben der Küche eine kühle und stimmungsvolle Grotte geschaffen. (Viktor Stöger: „Die Rosenbaumsche Gartenanlage auf der Wieden" in „Alt-Wien", 6. Jahrg.; „Der Schaumburger Grund auf der Wieden" von M. Zweig, 1920; in dieser Studie auch eine Abbildung der Reste des sonderbaren Bauwerkes im Garten des St.-Josef-Spitales in der Kolschitzkygasse.)

Realis hat sich 1846 der Mühe unterzogen, die einzelnen Lokale im Prater, nach ihren Schildern und Bestimmungen geordnet, aufzuzählen. Unter anderen den „Eisvogel" mit Kegelbahn und Billard, den „Goldenen Ritter", Ringelspiel, sogenanntes Carousselreiten, Ringelspiel mit Ausschank und



Der Turm von Gothenburg im Prater

Billard, das ehemalige „Dubskyſche Wachsfigurenkabinett“, „Zur Schönen Schäferin“, den „Goldenen Löwen“ mit Eiſenbahn, Ringelſpiel und Kegelbahn, die drei Kaffeehäuſer, von denen das erſte und zweite eine Kegelbahn haben, dann diverſe mechaniſche Kunſthütten, Greislereien, Brot- und Tabakverkaufshütten, das Dampfwagen-Carouſſel und Gaſthaus „Zum Schwarzen Röſſel“, den „Marokkaner“, „Engliſchen Reiter“, den „Eiſernen Mann“ mit einer Wachsfigurengalerie, eine „Pulcinellhütte mit Haſpel und Schaukel“, wieder eine „Pulcinellhütte“, „Pulcinellſpiel mit Schaukel“. Eine Ausſchank nennt ſich „Zur Eiſenbahn“, der „Chineſer“ hat Ringelſpiel und Kegelbahn, dann gibt es noch Lebzelter und Metſchenken, Bierſchenken, Wurſt- und Brotverſchleiß, ein Panorama und eine Camera obscura nächſt der Hauptallee, ein Theatergebäude für mechaniſche Luſtſpiele. Calafatti hat ein optiſch-mechaniſches Kunſtkabinett für mechaniſche und Tafelkünſte. Beſonders merkwürdig iſt Nr. 65 Naturalienkabinett

Ringelspiel

und mechanische Kunsthütte, dem 1845 gestorbenen Sebastian von Schwanenfeld gehörig. Er war ungefähr fünfzig Jahre vorher den niederen Klassen als „Zauberer im Prater" sehr bekannt. In seiner Hütte hatte er einen Automaten, den ägyptischen Magier, der verliebten Frauenzimmern, meist dienstbaren Geistern, die geheimen Gedanken ihrer Verehrer offenbarte. Zur Sommerszeit zogen schon am frühen Morgen die neugierigen Frauenspersonen in den Prater, ja der Andrang war so groß, daß die Polizei einschreiten mußte. Schwanenfeld stand vor seiner Bude mit dem Zauberstab in der Hand, abgerichteten Kanarienvögeln auf dem Kopfe, und produzierte sich als überaus geschickter Taschenspieler. Seine Gattin hatte aus ihrer französischen Heimat eine Wachsfigurengalerie in die Ehe gebracht. Insgesamt zählt Realis 4 Kaffeehäuser, 17 Billards, 9 Ringelspiele, 15 Kegelbahnen, 3 Schaukeln, 9 Kunstausstellungen, 3 Pulcinellhütten, 1 Haspel, 10 Gärten, 54 Lokale mit Wein- und Bierausschank, von denen

bloß die „Elster“ außer Betrieb stand. Gedacht sei schließlich noch des alten Jagdhauses im Prater, des „Lusthauses“, wo der Mittelstand sich an Rettig, Butter und Plutzerbier gütlich tat.

Der junge Stuwer im ersten Wiener Luftschiff

Zwei Hauptsensationen im Prater: Der Wettbewerb der herrschaftlichen Läufer und Stuwers Produktionen. Im Anfange des 19. Jahrhunderts waren die Preiskonkurrenzen der Herrschaftsläufer, die vor den Equipagen einhereilten und nachts mit Pechfackeln den Weg erhellten, auf der Strecke von Wien bis Mariabrunn abgehalten worden. Von 1822 an ist das Preislaufen alljährlich am ersten Mai, Haupttag im Wiener Festkalender, ein im Prater ständig wiederkehrendes Fest geworden, bis die Revolutionszeit dem Spaß ein jähes Ende bereitet. Das Wettlaufen fand vom Eingang der Hauptallee bis zum Rondeau und von dort auf Seitenwegen zum Lusthaus statt, wo der Sieger einen Batzen Geldes nebst einer Fahne in Empfang nahm. Das bunte Tuch pflanzte der Diener auf einem Mietwagen auf und dann gönnte sich der schnellfüßige Arbeitsmensch eine Landpartie, spielte einen vollen Tag den gnädigen Herrn. Die Fahrt des Siegers an der Seite seiner Auserwählten im Wagen mußte man gesehen haben! Das war der Höhepunkt des Ereignisses. („Zur Geschichte der Wiener Laufer.“ Neuer Wiener Almanach, 1898.)

Ein Stuwersches Feuerwerk zu Anfang des 19. Jahrhunderts beschreibt Gaheis im neunten Bande seiner „Wanderungen und Spazierfahrten“, 1808: „Durch berittene Polizei-Soldaten wird für die Ordnung der zufahrenden, vielen Kutschen gesorgt. Die Zugänge zum Prater sind alle mit Wachen besetzt, und die große Wiese außer der Jägerzeile ist mit Jagdnetzen umgeben, vor welchen Kavallerie aufgestellt ist.

Das neue Ringelſpiel im Prater

An den offenen Zugängen sind Hütten, wo die Eintrittsbilletten gelöst werden. Jede Person bezahlt 24 kr., für einen Platz auf der zweiten Galerie sind insbesonders 24 kr. und auf der ersten Galerie 1 fl. und 12 kr. zu entrichten; Kinder bis zu neun Jahren bleiben frei, wenn sie von den Eltern begleitet werden. In einer kleinen Entfernung werden die Karten von den Gegeneinnehmern wieder abgenommen. Für den Fall einer schlechten Witterung werden Versicherungsbillette ausgefolgt, die für das nächste Feuerwerk freien Eintritt gewähren. Es schlägt fünf Uhr, die Sperrstunde. Nun werden die ausgegebenen Billette nicht mehr zurückgenommen. Nach dem ersten Böllerschuß erhebt sich Alles ringsum in den Praterwirtshäusern und strömt zu dem Feuerwerksplatz. Der dritte Böller kracht. Feierliche Stille herrscht und dann beginnt das Schauspiel."

An den Annen- und Theresientagen gab Stuwer Extravorstellungen nicht bloß den Tausenden im Prater, sondern Zehntausenden dort auf den Basteien und auf dem Mariahilfer Berg und anderen Erhebungen, die seine Leistungen mit entzücktem „Ah!" und „Bravo Stuwer!"-Rufen begleiteten. Ein Bericht in Bäuerles Zeitung aus dem Jahre 1832 gilt so einer Grandaufführung. „Alle Gattungen von Feuerwerks-Spektakeln oder Ende gut, Alles gut", so lautete der Titel. Der Berichterstatter vergleicht die Sensation mit einem „großartigen Tongemälde, das am Schlusse des Ganzen die charakteristischen Teile in ein Mosaikbild zusammenfaßte. Es gab Maschinen-, Kolorit-, Wechselfiguren und Belagerungsfeuer; eine ganze Terminologie hatte sich schon herausgebildet. Das Springfeuer bestand aus fünf großen Fontänen, welche die reinsten Leuchtsterne in weißer, roter, gelber und grüner Farbe in die Höhe warfen. Das Wechselfeuer entwickelte in großen Feuerrädern die imposanten Farbenlichter, das Koloritfeuer brachte Stuwers Huldigung: In der Mitte ein Flammenband,

durch zwei Tauben gehalten, mit der Brillantschrift „Allen Gönnern", der Stern der Dankbarkeit in hellstem, weißem Lichtglanze. Das Figurenfeuer stellte dar: Doktor Fausts Freudenmahl bei Musik der bösen Geister. Unter Musikgeräusch und Kanonendonner leerte Faust in einem flammenden Säulentempel die vollen Becher. Die schwarzen, dämonischen Gestalten waren beweglich, und von roter, rauchbemischter Flammenlohe umgeben, boten sie einen wahrhaft teuflischen Anblick. Das Belagerungsfeuer endlich, als Hauptdekoration, gab das Bild einer Festung auf einer Insel, bedrängt von einer feindlichen Flotte. Der beiderseitige Kampf mit Hilfe der Wurfgeschosse bot der Feuerwerkskunst einen recht eigentümlichen Spielraum. Die vorzüglichen Gattungen von Luftstücken füllten die Zwischenpausen. Namentlich zogen die farbenschimmernden Fallschirmraketen aller Augen gegen den Himmel. Einer dieser Luftsegler bewahrte sich durch mehrere Minuten. . ."

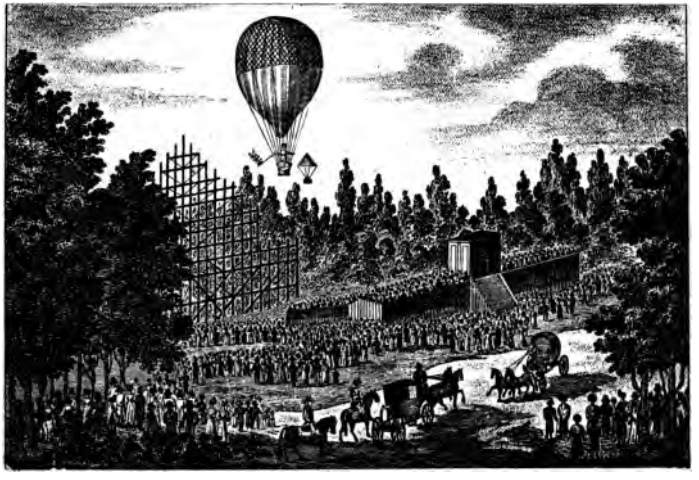
Aus den vielen Schilderungen dieser Alt-Wiener Lieblingsunterhaltung einige Sätze, entnommen der meisterhaften Studie Adalbert Stifters über den Wiener Prater: „Wenn der Feuerkünstler seine Phantasien abbrennt, steht eine Menge, Mann an Mann, als wäre der Raum mit Köpfen gepflastert, und alle schauen in die Nachtluft, die von Raketen wie von gellenden Tönen durchschnitten wird, oder in die er plötzlich einen Stern heftet, der jetzt rot, jetzt grün, jetzt blau, jetzt golden am finstern Himmel schwebt und, von den Lüften getragen, langsam nieder und seitwärts steigt (Fallschirmraketen) oder der Stern platzt und wirft eine Handvoll farbiger Feuerblumen durch die Nachtluft — oder plötzlich steht eine durchbrochene, brennende Stadt vor Dir und lodert prasselnd, dem feineren Auge öfters die sinnigsten Feuerdichtungen vorführend. . ."

„Es ist sonderbar," — bemerkt ein zeitgenössischer Schriftsteller — „daß nur bei dieser einzigen Gelegenheit das Wort „Bravo", das sonst bei jedem Beifallgeben als Trochäus aus-

gesprochen wird, hier im Feuerwerk zu einem Jambus wird; denn alles ruft „Bravoh", nicht „Bravo", wie sonst."

Von Interesse dürfte auch sein, daß der alte Stuwer einen lukrativen Handel mit Feuerwerkskörpern betrieb; er verkaufte Handpufferl, Feuerbomben, Sonnen, Kometen, Feuerrosen, zum Preise zwischen fünf Kreuzern und sieben Gulden. Bekanntlich war das Stuwersche Pyrotechnikergeschlecht fast stets von der Mißgunst des Wetters verfolgt, es regnete pünktlich zu Beginn der Veranstaltung. 1848 war das Sterbejahr des Feuerwerk-Volksvergnügens.

Die Familie Stuwer hat ihren Anteil an der Entwicklung der aeronautischen Kunst. Am 20. März 1784 brachte die amtliche „Wiener Zeitung" eine Ankündigung, in welcher der k. k. Lustfeuerwerker Johann Georg Stuwer dem Wiener Publikum die Vorführung eines großen Luftschiffes versprach. Schon im Frühjahr hatte die „Post von Wien" die Neugierde der Zeitungsgenossen aufgestachelt, die Sensationskunde von einem Luftschiffe Stuwers verbreitet, das sechs Menschen aufnehmen und „weit ober dem Stephansturm in der Region der Adler lavieren" könnte. Die „Wiener Provinz-Nachrichten" beschrieben genau das Luftfahrzeug. Der Aerostat stelle einen liegenden Zylinder vor (die besondere Erfindung Stuwers, die man zum ersten Male sehe), der an den stumpfwinkeligen Kegelteilen geschlossen sei und über 134.000 Wiener Kubikschuhe Luft enthalten könne. Dieser Zylinder, welcher die Tragwolke formiert, erreiche in voller Ausdehnung die Größe eines vierstöckigen Hauses. An Stelle eines Korbes, den bisher alle Unternehmer aerostatischer Versuche ihren Tragwolken mit Stricken angehängt haben, ließ Herr Stuwer seinem Zylinder ein großes hölzernes Schiff nagelfest anheften. Die Beheizung geschehe auf neue Art, und zwar durch zwei Feuer . . . Am Tage der Sensation stieg der Sohn des Pyrotechnikers, Kaspar Stuwer, mit einigen Gehilfen in die Gondel. Der Ballon hob und senkte



Die Luftschifferin im Prater am Feuerwerksplatze

sich mehrmals, je nachdem die Luftschiffer ihr Feuer vergrößerten und minderten. Sie erreichten eine ansehnliche Höhe — nämlich noch über die Wipfel der Praterbäume — die mit Hilfe von Stricken reguliert wurde, je nachdem sie den Ballon emporsteigen ließen, den man unten festhielt. Fünfzehntausend entzückte Zuschauer riefen ihr „Bravoh Stuwer!" Es berührte besonders sympathisch, daß der Wiener Erfinder dann ein Feuerwerk abbrannte mit dem Titel: „Denkmal der Ehre auf die Erfindung des Herrn Montgolfier". Der Wunsch des Publikums die „aerostatische Maschine" wirklich frei fliegen zu sehen, ging bei einem späteren Versuch in Erfüllung. Am 25. August jenes Jahres absolvierte Stuwer, wenn auch unfreiwillig, die erste Luftreise in Österreich. Der heftige Wind zerrte am Ballon. Plötzlich riß das Seil. Die in der Gondel sitzenden Stuwerleute feuerten soviel als möglich, um nicht in den Bäumen niedergehen zu müssen und erreichten mit Hilfe des Windes das jenseitige Donauufer. Im nächsten Jahre ver-

suchte sich Stuwer wieder als Luftschiffer, am Annentage wollte er sogar seine Maschine „ganz“ frei in der Luft lassen. Wie die Sache endete? Das traditionelle Stuwer-Pech ist schuld an der kleinen Katastrophe. Durch ein Versehen der Arbeitsleute entstand „bei der Abnahme der Feuerherde unter der Maschine Feuer, welches den Ballon von der Maschine trennte, und zerriß, so daß er zwar aufstieg, aber bald allen Gaz verlor und dann in der Nähe zu Boden sank“. Vom ersten Wiener Luftschiffe sah man nichts mehr. Im Prater gab es in der nächsten Zeit verschiedene Experimente. Die Brüder Enßlen ließen ihre Ballons in die Luft steigen, welchen sie die Formen von Menschen, Tieren u. s. w. gegeben hatten, so (nach dem Berichte der „Wiener Zeitung“) die „Figur eines Mädchens, eines colossalischen Reiters, mit brennbarer Luft erfüllt.“ Diese Spielereien wurden durch die Leistungen Jean Pierre Blanchards abgelöst, des ersten Berufs-Luftschiffers, der nach einigen Widerwärtigkeiten mit seiner Reise vom Prater nach Groß-Enzersdorf einen kolossalen Triumph errang. 1804 sahen die entzückten Wiener im Prater die ersten Versuche mit dem Fallschirme, vier Jahre später probierte Jakob Degen, der als Arbeiter in der „Schweizer Bandfabrik“ zu Penzing sich mit der Mechanik befaßt, dann Uhrmacher geworden war, seine ganzen Ersparnisse für den Bau seiner Flugmaschine geopfert hatte, den Schwingenflieger in Kombination mit dem Ballon, wagte die Premiere am 13. November und hatte Glück. An aeronautischen Sensationen fehlte es auch weiterhin nicht. Zwölf Jahre nachher zeigte sich eine Dame, die Wienerin Wilhelmine Reichhardt, im Ballon und segelte bis Kettenhof. (Otto Niernstein: „Luftfahrten im alten Wien“. „Jahrbuch des Österreichischen Flugtechnischen Vereines 1915/16.“ Gustav Gugitz: „Die ersten Versuche der Aeronautik in Wien“, „Alt-Wienerisches“, 1920. Dort reichliche Literaturausgabe.

Das Urteil der Zeitgenossen über die erste Eisenbahn

Kann es etwas Neueres geben, als eine Eisenbahn, eine Lokomotive mit anhängenden, auf Schienen rollenden Wagen? In der geruhsamen Biedermeierzeit eine Eisenbahn! Aber sie fährt ganz sachte und langsam heran. Bringt den Fortschritt, den mancher nicht versteht und mancher zum Teufel wünscht.

Anfangs der Zwanzigerjahre beeilen sich die Pferdeposten. Ahnte man die Neuerung, die bald darauf den Verkehr gründlich umgestaltete? 1823 verringern die österreichischen Eilposten ihre Fahrzeit, sie benötigen nun von Wien nach Brünn nur 16 Stunden, nach Salzburg zwei Tage, nach Klagenfurt fünf Tage. (Es sei hier bemerkt, daß im „Goldenen Kreuz" auf der Wieden die Landkutschen für die Fahrten bis Gloggnitz eingestellt waren; ein Verzeichnis aller „Journalier Diligencen", der Postfahrten von Wien nach Preßburg, Innsbruck, Brüssel, Mantua u. s. w. wurde in der letzten Zeit in Reutters „Geschichte der Straßen in das Wiener Becken", Jahrbuch des Vereines für Landeskunde 1909, abgedruckt.)

Wie der „Sammler" 1825 in einem Aufsatz über die schnellen Reisen in Frankreich rühmt, machen die Diligencen die Fahrt von Paris nach Lyon, die früher zehn Tage währte, in 66 Stunden, werden mehrere Strecken Frankreichs nun in respektablen Eilfahrten zurückgelegt.

Fünf Jahre später schrieb die „Th.-Z.": „Die Landkutschenbesitzer in London suchen jetzt schon der gefürchteten Rivalität der Dampfwagen entgegenzuarbeiten, indem sie die große Schnelligkeit ihrer Fuhrwerke bedeutend erhöhen. Es legen nun die Landkutschen von London nach Birmingham eine

Strecke von 110 englischen Meilen in 7 Stunden 50 Minuten zurück. Kaum ist zu glauben, daß die Dampfwagen es ihnen noch zuvortun können."

Und nun von den ersten Eisenbahnen in Österreich und in Wien, von den Probefahrten im Prater und den Ausflügen in die Umgebung Wiens.

Die Elbestaaten hatten nach einer Verbindung der Moldau mit der Donau verlangt; das Projekt eines genialen Österreichers, des Professors am Wiener Polytechnikum, Franz Anton Ritter von Gerstner, war hierdurch sehr gefördert worden. Gerstner, der im Stammlande der Eisenbahnen sich ausgebildet und den englischen Lehrmeistern in der Behandlung des unebenen Terrains überlegen gezeigt hatte, reichte Ende 1823 das Gesuch um Verleihung der Konzession für den Bahnbau Moldau—Donau ein. Im Prater ließ er eine 227 Meter lange Probebahn anlegen, sie zu je einem Drittel mit Holzschienen, Gußschienen und schmiedeeisernen Schienen belegen, auf denen zwei Wagen mit von Schmiedeeisen umgebenen Holzrädern liefen. „Jedermann hat mit Verwunderung den Erfolg beobachtet und die Vorteile des Zuges auf Eisenbahnen anerkannt." (Jahrbücher des Polytechnischen Institutes, 1825.) Nach der Privilegerteilung ging Gerstner an die Bauarbeit, die ihm besonders durch die auf der Strecke ansäßigen Wirte und Fuhrleute, Schmiede, Sattler, Wagner u. s. w. erschwert wurde, doch bereits 1829 konnten die Salztransporte auf der Strecke Linz—Budweis mit der ersten Eisenbahn des europäischen Festlandes vollzogen werden, deren Betrieb noch immer durch Pferde erfolgte, obwohl Gerstner schon zwei Jahre vorher die großen Fortschritte Stephensons hatte nützen wollen, der auf der Linie Stockton—Darlington trotz mancher Drohung der Straßenarbeiter die erste Lokomotive in Betrieb gesetzt hatte.

Mathias Schönerer baute die Strecke Linz—Gmunden. Ein

weitblickendes, großzügiges Talent, dessen Name innig mit der Geschichte der ersten Bahnbauten in Österreich verknüpft ist. Schönerer hat die Linie Wien—Bruck trassiert, dann auch jene, bald zur Ausflüglerbahn werdende Strecke im Süden Wiens; die Südbahn hätte über den damaligen Hauptort Traiskirchen geführt werden sollen, allein die Bewohner dieser Gemeinde, der ersten Poststation nächst Wien, ließen sich durch die Gastwirte und Fuhrleute, die für ihren Erwerb fürchteten, beeinflußen — so mußte die Trasse über Gumpoldskirchen geleitet werden, wobei Schönerer den ersten, freilich nur 165 Meter langen Tunnelbau in Österreich wagte. Gleich vielen anderen Gemeinden hat Traiskirchen den Mangel an Verständnis für die Bedeutung der Verkehrsneuerung hart büßen müssen; die Entwicklung des ehemaligen Kreishauptortes ist langsamer vor sich gegangen, als die der Südbahngemeinden, zum Beispiel Baden. Für den Bau der Nordbahn nahm Schönerer zwei Maschinen aus den Werkstätten des Vaters der Lokomotive Georges Stephenson und John Taylor in Warrington, ließ englische Oberbauarbeiter kommen, und bald darnach konnten die ersten Probefahrten mit Lokomotiven zwischen Floridsdorf und Wagram vor sich gehen. Eine zeitgenössische Schilderung lautet: „Tausende von Zuschauern bedeckten den Damm, den Abfahrtsplatz und die Bahnstrecke. Schon wirbelte hoch der Rauch aus der Maschine und die Kolonne setzte sich in Bewegung. Die schöne Lokomotive „Austria“ führte acht Wagen (fünf 1. Klasse zu 18 Personen, drei 2. Klasse zu 24 Personen) in raschem Fluge dahin und legte die Strecke von Floridsdorf nach Deutsch-Wagram, 6993 Klafter, in 26 Minuten, von Deutsch-Wagram nach Floridsdorf in 24 Minuten zurück. Man begrüßte den Zug mit Freudenschüssen und Hüteschwenken, überall zeigte sich der lebendigste Anteil an der interessanten Fahrt. Der Bau der Wagen läßt an Eleganz und Bequemlichkeit nichts zu wünschen

übrig, jeder der gepolsterten Sitze ist mit Armlehnen und Ohren versehen. Pöllerschüsse signalisieren den Beginn der Reise. In Wagram wurde die Lokomotive auf der Drehscheibe gewendet und zur Rückfahrt an der entgegengesetzten Seite der Kolonne der Wagen angeschlossen. Man heizte mit Holz; während der Fahrt flogen kleine Glutstücke aus dem Schornstein, infolgedessen blieben im ersten Wagen die Fenster geschlossen . . ." Die drei Versuchsfahrten Floridsdorf—Wagram im November 1838 verliefen ohne jeden Zwischenfall, die Teilnehmer verglichen die Waggons mit den schwerfälligen, rüttelnden Postkutschen und waren hochbeglückt. Die Lokomotive war den Wienern nicht neu. Genau drei Jahre vorher hatten sie in der Hauptallee des Praters die Erstaufführung einer Dampfwagenfahrt von Voigtländer gesehen, der zu spekulativen Zwecken eine aus England bezogene Lokomotive zeigte, die er nach einiger Zeit an Rußland verkaufte. Nach der Fertigstellung der beiden hölzernen Donau-Jochbrücken erfolgte die Eröffnung der Linie Wien—Wagram, auf der anfangs täglich zweimal, an Sonntagen dreimal gefahren werden sollte, „wenn es die Witterungsverhältnisse erlauben". In vierzig Minuten „durchflog" man die Strecke und labte sich in Österreichs erster Eisenbahnrestauration, die der Wiener Bürger Weißenberger aufgetan hatte. Die Eröffnungsfahrt brachte den ersten Unfall, die Maschine konnte bei der Rückkehr im Wiener Bahnhofe nicht rechtzeitig zum Stillstand gebracht werden und entgleiste. Es sagt genug, daß im ersten Halbjahr des Betriebes der Nordbahn („Geschichte der Eisenbahnen der österreichisch-ungarischen Monarchie", 1. Band) zwischen Wien und Wagram 176.000 Personen befördert wurden, fast ausnahmslos Wiener, die bei der neuesten Sensation „dabei sein" mußten, das neueste Volksvergnügen genießen wollten.

Wie die in ihrem Erwerb sich bedroht fühlenden Wirts-, Fuhr- und Kaufleute, Handwerker gegen die Eisenbahn Stel-

Die erste Eisenbahn

lung nahmen, ist bereits angedeutet worden, gleich der feindseligen Haltung eines Teiles der Bevölkerung in England. Zahllose Menschen in Österreich haben in der Kinderzeit der Bahnen die Neuerung bekämpft, ebensoviele deren Bedeutung verkannt. Dies hatte anderseits fördernde, wohltätige Folgen. Als Rothschild und Konsorten um die Bewilligung des Baues der Nordbahn eingeschritten waren, haben sie ihren Wunsch leicht durchgesetzt. Der Kaiser hatte überlegen gelächelt, seine Umgebung ihm devotest zugestimmt, als er dem Unternehmen die denkbar schlechteste Prognose stellte. Wer sollte mit der Bahn fahren? Es ginge ja ohnehin die Pferdepost nach Brünn und die sei nicht einmal voll besetzt. „Also geben wir's ihnen. Das Ding hat ja doch kein Halt!" Als dann diese „hirnrissigen Leute" ein stockhohes Gebäude von ziemlichem Umfang errichten hatten lassen, den Bahnhof in Wien, verließ ihn Erzherzog Ludwig nach der Besichtigung kopfschüttelnd: „Sehr schön, aber für Wien viel zu groß!" Grillparzer schrieb anläßlich der Eröffnung der Bahn ein „Pasquille", trotzdem er in England und Belgien die neue Erfindung kennengelernt hatte. 1839 sagt der Dichter in seinen Satiren: „Zur größeren Bequemlichkeit des Publikums werden auf jeder Aufenthaltsstation der Nordbahn zwei Chirurgen und ein Geistlicher mit dem Viatikum fortwährend bereit sein". „Vorschlag, die

nächste Probefahrt auf der Eisenbahn durch die Wahnsinnigen und Rasenden des Allgemeinen Krankenhauses vornehmen zu lassen." Ebenso geschmacklos und roh sind die folgenden Satiren: „Vorschlag zur Errichtung eines Invalidenhauses nächst dem Bahnhofe im Prater": „Aus Billigkeitsgründen wird künftig auf den Eisenbahnen das Passagiergeld nicht bei der Abfahrt, sondern erst bei der Ankunft bezalt; auf diese Art bleiben die Toten ganz frei, die Verwundeten zalen nach den Verhältnissen der übrigbleibenden Gliedmaßen." „Der für die Vervollkommnung ihrer Anstalten unabläßig tätigen Direktion der priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn ist es endlich gelungen, als technischen Leiter endlich den berühmten englischen Maschinenführer zu gewinnen, der bei der Eröffnung der Birmingham-Eisenbahn den damaligen Handelsminister niedergeführt hat, u. s. w. . . ." Trotz vieler düsteren Prophezeiungen ging es mit der Nordbahn ganz gut. Im Sommer 1839 konnte man schon nach Brünn gelangen (die Fahrzeit war $4^1/_2$ gegen 16 Stunden der Eilpost), noch im selben Jahre wagte man den Nachtverkehr. Wer aber dem Dinge doch nicht traute, das Erlebnis einer Fahrt nicht riskierte, wollte einen Eisenbahnzug wenigstens gesehen haben — er wäre denn kein Vollblutwiener gewesen, wenn er nicht zur jüngsten Sensation hingelaufen wäre. Namentlich gegen Abend strömte das Volk in Massen hinaus vor die Bastei und hinunter in die Pratervorstadt, schaute und „diskurierte". Ein unternehmungslustiger Greisler war zur Stelle, der betrieb in der Nähe des Bahnhofes in einem Holzhausbau sein Geschäft. Nun ließ er auf seiner Bude eine gedeckte Terrasse anbringen, schleppte ein paar Tische hinauf, rückte sie zurecht, und das Geschäft ging ausgezeichnet. Um einen Groschen Wiener Währung sah man die vorbeifahrenden Eisenbahnzüge.

Eingang in den Augarten

Jahn im Augarten — Luxus-restaurants

Im Frühjahr, zur Jausenzeit, ladet der Augarten als Volksbelustigungsort ein. Dort verzehrt man seinen Kaffee mit Milch und sein blütenweißes Brot. Als eine ganz besonders beliebte Spezialität das „Mödlinger Gebäck" und die „Badener Kipfel", die der unternehmungslustige Badener Bäckermeister Johann Gerber erzeugte, der 1810 seinen Betrieb in die Leopoldstadt verlegt hatte. Neben der großen Kanne steht die umfangreiche Messingdose mit gestoßenem Zucker. Man nimmt nach Belieben, hört der „Harmonie" zu, die meist klassische Weisen vorträgt, und bezahlt für alle Genüsse bare sechs Kreuzer. Ein billiges, ein populäres Vergnügen! Was die Wiener am Augarten und überhaupt an ihrem Wien haben, sagt der berühmte Musiker J. F. Reichhardt, der von Kassel in die Donaustadt gekommen war. Voll Entzücken schreibt er 1809: „Das herrlichste Frühlingswetter, welches uns ein

ſtarker Regen gebracht, hat mich oft aus der Stadt gelockt. Faſt rund um die eigentliche alte Stadt, die dem Umfange nach kaum den ſechſten Teil von dem Raum einnimmt, den die ſehr weitläufigen Vorſtädte anfüllen, mit denen ſie rings umgeben iſt, kann man auf den Wällen und Baſteien der alten Feſtungswerke ſehr angenehm zu Fuß promenieren und umſo ungeſtörter, da keine Wagen und Reiter hinaufgelaſſen werden. Der größte Teil des Weges iſt auch ſehr gut planiert, mit Grand überfahren und wird ſorgfältig erhalten. Man hat auch an den meiſten Stellen ſchöne Alleen angelegt, größtenteils mit Walnüſſen bepflanzt, und auf der Hauptbaſtei, bei der kaiſerlichen Burg, wovon ſie auch den Namen führt, ſind mehrere angenehme Pflanzungen mit anmutigen Zelten und Baracken angelegt, in denen man in der ſchlechten Jahreszeit allerlei Erfriſchungen findet . . . Auch außerhalb der Tore kann man rund um die Stadt in neugepflanzten und chauſſierten Alleen angenehme Spaziergänge machen. Endlich habe ich einen ſchönen, hellen, friſchen Tag in dem köſtlichen Augarten und Prater genießen können. Der ſchöne, künſtlich und doch freigepflanzte Augarten iſt überaus reich an anmutigen Partien, voll der ſchönſten, herrlichſten alten Bäume aller Art und der lieblichſten Ruheplätze. Gerne wäre ich nach einer angenehmen Promenade rund um die Stadtwälle, durch die lange Vorſtadt und in den weitläufigen Augarten nunmehr auch zu Mittag dageblieben, aber dazu war der Gaſt- und Speiſewirt noch nicht eingerichtet. Dazu erwartet er den Monat Mai. Dann beginnen die täglichen Morgenpromenaden, welche den ſchönen Augarten und alle ſeine langen, ſchattigen Gänge mit köſtlichen, freien Ausſichten über den herrlichen Donauſtrom hin und alle ſeine zahlloſen, ſchattigen und freien Ruheplätze mit vielen Tauſend Menſchen aus der ſchönen und großen Welt füllen, für welche auch gewöhnlich Morgenquartette und Konzerte oft ſehr gut und groß veranſtaltet werden, die zum Teil den ganzen

„The Augarten, Vienna." Stich von H. Winkler 1823

Tag angenehm zubringen, in größeren und kleineren Gesellschaften da frühstücken, auch zu Mittag essen und sehr gut, wenn sie es verlangen, in angenehmen Zimmern und Kabinetten, oder ganz im Freien, wie es ein Jeder wünscht. Denn das zierliche, große Gebäude, welches für das Vergnügen des Publikums bestimmt ist, bietet das angenehmste und mannigfaltigste Lokal dazu dar."

Hier sei auch eine Stelle aus den Memoiren der Gräfin Lulu Thürheim eingeschaltet: „Der 1. Mai dieses Jahres

(1806) war besonders schön. Es war damals Mode, die ersten Stunden dieses Tages im herrlichen Augarten zu verbringen. Viele Leute frühstückten dort, Andere giengen spazieren, um die neuen Frühlingstoiletten zu sehen und selbst gesehen zu werden. Die mit zartem Grün sich bedeckenden Boskette, die Musik unter den großen Kastanienbäumen und die noch lieblichere der vielen kleinen Vögel in den Baumkronen, alles feierte heiter die Rückkehr des Lenzes."

Schon zu Anfang des Jahrhunderts hatten Franzosen den einen oder anderen Gasthausluxusbetrieb in Wien eröffnet. Während der napoleonischen Invasion machte der französische Restaurateur Chretien auf der Burgbastei viel von sich reden; die Herren Offiziere speisten dort üppig, französische Harfenistinnen sorgten für die Unterhaltung, und es sollen auch nicht wenige Wiener sich eingefunden haben.

Andere Landsleute des Restaurateurs richteten Gastlokale vornehmen Ranges ein; ein Jahr nach dem Abzuge Napoleons etablierten zwei französische Köche in der Herrengasse ein „Traktörhaus". Die Luxuslokale, die Pariser Restaurants, in denen man, wie der Eipeldauer giftig bemerkt, „unsere deutschen Lungenbratl und Karwinadl und Rostbratl unter ein französischen Namen ums sechsfache Geld auf kleinwinzigen Schüsseln kriegt", waren alle in der Inneren Stadt. 1812 taucht in der Leopoldstadt ein „orientalischer Trakteur" auf, von dem der Wiener Volksplutarch sagt: „In der Jägerzeil hat im Gudenischen Haus ein orientalischer Trakteur sein Kochkuchel aufgschlagen und weil wir z' Wien von Raizen und türkischen Juden fort überschwemmt sind, so zweifel ich gar nicht, daß er mit seiner Spekulation fortkommen wird, aber unsere deutschen Magen werden sich schwerlich an die orientalische Kost g'wöhnen können." Kurz vorher hat übrigens in der Spiegelgasse ein Lokal sich aufgetan, wo nach böhmischem Geschmack gekocht wurde. In der Kongreßzeit wirbelte ein kosmopolitischer

Aussicht gegen die Seufzerallee im Augarten

Schwarm von Gastwirten und Köchen nach Wien herein. Umso größer die Ehre für den Jahn im Augarten, daß nach dem Urteile vieler Zeitgenossen, alle ihn nicht ausstechen könnten. Der Hoftraiteur Ignaz Jahn war in den kaiserlichen Redoutensälen, in seinem erstklassig geführten „Nobel-Restaurant“ in der Himmelpfortgasse, in Schönbrunn und im Augarten tätig. Die elegante Welt zog ihn heran, wenn es galt Hochzeiten, Jubiläen und andere Feste zu begehen. Nach seinem Tod übernahm Franz Jahn das ausgebreitete Geschäft und ließ den Glanz des Hauses besonders in der Kongreßzeit erstrahlen. (Zur Literatur: G. A. Ressel, „Das Archiv der Wiener Bäckergenossenschaft“; Gustav Gugitz, „Alt-Wiener Restaurants“ im „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 7. November 1920; Reichhardt, „Vertraute Briefe“; Gräfin Lulu Thürheim, „Mein Leben, Erinnerungen aus Österreichs großer Welt 1788 bis 1819“.)

Equipage

Der Prater in der Kongreßzeit

Graf de la Garde, der erfahrene Kosmopolit, vergleicht den Wiener Prater mit all den berühmten Promenaden Europas, dem Gehölz von Boulogne, dem Sommergarten in Petersburg, dem am 1. Mai das Prachtfest feiernden Falkenholz in Moskau, dem Zypressenwald im Friedhofe von Konstantinopel, den feudalen Gärten von Kensington, dem Zierwerk bei Haag, der Doppelpromenade von Florenz für Winter und Sommer und spricht Wien den ersten Preis zu: „All diesen so gerühmten Orten habe ich stets den Wiener Prater vorgezogen. Dort finden sich alle Schönheiten der Natur, die den Blick ergötzen, mit dem Anblick eines Glückes vereint, das die Seele wunderbar beruhigt und erquickt. Der Prater grenzt an die Vorstädte Wiens. Er ist auf einer der Donauinseln gelegen und mit hundertjährigen Bäumen bepflanzt, welche überall einen majestätischen Schatten gewähren und den Rasen erhalten, den die Sonne nicht bleichen kann. Herrliche Alleen durchschneiden ihn; wie in Schönbrunn und in den meisten der deutschen Parke sieht man Hirsche und Rehe wandeln, welche dieser herrlichen Einsamkeit Leben und Bewegung geben. Zu gleicher Zeit gewährt er den Anblick einer ländlichen, unberührten Natur, die dort mit allen Geschenken der Kunst und Kultur geschmückt ist. Wenn man von der Stadt kommt, dehnt sich links eine weite Rasenfläche, die zu den Feuerwerken bestimmt ist, aus; zur Rechten steht ein Zirkus (Zirkus Bach. Anm.), der mehrere Tausend Zuschauer faßt; geradeaus ist eine breite Allee von Kastanienbäumen, an der zu beiden Seiten zierliche Gebäude sich erheben. Man findet dort eine unendliche Menge von Buden, Cafés, Gesellschaftslokalen, in welchen das Wiener Volk nach Herzenslust sich seiner Neigung für Musik hingeben kann.

Für dies Volk hat der Prater noch den größten aller Reize, den Reiz der Erinnerungen, und man begreift sehr leicht die geheimnisvolle Sympathie, die es an die alten Eichen des Waldes knüpft; dieser ist für jedes Alter ein Buch des Lebens, denn hier finden die Spiele der Kindheit, die Träume der Jugend und der ersten Liebe statt, hier geht das reife Alter in seinem sorglosen Glück jeden Abend hin, um sich von der Tageslast zu erholen. Spiele und Vergnügungen allerart bieten sich, dem Geschmack jeden Alters nach, dar.

Tritt man in eines von den Etablissements, so sieht man dort Männer und Frauen einander gegenüberstehend mit einer Ernsthaftigkeit Menuett tanzen, die fast vermuten ließe, das Vergnügen wäre ihnen bloß anempfohlen. Häufig trennt die Menge der Zuschauer die Tanzenden von einander, aber augenblicklich nehmen sie mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit die unterbrochenen Tanzfiguren wieder auf, als wenn sie tanzten, um sich mit ihrem Gewissen abzufinden. Auf diese einfache Musik folgt die belebtere Bewegung des Walzers; das Zeichen der Fröhlichkeit ist dann gegeben, und dieselben Paare, die eben noch so ruhig erschienen, drehen sich mit einer anmutigen Beweglichkeit eine ganze Stunde in diesem halbleidenschaftlichen Tanze umher. Hinten lernt auf hölzernen Pfählen das Stadtkind in einem bürgerlichen Karussel mit Geschicklichkeit den Ring stechen, ohne sein Gleichgewicht im Sattel zu verlieren. Dort wieder sind ganze Familien von Kaufleuten und Handwerkern um Tische placiert, die reichlich besetzt sind, und essen, dabei friedlich ihren Ungarwein trinkend. Überall geben wandelnde Musikanten und Theater in freier Luft den Anblick eines ewigen Jahrmarktes.

Was am meisten beim Volk auffällt, ist ein Ansehen von Zufriedenheit und Wohlhabenheit. Seine Ausgaben, sein ruhiges Glück sind Beweise zugunsten seiner Arbeitsamkeit und der väterlichen Regierung, der es unterworfen ist. Kein Streit

ſtört dieſe Menge; ihre Freude iſt ernſthaft, aber dieſer Ernſt kommt nicht aus einer Anlage zur Traurigkeit, ſondern hat ſeinen Grund im ſicheren Wohlbehagen.

In der ſchönen Kaſtanienallee, welche fortwährend von prachtvollen Equipagen und von Reitern bedeckt iſt, die mit ungariſcher Geſchicklichkeit Pferde von allen Raſſen tummeln, möchte man glauben, daß aller Luxus der verſchiedenen Staaten Öſterreichs vereinigt iſt. Der Kaiſer ſelbſt fährt in einer beſcheidenen Equipage mit der Einfachheit eines Bürgersmannes, während ein nach der Stunde gemieteter Fiaker, eine Konkurrenz fürchtend, dem Kaiſer den Weg abſchneidet und bald ſelbſt von einem böhmiſchen Magnaten oder einem polniſchen Palatin, der mit vier Pferden vom Bocke fährt, überholt wird. In leichten Kaleſchen, mit Pferden beſpannt, deren Mähne im Winde flattert, erſcheinen junge Damen weiß und rot wie Blumen in einem Korbe. Die Abwechſlung der Auftritte, das Gedränge der Fußgänger, der allgemeine Tumult, der durch die Menge der Fremden noch größer, aber durch deutſche Gravität gemildert wird, bildet das lebhafteſte, bewegliche Schauſpiel dar, und gleicht einer Szene von Teniers in einer Landſchaft von Ruisdael.

Spaziergang

Das Leben des Wieners im Prater ist ein treues Abbild seiner Regierung, die ohne Zweifel despotisch genannt werden kann, aber nur ein Ziel hat, das Wohlsein und den materiellen Flor des Landes. Im Gegensatz zu anderen Staaten und vorzüglich zu Frankreich, wo die Verwaltung, stets Verleumdungen und Beleidigungen ausgesetzt, sich dadurch rächt, daß sie sich den Untertanen feindlich gegenüberstellt, läßt es sich die Regierung Österreichs, welche von aller Kontrolle frei ist, angelegen sein, der Beschützer und Führer des Volks zu werden; dieser Schutz wird mit Freuden angenommen, und wenn man bisweilen genötigt ist, sich despotisch zu zeigen, so geschieht das nur wie in Familie, und sozusagen mit Zustimmung der ruhigen, bedachtsamen Bevölkerung. Daher wird auch der Fremde, wenn er im Schatten der herrlichen Bäume den Kaiser, seine Familie und seine Minister ohne Wachen, ohne Begleitung unter dem Volke sieht, versucht, es um ein so sicheres, wahres Glück zu beneiden.

Aber besonders zur Zeit des Kongresses war auf dieser schönen Promenade ein bis dahin unbekannter Glanz zu schauen. Wien war damals so voll von Fremden, die aus allen Ländern herbeigekommen waren, um Zeuge einer Feierlichkeit zu sein, welche den wunderbaren Begebenheiten der Zeit einen Abschluß geben sollte, daß die Anzahl der Equipagen in unglaublicher Weise gewachsen war. Man sah das unendliche Gemisch von ungarischen, polnischen, orientalischen Trachten, von Militäruniformen aller Länder Europas, und das Auge wurde von solchem Glanze fast geblendet. Eine Menge von Spaziergängern im Wagen, zu Fuß und zu Pferde, und die noch warmen, herbstlichen Sonnenstrahlen belebten den reizenden Aufenthalt.

Was mir auf den ersten Augenblick am meisten auffiel, war die große Menge Wagen von derselben Form und Farbe, alle mit zwei oder vier Pferden bespannt. Es war dies eine Auf-

merkſamkeit des Kaiſers, der nicht gewollt hatte, daß die Souveräne oder irgend jemand aus dem Gefolge ſich anderer Equipagen bedienten, als der ſeinigen. Demzufolge hatte er 300 ganz gleiche Wagen bauen laſſen, welche zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zur Verfügung ſeiner erhabenen und berühmten Gäſte ſtanden . . ." (Es folgt die Aufzählung der Souveräne, Botſchafter, Erzherzoge, Ariſtokraten u. ſ. w., deren Anweſenheit im Auffahrt-Prater die vielen Gaffer entzückte.)

Spazierritt im Prater

Das Hugelmannſche Kaffeehaus

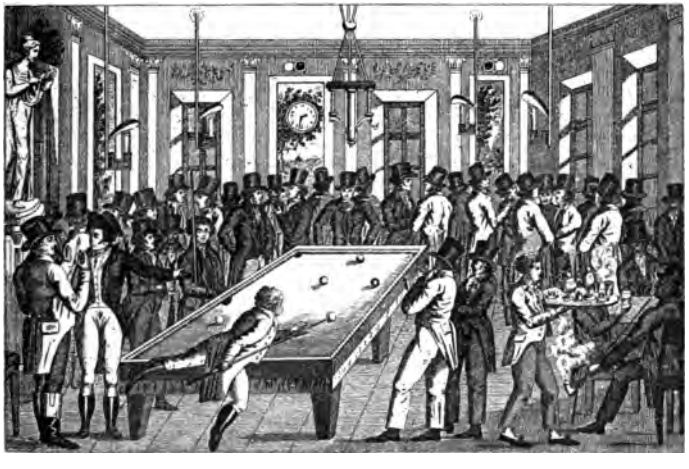
Knapp neben der von der Leopoldſtadt in die Stadt führenden Brücke iſt der beſtgewählte Platz für ein Kaffeehaus. Es ladet die zahlloſen Beſucher des freudenreichen Praters zu Gaſte, wird in wenigen Schritten von den Baſteien aus erreicht, und die nähere Umgebung mit dem ſtets bunt bewegten Treiben am Strome bietet Zerſtreuung genug. „Die Neigung der Wiener, den Prater zu beſuchen, hat einige Schiffmeiſter beſtimmt, an der Ferdinandsbrücke den Sommer über zalreiche Schiffe zur Fahrt über die Donau bereit zu halten“, ſagt Weſchel in „Die Leopoldſtadt bey Wien“, 1824. Die Donauüberfuhr kommt nicht zur Ruhe, daran ändert ſich nicht viel, als endlich die neue Brücke benützbar geworden iſt. 1819 tritt ſie an die Stelle der mittelalterlichen, hölzernen Schlagbrücke. Die Zeitgenoſſen unterlaſſen es, die Baumeiſter wegen der Verzögerung zu tadeln. Die Schuld trägt ja Napoleon, der zerſtören hatte laſſen, was in jahrelanger Mühe vollendet worden war. Die neue Holzbrücke wird ſchwarz-gelb geſtrichen, das Bauwerk nach dem Kronprinzen benannt. Die Gäſte im Kaffeehauſe haben ihr beſonderes Kurzweil bei der Beobachtung des anſtrengenden Mühens der Schiffer, dem aus Quadern aufgeführten Mittelpfeiler auszuweichen. Und dann erſt, als die Dampfer unterhalb der Brücke ihren Landungsplatz haben! C. J. Weber ſchreibt in den Dreißigerjahren: „Mein Lieblingskaffeehaus wurde das Hugelmanniſche an der Leopoldsbrücke wegen der Türken, die in der Nähe ihr Weſen hatten, wegen der Griechen und Raitzen, des Donauſchiffweſens und der Bäder.“ Zu Anfang des Jahrhunderts verſammeln ſich in dieſem Vergnügungslokale nicht bloß die

Kaffeehaus

müden Spaziergänger, die Zeit totschlagenden Leute, nein, auch ernste Persönlichkeiten, wie Ratzky, Alxinger und Josef Richter, der ein wenig die Reklametrommel schlug: „Er habe dieses Kaffeehaus lieb gewonnen, weil man hier für sein Geld einen guten und natürlichen Kaffee vorgesetzt erhalte, es sei nun einmal kein „Zizerl- und Zikorienkaffee". Was man genoß, und wie hoch die Zeche war, wird 1806 im „Vollständigen Auskunftsbuch" genau angeführt: „Für eine Schale ordinären Kaffee und Obers 7 kr., schwarz 8 kr., Doppelkaffee mit Obers 17 kr., schwarz 10 kr., nach türkischer Art 10 kr., Melange 8 kr., ein Becherl Chokolade mit Obers oder schwarz 15 kr., mit Nachguß 21 kr., Chokoladenkaffee 10 kr., Bavaroise mit Obers oder Limonie 13 kr., mit Wasser 9 kr., eine Tasse Tee mit Obers 8 kr., mit Weinstein 7 kr., mit Limonie 8 kr., ein Glas Limonade mit Mandelmilch 14 kr., ein Glas abgegossenes Wasser 10 kr., ein großes Glas Punsch 30 kr., ein kleines 20 kr., ein Glas Obers mit Zucker 7 kr., ein Gläschen feinen Rosoglio 5 kr., ordinären 4 kr., Slibowitz 3 kr., ein Glas Biersuppe 15 kr., ein Becherl Chaudeaux 24 kr., das sogenannte deutsche Frühstück 10 kr., das englische Frühstück 10 kr., die Gesundheitsschokolade 7 kr., ein Becherl Gefrorenes, ordinär 15 kr., bessere Gattungen zwischen 17 und 20 kr." Zu den Annehmlichkeiten dieses Kaffeehauses gehörte die Sitte des Verweilens im Vorgarten, des Sitzens auf dem freien Platze vor dem Lokal. Das Sitzen im Vorgarten war längst nicht mehr neu. Röder schreibt 1789 in den „Reisen durch das südliche Deutschland": „Unter den Kaffeehäusern (in Wien) ist ein gelehrtes, das Kramersche in der Goldschmiedgasse, nahe am Graben. Hier in dieser Spelunke, wo man am hellen Mittag in der Finsternis sitzt, bekommt man gelehrte Zeitungen zu lesen. Vielleicht ist die Finsternis Ursache, daß sich die Lesenden auf die Straße herausetzen und auf kleinen Tischchen ihren Kaffee vor sich stehen haben." Dann eine Spezialität des

Hugelmannschen Kaffeehauses: Hier war die hohe Schule der Billardspieler, bei Hugelmann traf man die besten Künstler in diesem Fache. Vom Billardspiele sagt Gugitz: „es sei schon 1745 ein Normale erschienen, das die Eröffnung eines Billardspielsaales im ersten Stockwerke verboten habe."

Der Zeitgenosse Franz Gräffer schrieb: „Bei Hugelmann, anfangs der Leopoldstadt, fand man die besten Billardspieler, wie in der Krone die besten Schauspieler. Man reiste zu Hugelmann, um zuzuschauen. Da war ein gewisser Reich, ein gewisser N. N.; ungarische Markörs spielten vortrefflich, machten drei Partien auf einen Stoß aus mit den ersten enormen Bällen. Das war alles noch in der antediluvianischen Periode, in der Zeit der lieben Unschuld, der glücklichen Unwissenheit, noch vor der Buchdruckerkunst, noch vor der Erfindung des welterleuchtenden Coup sec, dieses entscheidenden Kompasses. Bei Hugelmann war die Universität des Billardspieles. Jetzt geht die Universität zu Adami."



Hugelmanns Kaffehhaus.

Im Vorstadtwirtshaus

Wie der Wiener ein Biedermeierleben in behäbiger Gemütlichkeit um 1800 führt: Abends wandelt er gemessenen Schrittes um die Bastei oder ein Stück weiter hinaus auf das Glacis, spaziert dahin und ist mit dem Genusse von Obst, Kipfelgebäck völlig zufrieden, lenkt um halb neun Uhr die Schritte heimwärts zum frugalen Nachtmahl und liegt um zehn Uhr in den Federn. So im Monat einmal gönnt er sich Zerstreuung beim Kasperl oder im Nationaltheater und am Donnerstag wandelt er in ein Vorstadtgasthaus, zum „Dernfuß", zu den „Sieben Kurfürsten", zum „Grünen Tor", zur „Schlange", zu den „Fünf Lerchen", bestellt sich einen Kalbsbraten um ein paar Kreuzer und um zehn Uhr ist er wieder zuhause. Sonntags wird ein Ausflug nach Schönbrunn, Gersthof, Weinhaus gemacht, oder in den menschenerfüllten Prater ... Es werden ein paar Maß Bier getrunken, Rettig, Butter, Hausbrot läßt man sich gut schmecken, man schiebt Kegel, wobei die „Frau Liebste" zwei Kegel vorhat und das Recht anzuwandeln. Da fängt es an zu dunkeln und man bricht auf, nach Hause, zur Ruhe, zu Bett. „Kinder zu Bett!" „Liebe Marie, zu Bett ...!" So zeichnet Franz Gräffer (1785—1852) in seinen späten Lebensjahren wehmutsvoll der verschwundenen sonnig-heiteren und lieben Alt-Wiener Zeit gedenkend, den bescheiden vergnügten Wiener Bürgersmann. In seinen Erinnerungen nennt dieser Autor viele Wiener Gasthausstätten, in der Leopoldstadt zum Beispiel den „Adler", das „Roß", das „Lamm", den „Sperl", die „Sieben Kurfürsten", den „Dernfuß" in der Jägerzeile. Er lobt die Gärten der drei letztgenannten und betont: es seien dies wirkliche Gärten — ein mit Sand

Das Burgthor, von Außen
mit den Marthschranken v. den Obstverkäuferinnen.

beſtreuter Hof, ein Dutzend verteilte Holzſtangen mit aufgepfropften Laubbüſcheln, das ſei kein Garten. Auf der Landſtraße ſei die „Goldene Birne“, in der Roßau das „Schwarze Tor“, der „Schwan“, die „Schlange“, die „Ente“ in der Joſefſtadt, die „Elſter“ in der Alſergaſſe, alle die letzteren mit Gärten.

Loblied auf das bürgerliche Gaſthaus

Und wie geht es in einem ſolchen Alt-Wiener Gaſthaus zu? „Drei lange Tiſche winken uns. Man ſaß noch nicht an kleinen runden Solitärtiſchchen. Alles von gediegenem Eichenholz, ſpiegelhell gebohnt, kompakt, ſolid, vernünftig, auf die Dauer von Generationen berechnet. Nichts noch von jener unſeligen, eintagsfliegigen Nußbaumfurniererei! Bequem breite Stühle, mit tüchtigen Lehnen, ſchwarzledern gepolſtert, das Geſtell mit Eiſenklammern befeſtigt. Da warf man ſich hinauf, behaglich und ſicher. Von Wandmalerei faſt nichts, nichts von Dekoration, kaum eine Uhr. Dagegen große meſſingene Wandleuchter; auf jedem eine einſame Talgkerze. Die Tiſchwäſche ſehr nett; Salz- und Pfefferbüchſe von Berchtesgaden, rot und ſchwarz. Wir ſetzten uns. Der Kellner, natürlich noch kein Garçon, iſt ein geſetzter, einfacher Junge, dem man die Ehrlichkeit anſieht. Er ſagt höflich: „Untertänigſter Diener!“ Dieſer wirklich untertänigſte Diener hat eine lichtgrüne Jacke an, ein rotes Gilet bis unter den Bauch reichend, mit zwei Reihen Knöpfe. Der wohlgemäſtete Wirt ſteht unter der Tür, präſentiert die goldene Doſe dem Gaſt und ſpricht allerhöflichſt: „Herr, wie geht's, ſpazieren Sie nur herein.“ Alſo noch kein Herr von . . . Der Kellner, was ſich von ſelbſt verſteht, iſt friſiert, ſorgfältig eingepudert, ein ſtattlicher Zopf, an den Schläfen große Haarrollen mit langen, ſchwarzen Nadeln in Poſitur gehalten, vollenden die impoſante Coiffure. Sie iſt

rein modern, noch ein paar Jahre zuvor hatte er keinen Zopf, nur eine Querwurst oder Wulst. So entwickelt sich der Geschmack. Um den Leib hat der Mann ein weißliches Vortuch gerollt wie einen Gürtel; um die Schulter ist eine ebenfalls weißliche Serviette geschlungen. Dieser untertänigste Diener erzählt uns nun ganz offenherzig, was man heute haben kann. In einem abscheulichen, damals herrschenden Wiener Dialekt nennt er uns fünf, sechs Speisen. Der Mensch ist selbst der Speisentarif, denn es gab eigentlich noch keine Zettel, am wenigsten gedruckte. Wozu auch für die paar Artikel? Wir bestellen, wir essen, wir sind zufrieden. Wir bezahlen das Zechlein, bei dessen Berechnung weder Kreide noch Bleistift nötig. Dem untertänigsten Diener, der uns wirklich vortrefflich bedient hat, ein Geschenk zu machen, fällt uns gar nicht ein; so etwas geschah nur ausnahmsweise. Der Kellner war höflicher als jetzt ein Garçon, dem man zehn bis zwanzig Prozent in den Rachen wirft." Gräffer vergleicht wieder das Einst mit dem unfreudigen Jetzt und meint, man habe eben einem Zahlkellner nachgerechnet, daß dessen Trinkgelder jährlich mehrere tausend Gulden betragen hätten. Von den erwähnten Vorstadtgasthäusern sagt Gugitz: „Der „Schwarze Adler" in der Taborstraße ist vor den Befreiungskriegen Absteigquartier des Lord Walpole, der Lord weilt in wichtiger Mission in Wien, er bemüht sich um das Zustandekommen der Allianz gegen Napoleon. In derselben Straße wird das „Roß" lange Zeit als Einkehrgasthaus betrieben, dann als Musterhotel; das „Goldene Lamm" in der Praterstraße hat seinen Ruf durch die türkischen Gesandten, die hier logierten, in der Großen Fuhrmanngasse liegt das Wirtshaus zu den „Sieben Kurfürsten", Bäuerle war beim „Schwarzen Adler", Perinet hier Stammgast. Der „Dernfuß" in der Jägerzeile grenzte schon an den Prater. Das „Schwarze Tor" in der Roßau, Fabriken-, später Porzellangasse, hatte „13 frequente Kegelbahnen" und einen

schönen Tanzsaal, der nach 1836 verschwand. Die Josefstädter Wirtshäuser sind: Die „Schlange“ in der Kaiser-, später Josefstädter Hauptstraße. Die „Ente“ ist in der Langen Gasse. Der Bierwirt „Zur Elster“ (ohne Einkehr) haust mit seiner Elster in der Alserstraße, hat einen stadtbekannten Tanzsaal.“

Die „lebendigen Rauchfäng“

In den Weinhäusern, nicht aber in den Wirtshäusern, war das Rauchen erlaubt. Der Eipeldauer räsoniert wieder einmal: „Unter den Weißgärbern ist ein Wirtshaus, und das heißt: beim „guten Hirten“. Weil ich also so viel Guts davon ghört hab, so hab ich mein Inkognitoparoken aufgsetzt und bin hinausgstiegn. Da bin ich also mitn Speisen und mitn Wein recht z'frieden gwest. Wie ich aber im besten Essen war, so kommt mir ein Gruch von Rauchtabak in d' Nasen, und weil 's ein Weinhaus und kein Bierhaus ist, so hab ich nicht gleich gwußt, wo der G'ruch herkommen soll. Wie ich mich aber umschau, so seh ich auf ein andern Tisch drei lebendige Rauchfäng sitzen, und die haben ein völlige Wolken von Tabakrauchen gmacht. Jetzt hab ich aber nur gschwind zahlt und hab gschaut, daß ich zum Loch hinauskomm.“

Einige Wirtshäuser in den Vorstädten

Während der Kongreßzeit treffen sich die Herren der hohen Politik, denen die Neugestaltung der europäischen Landkarte Sorgen bereiten soll, in verschiedenen Gasthöfen.

Die preußischen Räte geben sich bei der „Kohlkreunze“ auf der Wieden regelmäßig Stelldichein. Dorthin kommen nach der Auflösung der Gesellschaft in der „Kleinen Landskrone“ zeit-

weise einige Mitglieder der alldeutsch-preußischen Gruppe. Von nun an wird denn auch das Gastlokal polizeilich scharf überwacht. Der Polizeirapport vom 21. März 1815 (siehe Fournier) besagt: „Das Gasthaus „Zur Kohlkreunze“ auf der Wieden wurde wegen seiner guten und billigen Verabreichung seitens eines höflichen Wirtes gerne von den preußischen Räten (Beguelin, Küster, Paalzow, Lombard, Schroer u. a.) besucht. Kommt vom 26. d. unter tägliche materielle Beobachtung.“

Dem „Roten Hahn“ auf der Landstraße hat Adalbert Stifter ein literarisches Denkmal in der Schilderung seiner Ankunft und Wohnungssuche in Wien gesetzt. („Wo Adalbert Stifter gewohnt hat?“ „Alt-Wiener Kalender“, 1918. Über die Josefstädter Gasthäuser ist bei Rotter, „Geschichte der Josefstadt“, ziemlich viel zu lesen.) Das ehemalige Gasthaus „Zum Goldenen Engel“ hat die fürstlich Dietrichsteinsche Bauanlage verschluckt.

Das „Grüne Tor“ in der Roßau macht öfter von sich reden. Eine der zahlreichen Dilettantengesellschaften jener Zeit will im Herbste 1818 in diesem Saale Theatervorstellungen aufführen und bietet der Behörde für den Fall der Zustimmung eine Summe von dreihundert Gulden, die zur Unterstützung der Schuljugend oder für einen anderen wohltätigen Zweck verwendet werden soll. Der Pfarr-

Bierhausgast

herr in der Roßau und Franz Schubert, der Vater des Tondichters, erheben gegen die Errrichtung einer Schaubühne in jenem Hause, in dem sich die Schule befindet, Einsprache und erklären in einem Memorandum an das geistliche Oberhaupt: „Sie seien einem anständigen Vergnügen nicht abhold, aber die mit diesem Unternehmen verbundene Gefahr für die religiöse Gesinnung, die wahre Gefahr, die für die Sittlichkeit zahlreicher Schulkinder daraus erwachse, machen es ihnen zur Pflicht, um die Unterstützung des Erzbischofs zu bitten, damit jener, der Moralität der Jugend zweifellos nachteiligen Veranstaltung gesteuert werde." Erzbischof Graf Hohenwart legte diese Denkschrift der Polizeihofstelle mit dem Bemerken vor, er könne sich nicht überzeugen, daß in diesem Falle der löbliche Zweck die Mittel heilige; er halte es für seine Pflicht, zu bitten, wenn sein Vorurteil, daß die heutigen Theater gar nicht bilden, sein Greisenalter verrate, zu verfügen, daß dieses Theater wenigstens in einem anderen Haus aufgerichtet werde. — Diesem Begehren trägt man Rechnung.

In einer sarkastischen Notiz macht 1800 Josef Richter seinem Unmute über die Wiener Wirte Luft und hält ihnen den Besitzer des neuen „ABC"-Saales als Muster vor: „Jetzt, Herr Vetter, ist für d' Wirth ein Schulmaster aufgstanden und der zeigt ihnen, wie man d' Gäst um ein gringS Geld gut bedienen und doch als ehrlicher Mann leben kann. Schon seit ein paar Monaten gibt er in sein Wirtshaus in der Währingergassen um 1 fl. 22 kr. Speisen und sein 36-ger ist so gut, daß man 'n in der Stadt nicht um 48 kriegt. Es gehn auch eine Menge Leute zum Herrn Wirth hinaus und nehmen Lektion bey ihm; aber wie mir scheint, so will ihnen 's „ABC" nicht recht in Kopf hinein."

Die Beisel auf dem Spittelberg

In seinen Memoiren „Erlebtes und Erstrebtes. Memoiren meines Lebens. Gefundenes und Empfundenes", erzählt Castelli, wie er mit dem lebensfrohen Zacharias Werner, dem nachmaligen Kanzelredner und Liguorianer, gegen das Jahr 1810 Wiener Vorstadtkneipen besuchte:

„Es gab zu jener Zeit in den Vorstädten kleine, unbedeutende Wirtshäuser, von der gemeinen Klasse „Beiseln" benannt, wo der Wirt hübsche und kecke Mädchen hielt und wo täglich des Abends zwei oder drei Musikanten Tänze aufspielten. Die besuchtesten dieser Kneipen befanden sich auf dem Spittelberg. Da war nun alles dazu eingerichtet, um die Gäste so viel als möglich zu prellen, sie durch Tanz, Trank und frivole Liebkosungen der Mädchen in jene Stimmung zu versetzen, in der man nichts mehr schont und die Börse leert. Diese Orte wurden freilich nur von Männern der gemeinsten Klasse besucht, aber nicht selten verlor sich ein alter Roué oder ein verwahrlostes Muttersöhnchen dahin, welche dann Geld und Kleinodien, oft auch ihre Gesundheit dort ließen, und, wenn sie darüber böse Miene machten, hinausgeworfen wurden. Zu speisen bekam man in diesen Kneipen nur sehr wenig. Würste, Käse, allenfalls noch Schweinefleisch. Auch Wein wurde nicht geschenkt, nur Bier, und zwar sogenanntes weißes Bier, das aber dunkelbraun war, Mailänder, eine lichtere Gattung und dann Hornerbier, eine Art Haferbier von grün-gelblicher Farbe, welches, in Krüge abgezogen, sehr stark mousierte und dem Berliner Weißbier ähnlich war. Es war besonders im Sommer ein sehr kühler, labender Trank, und ich weiß nicht, warum man nicht noch welches braut. Bei Tag standen die Mädchen, die meisten üppig gestaltet, vor der Tür der Kneipe, um vorübergehende Männer durch die ihnen zu Gebote stehenden Künste einzuladen, abends das Gasthaus zu besuchen, denn bei Tage

litt ihnen der Wirt keine Besuche. Man kann sich nichts Appetitlicheres denken, als den Anzug eines solchen Mädchens. Sie trugen schneeweiße, feine Strümpfe und rosenfarbige oder hellblaue Schuhe, ein Röckchen von weißem oder von farbigem Seidenstoff, welches so kurz war, daß man die bunten Strumpfbänder unter dem Knie noch erblicken konnte, ein eng anliegendes Korsettchen, meistens schwarz, welches die Arme bis oben bloß ließ, und rückwärts eine Art von Büschelchen, genannt Schlösserl, emporstreckte, dazu ein kleines, seidenes Busentüchelchen, welches seinen Inhalt nur halb verdeckte, und auf dem Kopfe über von beiden Seiten in Locken geringelten Haaren eine glänzende, emporragende Goldhaube. Wenn man in eine solche Kneipe hineintrat und nur gewöhnliches Bier begehrte, so erhielt man es durch den Kellner und niemand bekümmerte sich um einen weiter. Man konnte ruhig sitzen bleiben und die Wirtschaft weiter beobachten, nur durfte man sich nicht beigehen lassen, sich in ein Gespräch zu mischen oder mit einem Mädchen Scherz zu treiben, denn man wurde für einen angesehen, der keine Maxen (Geld) hat. Verlangte man aber einen Kracher (einen Krug Hornerbier), da kam gleich ein Mädchen mit demselben, setzte sich zum Gast, erlaubte sich alle möglichen Scherze und trank mit, und ihre Kameradinnen tranken auch mit, man brachte Fleisch und Backwerk, und am Ende betrug die Zeche mehrere Gulden, denn es lagen auch mehr Stöpseln von den Bierkrügen, welche man geleert haben sollte, auf dem Tisch, als wirklich getrunken wurden. Es versteht sich, daß bei dieser Gelegenheit auch Rendezvous mit diesen Mädchen für den nächsten oder einen folgenden Tag abgekartet wurden, denn am Abend durfte sich kein Mädchen aus dem Gastzimmer entfernen, sie mußten tanzen, Gäste unterhalten und trinken, was sie nur vertragen konnten, damit die Zeche größer war. Auch eine eigene Sprache hatte man in diesen Kneipen, welche man die jeuische nannte und deren man sich darum bediente, um nicht

von Jedermann verſtanden zu werden und die Gaunerei ungehindert treiben zu können. Sehr viele Wörter dieſer Sprache ſind verwandt mit dem Hebräiſchen. In ſpäterer Zeit gab es nur noch einige ſolcher Kneipen im Prater, aber auch dieſe wurden zur Ehre Wiens abgeſchafft."

Der Vorläufer der Stegreifſänger beim „Heurigen" — Der Dichter des Wirtshauslebens

Es ſoll eine der undankbarſten Aufgaben geweſen ſein, den Dichter Ferdinand Sauter zu Haus antreffen zu müſſen. Mitten im fröhlichen Treiben der Vorſtadtgaſthäuſer in meiſt ausgelaſſener Geſellſchaft ulkig aufgelegter Zechbrüder und abſolut nicht ſpröder Mädchen trieb ſich der hochbegabte, aber bodenlos leichtſinnige, ja zügelloſe Dichter umher. Eine ſtändige Figur in den Weinſchänken, beſtens beliebt in feuchtfröhlicher Geſellſchaft durch ſeine nieverſagenden Witze und Schlager, durch originelle Stegreifdichtungen, „Gſtanzeln", in denen er auch ſich ſelbſt verſpottete. Dort verjubelte er ſein Geld, freute ſich herzlich des Beifalls, der dem Vortrage ſeiner Gedichte zuteil wurde. Das Leben wurde für ihn zum beſtändigen Wechſel zwiſchen Gaſt- und Kaffeehaus mit unangenehmen Unterbrechungen durch „Polizzenſchreiben", wie er ſeine karg gelohnte Beſchäftigung als Beamter der Niederöſterreichiſchen Aſſekuranzgeſellſchaft nannte. Vergebens ſuchten Freunde und Verwandte ihn ſeiner ſoliden ſalzburgiſchen Heimat zurückzugeben, um ſein Talent und ihn zu retten. Man bot ihm einen zufriedenſtellenden Beamtenpoſten im Salzburgiſchen, allein der Falter war vom Lichte nicht mehr fortzubringen. „Lieber hungern in Wien, als dort oben wohl leben", wehrte Sauter ab. Was vorauszuſehen war, iſt tatſächlich eingetreten. Das wüſte Leben brachte den Dichter raſch herab zur deklaſſierten Figur. Sein Äußeres vernach-

läſſigte Sauter in einer geradezu unglaublichen Weiſe. Die Stiefeln wurden nicht gereinigt, die Abſätze waren, wie der wieneriſche Ausdruck lautet, „verhatſcht“, die Kleider beſchmutzt und zerriſſen, der Hemdkragen einem Stücke grober Sackleinwand nicht unähnlich. Schmierig und defekt war alles, was er am Leibe trug und das Geſicht nicht ſelten ungewaſchen, das Haar nicht gekämmt. Er kannte ſich und ſeinen Zuſtand, daran lag ihm aber gar nichts, im Gegenteil, er ſpottete über ſich und trug ſeine Selbſtbiographie zum Gaudium der fidelen Zechbrüder beim Weinglas ungezählt oft vor:

Immer luſtig lebt der Sauter
Treu iſt ſein Gemüt und lauter,
Tauſend Hirngeſpinſte baut er,
Und ſich ſelbſt nicht vertraut er,
Alles, was er hat, verhaut er,
Wie ein Vogel Strauß verdaut er,
Wenn oft Selchfleiſch ißt mit Kraut er,
Schöne Mädchen gerne ſchaut er
Wie ein Kater dann miaut er
Leider aber ſchon ergraut er
Immer mehr und mehr — verſaut er*).

Daß Sauter ſich aus dem defekten Zuſtande ſeiner Kleidung nicht das geringſte machte, zeigte er in zwei Vierzeilern, die auch einen ſeiner Lieblingsaufenthaltsorte nennen, wo er ſich im allzukräftigen Lebensgenuß nicht genug tun konnte. Der Bohemien tröſtet ſich:

Die Stiefel ſan z'riſſen
Der Strumpf hat a Loch
Und da kummt Ein'm der Schuaſter
Jetzte nomal ſo hoch!
S' Gwand, das is ſchleißig
Was liegt denn da d'ran
Wann m'r beim Gſchwandner
Nur eintreten kann!

*) Gedichte von Ferdinand Sauter, herausgegeben von Wilhelm Börner Anzengruber-Verlag.

Beim Heurigen

Stürmiſchen Beifall erntete Sauter, wenn er Vierzeiler improviſierte, dafür zeigte die Zuhörerſchaft in ihrer weinſeligen Stimmung ſtets Vorliebe. Die Stegreifſänger der Wiener Heurigenwelt könnten ihn als ihren Ahn verehren.

Für die Silveſternacht 1853/54 hatte Sauter ein Gelegenheitsgedicht verfaßt, das der, von ihm faſt allabendlich aufgeſuchten „Blauen Flaſche", jenem Wirtshaus in Lerchenfeld galt, wo ein Menſchenalter vorher Mozart geweilt, der auch ſeinem Körper zu viel zugemutet hatte. Sauter dichtete:

Der Burſche wandert froh hinaus zur Linie,
Ins Trinkerland, ins luſt'ge Lerchenfeld,
Da winkt ihm nicht die Ceder und die Pinie,
Doch friſcher Labetrunk für wenig Geld.
Und iſt der Rubikon dann überſchritten,
So zieht er rechts die wohlbewußte Bahn,
Und in der langen Häuſerreihe Mitten,
Die „Flaſche" findet jeder ohne Plan,
Durchs ſchmale Tor, da führt der Pfad nach Eden
Der Trinker Heimat ſeit uralter Zeit...

Das Poem ſchloß mit Wünſchen für das neue Jahr. „Es möge niemand an der Seinen Bahr, um den Verluſt von einem Herzen weinen.“ In jenem „Neuen Jahr“ iſt Ferdinand Sauter der Cholera erlegen. In ſeiner Wohnung hat ihn der Tod angetroffen.

Des Heiligen Römiſchen Reiches größtes Wirtshaus

Eine kulturgeſchichtlich nicht unbedeutende und durch treffende Beurteilung ſich auszeichnende Reiſebeſchreibung hat der däniſche Dichter Adolf Wilhelm Schack von Staffeldt verfaßt, der 1796 in Wien weilte. Die ſoziale Entwicklung in und um Wien zum Ausgange des 18. Jahrhunderts erkennend, ſchrieb er vom Gegenſatz der Wohlhabenheit der Stadt ſelbſt und den Verhältniſſen in einigen Diſtrikten vor den Baſteien u. a.: „In den Vorſtädten geſellt ſich die Geringheit zur Armuth. Im Lerchenfelde balgen ſich nackte Kinder mit den Hunden um die Knochen, hier haben die Bettler ihre Schenken und Gelage, hier werden hölzerne Beiner und Pflaſter abgelegt, bei Wein und Fleiſch lachen ſie ihrer Woltäter.“ Aus den Pfarrmatriken von Neulerchenfeld ergibt ſich, daß jenen Ort damals viele Bettler, Schmierenkomödianten, Dudelſackpfeifer und andere Muſikanten, Gaukler, vazierende Bediente, Läufer und Kellner, „Miſtſtierer“, Flickſchneider- und -ſchuſter, Taglöhner, Stickerinnen, Fabriksarbeiterinnen bewohnten. Die Akten der Gerichtsbehörden weiſen auf mancherlei zweifelhafte Elemente, lichtſcheues Geſindel und merkwürdigerweiſe auf etliche „Engelmacherinnen“, die wegen Tötung der ihnen anvertrauten Pflegekinder abgeſtraft wurden. (Karl Schneider, „Geſchichte von Ottakring“.) Dann aber tritt eine erfreuliche Wandlung ein, die Qualität der einzelnen Wirtſchaften beſſert ſich mit der Zeit, dies gilt von „Bretze“, „Lamm“, „Strauß“,

„Schwan" (wo nach dem Brande des Hetztheaters Tierhetzen abgehalten wurden; vor dem Haus in der späteren Brunnengasse standen zahlreiche Panoramen, Kram- und Schaubuden, Schießstätten u. s. w.), „Blaue Flasche", „Grüner Baum", „Faßl" (an der Ecke der Grundsteingasse, nach dem 35.000 Eimer fassenden, als Tanzlokal eingerichteten „Heidelbergerfaß" benannt). Neulerchenfeld wird zum Lieblingsort vieler, die aus der engen Stadt hinauspilgern.

Die Wiener Bürger haben ihr Kalendarium. Frömmigkeit und Lebensfreude sind darin gemischt, ein paar Tage im Jahre rot angestrichen, die das kirchliche Direktorium nicht kennt. Der erste Sonntag in der Fastenzeit ist dem Besuche des Kalvarienberges in Hernals gewidmet, der Festtag „zu Georgi" dem Ausflug auf den Kahlenberg, der 1. Mai den Praterauen, Mitte August mahnt das Hochfest der Himmelskönigin zur Wallfahrt nach Mariazell, der Landespatron St. Leopold ladet für den 15. November in sein Stift Klosterneuburg ein, wo die Gebeine des ehrwürdigen Heiligen in der uralten Kirche dicht neben einem riesigen Weinfasse der Auferstehung harren. Die Reihe der traditionellen Festtage ist noch nicht zu Ende — am Ostermontage geht es hinaus nach Neulerchenfeld. 1803 sind hundert Jahre verflossen, seit dieser, von Hernals bloß durch einen Acker getrennte Vorort sich aus einer Taverne in der Einschicht entwickelt hat. Ein Kind der Industrie. In den 155 Häusern wohnen 5291 Menschen, viele Fabriksarbeiter unter ihnen, die in den nahen Vorstädten Neubau, Schottenfeld ihrem Verdienste nachgehen. Der Haupterwerb der Dorfbewohner von Neulerchenfeld ist der Ausschank von Wein und Bier; nicht weniger als 83 Häuser haben Schankbefugnis, in etlichen sind außer den ebenerdigen Zimmern auch die Räume des ersten Stockwerkes und dazu die Gärten dem Gastgewerbe dienstbar, über 15.000 Zecher werden manchmal gezählt.

„Neulerchenfeld mag man das größte Wirtshaus des

Heiligen Römischen Reiches nennen." So schreibt Gaheis, der im Jubiläumsjahre zum Lerchenfelder Linientore hinausgepilgert ist, um ein stimmungsvolles Bild des wachsenden Gemeinwesens zu zeichnen. Durch die drei Gassen des Ortes läßt er sich von einem Lokalpatrioten geleiten, der ihm mit Enthusiasmus der Reihe nach Zeiger und Schild der Wirtshäuser vorführt: „Zum Lauf ins Feld", „Zum Grundstein", „Zum Schwarzen Mohren", „Zum Wilden Mann", „Zur Roten Bretze", „Flucht von Ägypten", „Zum Bierwagen", „Luchsen", „Heiligen Geist", „Zur Blauen Flasche", „Blauen Traube", „Zum Goldenen Hirschen", „Zur Schäferin", „Zum Annaberg", „Zum Burgundischen Kreuz" u. s. w. Beim „Fassel" finden sich zumeist Stadtleute ein, das Wirtshaus „Zum Weißen Schwan" nennt man gewöhnlich nach seinem Besitzer: „Zum Planer". Der Gastwirt Martin Planer hat seit Jahren den größten Zuspruch von Gelehrten, Zeitungskundigen und Tabakschmauchern. Sie singen zuweilen in fröhlicher Eintracht herrliche Lieder oder unterhalten sich an einer Pudelhetze, wobei ein gewisser Krois den Hetzmeister und die Hauptrolle spielt. Statt der dabei erforderlichen Musik bittet er das Publikum, von Zeit zu Zeit ein Gesäus zu machen oder ihm Beifall zuzustampfen. (Gaheis.) Beim „Lauf ins Feld" trifft man zu jeder Zeit Gräffer-Czikann. Er nennt Neulerchenfeld das „wahre Tuskulum der geringeren Klassen der Wiener Bevölkerung, die dort im Sommer ein immerwährendes Volksfest zu feiern scheinen" und erzählt vom tragischen Ende des Planerwirtes: Das Wirtshaus war eines der ersten, wo geraucht werden durfte. Bei der zweiten Franzoseninvasion sind angeblich die Rothosen, die in diesem Orte geplündert und den Planerwirt massakriert haben sollen, von den einheimischen, bloß mit Hacken, Knüppeln und Steinen bewaffneten Männern in die Flucht gejagt worden. Geusaus „Historisches Tagebuch" vermerkt übrigens die Beerdigung des von den Franzosen

tötlich bleſſierten Planerwirtes. Im „Roten Kreuz“ wird jede Gattung von Speiſen, zu vier Kreuzern die Portion, verabreicht, das „Schwarze Röſſel“ hat im Garten einen anſehnlichen Tanzſaal, wo man für die Muſik nach Belieben zahlt. Ein Wirtshausname iſt jüngſten Datums: „Zum Landesaufgeboth“ — das klingt beunruhigend, deutet auf Kriſen- und Kriegsgefahr; die frühere Aufſchrift war ſympathiſcher: „Zum Kühfuß“. Beim „Landesaufgeboth“ kehren die Zeugmacher ein und unterhalten ſich an allen Sonn- und Feiertagen mit ihrer „Harmoniemuſik“. Der von den Tiſchlern bevorzugte „Blaue Hecht“ wartet vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht mit delikaten Speiſen auf. Das Haus „Zum Schuh“ führt nicht wenige Weinſorten, die Preiſe ſtellen ſich auf 3 bis 24 Kreuzer, die „Sechs Palliſaden“, „Drei Kronen“, „Drei Reiter“ u. ſ. w. ſind gut beſucht. Und bei faſt allen dieſen Gaſtſtätten iſt ein Garten, in dem Sänger, Geiger, Spaßmacher für Ablenkung, Heiterkeit und Freude ſorgen. Was hier iſt und ißt, muß jauchzen und ſingen, lärmen und übermütig ſein, ſein Geld anbringen, wie es der Herbergsvater gerne ſieht. Und ganz Lerchenfeld iſt ein Wirtshaus — die Gemeinde denkt ganz einig. Hie und da miſchen ſich beobachtende Menſchen in den Trubel der Schwärmer, die horchen hin zu den Untertönen und lauſchen dem Volks-

Lerchenfelder Buben

Wasserträgerinnen

leben etliche Züge ab. Nestroy kommt und holt Charakterzüge, Stoff für die Typen seiner Werke.

Als besondere Spezialität bietet Neulerchenfeld den Städtern das lärmende Treiben im Hochfasching. Die Winzerfeste voll Erntefreuden enden in der Mitte der Dreißigerjahre, zur selben Zeit beginnt man mit dem Fastnachtsulk. Ganz Wien läuft heraus, um am Nachmittage vor dem Aschermittwoche das tolle Treiben der maskierten Burschen zu sehen, die mit ihrem Mummenschanz herumziehen. Sie haben jene Hausinhaber verständigt, wo eine Sitzung abgehalten, der Faschingszug mit all seinen Possen sich beschauen lassen wird, freilich in der Absicht, sich bewirten und beschenken zu lassen und Geld für den nächstjährigen Umzug zu sammeln. In seinem Gedenkbuche hat der damalige Pfarrer Johann Leutner sorgenvoll niedergeschrieben, daß diese Unterhaltung gar sehr zur Trunkenheit veranlasse und vermerkt, „die Neuerung habe ein hiesiger Bursch nach dem Brande des Ortes im Jahre 1835 eingeführt, der als Soldat diese Art von Fastnachtslustbarkeiten in Italien gesehen haben soll." Die Faschingsumzüge

Ziegenmilchverkäuferin auf dem Wasserglacis

haben sich bis in den Weltkrieg als Volksunterhaltung einiger ehemaliger Vororte erhalten. Jahrhunderte hindurch hatte man die Maskeraden verboten — 1465 wurde auf allen Straßen und Plätzen Wiens durch „öffentlichen Ruf" kundgetan, daß „nyemandt in pawernkleidt, in Gugeln, noch sonst verbunden in den vaschang gehe" — kaiserliche Patente hatten die Maskeraden sogar auf den Privatbällen untersagt, bis endlich Kaiserin Maria Theresia, die in den ersten Jahren ihrer Regierung mit der Larve vor dem Antlitz ganze Nächte in Wiener Ballokalen durchtanzte, Maskenfreiheit gewährte; damals war sogar der Theaterbesuch im Kostüm gestattet, um den Leuten die Mühe des Umkleidens zu ersparen.

⊙

Und die Notsuppe?

Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch Krieg und Mißernten sich eine empfindliche Teuerung der Lebensmittel geltend machte, setzte der Kaiser eine k. k. Hofkommission für Armenpflege ein, die Erhebungen über die Bedürftigkeit der

Mangel leidenden Bevölkerungsschichten pflog und für die einzelnen Bezirke Armenväter bestimmte. Zur Linderung der Not war u. a. eine öffentliche Ausspeisung in der Wipplingerstraße organisiert worden, wo die „Rumfordsche Notsuppe" das Seidel zu 1 Kreuzer, in 462 Portionen verkauft wurde. Karoline Pichler schreibt in ihren „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" über den Verlauf dieser Notstandsaktion: „Den ärmeren Klassen, soviel sie auch sonst jammerten und schrien, behagte die Nahrung eines bloß aus Erdäpfeln, Kraupen und Erbsen gekochten Breies, der nur durch etwas geräuchertes Fleisch seine Annäherung an eine Fleischspeise erhielt, nicht lange. Sie holten keine Billette auf eine oder mehrere Portionen mehr ab, die man ihnen an Almosen statt hatte austeilen lassen. Das Kochen der Suppe hörte auf und Rumford (der Amerikaner Rumford arbeitete in bayerischen Diensten an der Reform des Bettelwesens, baute ein zweckmäßiges Armenhaus und wurde 1792 in den Reichsgrafenstand aufgenommen, beschäftigte sich später mit allerlei Versuchen zur Herstellung billiger Nahrungsmittel, mit gutgemeinten Anstalten, gespannten Betten, Brühen, Kochöfen u. s. w.) fand keine entsprechende Aufnahme im Lande der Phäaken, wie uns die sehr mäßigen Norddeutschen nennen, die sich indeß, wenn sie in Wien sind, unsere Schnitzel und Rostbraten trefflich schmecken lassen, auch ganze Abhandlungen darüber ihren Reisebüchern einverleiben. Schon damals also zeigte sich, was die neuere Zeit viel öfter und auffallender ans Licht stellt, daß es trotz Jammern der niedrigen Klassen und trotz der menschenfreundlichen Klagen so vieler wohltätigen Seelen, welche jenen alles aufs Wort glauben und vom Mitgefühl für ihre Not durchdrungen sind, daß dieser beklagenswerte Zustand in den allermeisten Fällen nur ein relativer war. Wäre wirklich Not im allgemeinen vorhanden gewesen, wie in der Schweiz und in Hamburg, so hätte die Suppe Abnehmer und Liebhaber ge-

funden. Es gehe jemand an Sonn- oder Feiertagen ins Lerchenfeld, in den Wurſtelprater, nach Hietzing zum Dommayer, nach Tivoli, ins Krapfenwaldl u. ſ. w., kurz womöglich an einem Tag an alle Erluſtigungsorte der höheren und beſonders der gemeinen Klaſſen und er wird ſie alle zum Erdrücken voll finden, er wird dieſe gemeinen Klaſſen in Anzügen ſehen, die durchaus keine Not auch nur vermuten laſſen."

Modebild

Die Theaterliebhaber vor dem Einlaſſe

Senſationen im Theater an der Wien

Die Bühnenleiter an der Wien und in der Leopoldſtadt, Schikaneder und Marinelli, ſtanden im Wettbewerbe und waren in der Wahl der Mittel ebenbürtig. Schon im Freihaustheater war es Schikaneders Beſtreben, die Effekte der Leopoldſtädter Bühne zu überbieten; er brachte nach der Aufführung der „Zauberflöte“ wohl noch ein Dutzend ähnlicher Operngebilde heraus, in denen er den ſzeniſchen Prunkaufwand des Mozartſchen Meiſterwerkes zu ſteigern trachtete. Mit der Vorbereitung ließ ſich Schikaneder nicht viel Zeit, es galt für ihn raſch, flinker als der andere zu ſein, dem Konkurrenten einen Vorſprung abzugewinnen, um jeden Preis, wie dies ſchon bei der Entſtehung der „Zauberflöte“ der Fall war: Der Widerpart in der Leopoldſtadt hatte denſelben Stoff bearbeiten laſſen, die Nachricht von dieſer Tatſache hat die eben vor der

Vollendung ihres Bühnenstückes stehenden Autoren der „Zauberflöte“ zu einer hastigen Umarbeitung des fertigen Opus gezwungen. Der geriebene Praktiker Schikaneder hat, um raschestens die Aufführung zu ermöglichen, Operntexte mehreren Musikern übergeben, die gleichzeitig an der Arbeit waren. „Man bauete an diesen Opern wie an einem Hause“, sagt ein alter Theateralmanach. So ließ Schikaneder den ersten Teil der großen Oper „Babylons Pyramiden“ von Gallus, den zweiten Akt von Peter Winter komponieren. (Das vollständige Verzeichnis der im k. k. priv. neuerbauten Theater an der Wien aufgeführten Schauspiele und Opern, Wien 1803, registriert: „Babylons Pyramiden; Musik, der erste Aufzug von Gallus, der zweyte von Peter Winter.“ Über den Komponisten Gallus siehe Komorczynski im „Alt-Wiener Kalender“, 1919.) In diesem Spektakelstücke ging die Handlung zumeist in Pyramiden, Tempelräumen, Königsgruften und unterirdischen Gängen vor sich. Feierliche Aufzüge, Tierszenen mit Seeungeheuern, Schlangen, Tigern, Geistererscheinungen, nervenerschütternde Blitzschläge in Bäume, lösten einander ab. Die Kupferstiche des Klavierauszuges geben einen Begriff des Dekorationsprunkes und der gewaltigen Massenszenen. Die Schaulust auch eines verwöhnten Publikums konnte befriedigt werden.

Für derartige Sensationen war die umfangreiche Bühne im neuen Theater an der Wien, das vom Zeitgenossen Johann Pezzl bewundernd „das größte und schönste Schauspielhaus der Kaiserstadt“ genannt wurde, eingerichtet. Hier konnten und sollten Höchstleistungen geboten werden. „Die Bühne gehörte zu den breitesten und tiefsten in Deutschland. Nach hinten zu kann ein großes Tor auf die Straße geöffnet werden, wodurch Cavallerie-Einzüge u. dgl. stattfinden können. Bey großen Spektakelstücken faßt die Bühne oft mehr als 500 Menschen und über 50 Pferde.“ (Pezzl-Ziska, „Beschreibung von Wien“, 1826.)

Das neue Theater an der Wien wurde am 13. Juni 1801 eröffnet; man gab nach einem Prolog „Theſpis Traum“ von Emanuel Schikaneder, die Oper „Alexander“ von Emanuel Schikaneder, Muſik von Franz Teiber. Das Stück iſt an den beiden nächſten Tagen wiederholt worden, das Repertoire nennt weiter „Das Räuſchchen“; ein Luſtſpiel: „Der Tyroler Waſtl“; die Oper von Schikaneder „Babylons Pyramiden“ u. ſ. f.

Im Laufe der Zeit wurde der Spielplan faſt allen Kunſtrichtungen gerecht. Grillparzers „Ahnfrau“ ging hier zum erſtenmal in Szene. Die Premiere von „Fidelio“ am 20. November 1805 hatte nicht viele Leute angezogen. Der größte Teil der Beſucher waren franzöſiſche Offiziere, die Aufnahme war lau; erſt 1814, nachdem Beethoven die Oper neu bearbeitet hatte, ſtellte ſich der Erfolg ein. Neben Oper und klaſſiſcher Tragödie, nicht wenigen ernſten Leiſtungen, gab es ſchauervolle, gruſelige Ritterſtücke, Luſtſpiele und ſeichte, von Unſinn ſtrotzende Poſſen, Pantomimen, inhaltslos und minderwertig, als beſondere Spezialität aber war das prunkvolle, effekthaſchende Ausſtattungsſtück hier beheimatet. Karl Gloſſy ſkizziert in ſeiner Studie „Zur Geſchichte der Theater Wiens“ (25. Jahrgang des Jahrbuches der Grillparzer-Geſellſchaft), wie die Hoftheater unter der Konkurrenz der Schikaneder-Bühne in ihrer künſtleriſchen Entwicklung beeinträchtigt wurden und mit welchen Mitteln das Theater an der Wien Erfolge häufte. „Was Aug und Ohr, was die Sinne überhaupt reizen konnte, war hier in den erſten Jahrzehnten geboten worden. Opern, Ballette, Spektakelſtücke, Zauberſpiele, Pantomimen und Poſſen wechſelten in bunter Folge. Die Kunſt der Maler und Maſchiniſten erregte einen Taumel des Entzückens, denn ſolche Pracht hatten die Wiener bisher noch nicht geſehen. Alles war auf die Senſation und die Spektakelluſt berechnet, und wo die menſchliche Kunſt nicht auszureichen ſchien, mußte ſie das Thier erſetzen. Das war längſt der Brauch. Ein Wiener

Theater an der Wien

Komödienzettel von 1785 rühmt das neue große Ritterspiel: „Prinz Emerich von Franken“ oder die „Eiche der Verschwörung“. „Es wird hier schrecklich viel Spektakel vorkommen, auch ist ein Pferd dabey.“ Hunde, Pferde, Kamele (in seiner Beschreibung des Schlosses Schönbrunn sagt Sartori: „Man trieb die beyden Kameele eben fort, und auf meine Frage, wohin sie giengen? hieß es, in's Theater. Man gab nähmlich zu Wien gerade Gulistan, eine artige Oper von Etienne, in welcher beyde Kameele ganz in orientalischem Kostüm aufzutreten die Ehre haben.“), ja sogar eine Elster wetteiferten einige Zeit mit den Schauspielern um den Beifall des Publikums. Noch 1814 schrieb Josef v. Sonnleithner, Grillparzers Oheim, gelegentlich der Beurteilung eines Stückes: „Da es ziemlich viel Spektakel hat, ist es ganz für das Theater an der Wien geeignet.“ Nach dem Pferde kam der Hund an die Reihe, der in den Mord- und Rettungskomödien zum Hauptakteur wurde. Es hieße aber die Wahrheit verletzen, würde verschwiegen werden, daß auf dieser Bühne, wo in klirrender Rüstung Ritter zu Fuß und

zu Pferde das Podium erzittern machten und „Rochus Pumpernikel“ gleich anderen längst verstaubten Possen laute Heiterkeit erregte, auch Schiller und Goethe gastliche Aufnahme fanden, einzelne ihrer Werke daselbst zum ersten Male in Wien, allerdings „zensurgerecht“ dargestellt wurden.“

In bunter Reihenfolge sei einiges von den Sensationen des Theaters an der Wien registriert:

1805 gab ein Sohn des Wolfgang Amadeus Mozart eine musikalische Akademie. Die amtliche „Wiener Zeitung“ hatte folgende Voranzeige veröffentlicht:

„Von der Witwe Mozart. Mit innigstem Danke für die Willfährigkeit großmüthiger Gönner gebe ich mir die Ehre, dem verehrungswürdigen Publikum anzukündigen, daß mein dreizehnjähriger Sohn Wolfgang Gottlieb Mozart am 8. April eine musicalische Academie halten wird. Er versuchte zu diesem Ende seine Kräfte an der Composition einer Cantate auf den 73.sten Geburtstag des Herrn Capellmeisters Joseph Haydn, überzeugt, daß er seine Laufbahn nicht würdiger als mit der, einem so großen Meister schuldigen Huldigung eröffnen könnte. Möchten nachsichtsvolle Kenner in den Bemühungen des Sohnes einige Spuren des väterlichen Talentes entdecken! Stets soll es mein eifrigstes Bestreben sein, den Namen Mozarts in seinen Nachkommen in ehrendem Andenken zu erhalten. Das Weitere wird der gewöhnliche Anschlagzettel bekannt machen.“

Nach der Aufführung der Kantate hat W. Gottlieb Mozart auf dem Klavier phantasiert. Der Eipeldauer widmet der Akademie eine Stelle seiner Briefe (39. Heft, 2. Brief): „Am Palmsonntag ist aufn Theater an der Wien eine wunderschöne Akademi gebn worden und da habns bsonders einen Herrn zuklatscht, der einen Theil der Musik gmacht hat, weil er aber für den großen Beyfall nur mit ein klein Kopfducker dankt hat, so habn sich einige drüber auf-

ghalten und habn das Ding für ein Künſtlerſtolz ausglegt; aber die Herren werden's halt nicht gwußt habn, daß der brave Herr Compoſitor grad denſelben Tag ein Rematismi im Gnack ghabt hat, und da hat er ſich ja nicht tiefer bucken können. Aber beſſer wärs freilich, wenn mans gleich auf den Zettel ſetzte, daß der Compoſitor ein Rematismi im Gnack hat. Ein Paar Tag drauf hat der junge Sohn von dem berühmten Mozart eine große Academi dort geben und da iſt dabey ein Kandati von ſeiner eigenen Kopfarbeit aufgeführt wordn. Drauf hat er ein Weil aufm Klavir phantaſiert und da habn alle Kenner, die ſich auf d' Muſik und aufs Phantaſiern verſtehn, ihm mit Händ und Füßen zuklatſcht, habn uns Hoffnung gmacht, daß uns der junge Muſikkünſtler mit der Zeit ſein unſterblichen Papa erſetzen kann. („Das wär wohl gut für d' Kunſt, wenn wir ein Nachwuchs von geſchickten Compoſitorn kriegten und uns unſer Haydn und Salieri und Mozart u. ſ. w. mit der Zeit wieder erſetzt würden", bemerkt eine Fußnote des kritiſchen Wieners, den der Herausgeber der Eipeldauer Briefe auf dieſe Weiſe Stellung nehmen läßt.) Wenn ſ' ſonſten von einem verſtorbenen Autor oder Muſikcompoſitor aufn Theater was aufführn, ſo ſetzen ſ' immer zu ſein Namen das Wort „Weyland" hinzu; wie ſ' aber gegen End der Faſten das Requem vom verſtorbenen Mozart gebn habn, ſo habns ihn als ein wirklich noch lebenden Kapellmaſter aufs Zettel gſetzt; dadurch werden ſ' aber zu verſtehen habn gebn wollen, daß ein Mozart und ein jeder großer Künſtler nie ſtirbt." Der junge Mozart konnte erſt durch den Ertrag dieſer Aufführung ſeine Lehrmeiſter in der muſikaliſchen Ausbildung bezahlen. Angeblich hätte ihn Joſef Haydn ſelbſt in die Öffentlichkeit geleiten wollen, doch wegen ſeiner Gebrechlichkeit dies unterlaſſen. („Der Sohn", eine Studie über Wolfgang Amadeus Mozart, den Jüngeren, von Otto Erich Deutſch, im Sonderheft „Salzburg" der „Musica Divina" 1914). Das weitere Schickſal des Sohnes eines gott-

begnadeten Künſtlers? Die knappen Geldmittel der Witwe Mozarts zwangen den Sohn, in jungen Jahren eine Stellung als Privatlehrer der Muſik bei Graf Bawarowſki in Lemberg anzunehmen. Von Galizien aus unternahm er erfolgreiche Konzertreiſen nach Polen, Rußland, Deutſchland, die in Wien ein Ende fanden. Im Mai 1820 hat er im Augarten konzertiert (die „Wiener Zeitung“ vom 2. Mai 1820 kündigt ein „Inſtrumental- und Vokalkonzert von Mozart dem Jüngeren im Kleinen Redoutenſaale an), iſt dann in der Kaiſerſtadt einige Zeit verblieben. Am 14. Juni ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Abends ſah ich im Kärntnertortheater eine kleine Operette, „Die Zwillingsbrüder“, mit Muſik des Herrn Schubert, eines Anfängers. Die Kompoſition hat recht hübſche Sachen, iſt aber ein wenig zu ernſt gehalten.“ Mozart, der Jüngere, hat im Auguſt 1822 im Theater an der Wien eine Produktion gegeben. Als Muſiklehrer brachte er ſich kümmerlich fort, trotz Ehrungen von vielen Seiten, Beifall auf weiten Konzerttourneen, konnte er in Wien keine, das Leben ermöglichende Stellung finden, und ſo kehrte er nach Lemberg zurück. 1838 zog er mit neuen Hoffnungen in ſeine Vaterſtadt, man ließ ihn wieder ohne Förderung. Vier Jahre ſpäter trafen ſich die beiden Söhne Mozarts bei der Enthüllung des Denkmales ihres Vaters in Salzburg. In Karlsbad, wo er Heilung von einem Magenleiden ſuchte, beſchloß W. G. Mozart ſein Leben. Einige Klavierkompoſitionen ſind erſchienen, reichlichere, Größeres ſchaffende Arbeit hat ihm der Kampf ums Daſein verwehrt. Der zweite Sohn Mozarts widmete ſich gleichfalls der Muſik, ſtarb als öſterreichiſcher Beamter in Mailand. Die „Theaterzeitung“ Nr. 20 aus dem Jahre 1830 bringt die Nachricht über ein „von Herrn Mozart, Sohn des unſterblichen Mozart“ in Mailand veranſtaltetes, aufſehenerregendes Konzert. Mozart ſei mit zwei deutſchen Sängerinnen, Lina Roſer aus Wien und Berta Carl von

Wolfgang Mozart

Berlin, in Kompagnie gegangen und habe „Don Juan“ in italienischer Sprache aufgeführt, die restlichen Rollen hätten die ersten Dilettanten der Stadt gegeben, der Saal sei zum Erdrücken voll gewesen.

Die großzügig angelegte Bauart der Bühne des Theaters an der Wien bewährte sich für die Aufführung von Massenaufzügen, Balletten, Volksversammlungen und für die Verwendung von umfangreichem Hilfszeug, sie sollte auch ein ganz eigenartiges, in die Mode gekommenes „Spektakel“ tolerieren helfen, das Schießen auf den Theatern. In einer Eingabe vom 22. Juni 1807 beschwerte sich die Hoftheaterdirektion, daß ihr durch das Verbot des Schießens auf den Theatern ein empfindlicher Nachteil erwachsen sei, da mehrere Stücke gar nicht gegeben werden könnten, worunter jene sogenannten Spektakelstücke gehören, die immer mit Beifall aufgenommen worden waren. Die Hoftheaterdirektion bitte also für ihr Theater an der Wien um eine Ausnahme, da jenes Schauspielhaus „ganz für dieses Spektakel“ eingerichtet sei, daselbst nie ein Unglück durch das Schießen veranlaßt worden sei, ferner alle Vorsichten selbst bei dem Laden der Feuergewehre gebraucht würden. Die Polizei nahm zu diesem Ansuchen Stellung, vermerkte einleitend, daß der Mißbrauch des Schießens auf den Wiener Bühnen erst seit kurzer Zeit bestehe und führte aus: „Selbst Theaterstücke, die vorher ohne Feuer mit gutem Erfolge gegeben wurden, erhielten aus übelersonnener Gewinnsucht Beisätze, wo Schießgewehre aller Art zur Hauptsache gemacht wurden. Nun ging erst die wahre Komödie an. Man brachte es unter die Leute, daß heute so und soviele Schüsse auf der Bühne fallen würden. Dies gab eine wahre Unterhaltung für alle mutwilligen, ausgelassenen Zuseher, die sich an den Schrecken, Zuckungen, Ohnmachten und allen den üblen Folgen der anderen Zuseher weideten, ohne auf das Ungemach dieser oder das Unglück, das dem Hause drohte, eine Rücksicht zu

nehmen. Ein Beispiel davon möge die Vorstellung des sogenannten „Grafen Waltron" geben, der vielleicht dreißig Jahre ohne Kavallerie und Schießgewehr auf der Bühne erlebte, aber endlich diesen Anhang sich gefallen lassen mußte." Die Polizei befürchtete schlimme Wirkungen auf Frauen und unterstrich in ihrem Gutachten die Feuersgefahr: Die vielen Gardinen aus Leinwand, mit Kleister überstrichen, das viele Holz seien Materialien, die leicht in Entzündung geraten könnten. Selbst die Zuseher würden diesen Eindruck nicht los. Auf der Bühne handle es sich doch nur um eine Täuschung. Wenn der Theaterdirektion darum zu tun wäre, solche Vorstellungen zu geben, die Schüsse aus Feuergewehren erheischen, so werde es ja nur von ihr abhängen, solche Maschinen anzubringen, die das Schießen unverkennbar ersetzen und eben die Wirkung der Schießgewehre hervorbringen, ohne die Zuschauer in Angst für die Spielenden zu versetzen und durch den Pulverdampf zu belästigen. „Zugleich könne man nicht umhin gehorsamst zu bemerken, daß nach der ausdrücklichen Willensmeinung Seiner Majestät nicht nur auf allen Bühnen das Schießen, sondern auch alle pyrotechnischen Vorstellungen, die Pulverdampf verursachen, abgeschafft sein sollten . . ." Die Polizei drang mit ihrem Standpunkte durch, diese Sensation entfiel.

Am 9. Mai 1808 wurde zur Feier der Vermählung des Kaisers Franz im Theater an der Wien die große Oper „Armida", von Gluck, mit Balletten aufgeführt. Die Leitung der Bühne bot alles auf, was Kunst und Geschmack vermögen, um dieser Vorstellung den höchsten Glanz zu verleihen. Für die Majestäten und die k. k. Familie war eine besondere Loge errichtet worden. Zur Rechten nahmen die Botschafter und Minister, gegenüber die ersten Würdenträger des Hofes ihre Plätze ein. Siebzehnhundert Eintrittskarten waren unter Adel, Fremde von Distinktion, Staatsbeamte und andere Persönlichkeiten verteilt. Der Weg vom Burgtor über das Glacis war

mit Pechpfannen beleuchtet, am Eingange bildete das Militär Spalier. (Geusau, „Historisches Tagebuch", Wien 1810.)

Alles läuft aus der Stadt vor die Basteien hinaus — man muß den Wundermann aus Spanien gesehen haben. In der „Wiener Zeitung" vom 7. Januar 1809 hatte er angekündigt:

„Nachricht. Endesgefertigter, unter dem Namen des unverbrennbaren Spaniers bereits dahier bekannt, hat die Ehre, einem hohen Adel und hochgeehrten Publikum die geziemende Anzeige zu machen, daß mittels höchster Bewilligung der hiesigen löblichen Polizey-Hofstelle, derselbe nach Vollendung der, mit dem Privilegierten k. k. Theater an der Wien contrahierten 4 Vorstellungen der Unverbrennlichkeit seine künftigen, ihm zugestandenen Vorstellungen dieser Art in einem durch den Anschlagzettel noch zu bestimmenden Saale des Ortes bekannt geben wird. Überzeugt, daß sein seltenes Talent die guetige und allgemeine Achtung und Beyfall eines so verehrten hohen Adels und hochgeehrten Publikums ihm erwerben werden, darf er auf einen geneigten und zalreichen Zuspruch seine Hoffnung gründen. Niklas Isidor Roger." Jener andere Ort war der Sperlsaal, wie sich aus einer erheiternden Notiz des Eipeldauers ersehen läßt: „Der unverbrennbare Spaninger hat mit sein Kunststuken, die er ein Zeit her aufn Theater an der Wien aufgführt hat, dort andern Theaterspektakeln Platz gmacht und produziert sich jetzt in der Leopoldstadt im uraltem berühmten Sperlsaal. Da hat er öffentlich unsere Herrn Doctor aufgfordert, daß s' ihm 's stärckste Gift gebn solln, und daß er 's aus ihrn Händen verzehrn will, und das ist auch richtig gschehn. Und da kann man nicht sagn, daß das eine Fabel ist; denn unsre Herrn Doctor wissen gwiß, was ein Gift ist. Aber die Täg erzählt mir ein Herr, daß er den unverbrennbaren Spanninger beym Essen antroffen hat, und da hat er sein Suppen, die er ins Maul gsteckt hat, blasen. Herr Vetter, der muß also nur gwisse Stunden habn, wo er unverbrennbar ist."

Roger ist die ganze Länder interessierende Person. In einer der vielen Abhandlungen über den Wundermann (Joh. Josef Prechtl in „Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat", 1809) heißt es, Roger habe halb Europa in Erstaunen versetzt, ohne daß jemand sein Geheimnis erklären hätte können. Nach der Meinung des Verfassers dieses Artikels gebe es zwei Mittel, um den menschlichen Körper vor Verletzungen durch Feuer zu schützen. Entweder durch Überziehen der Haut mit irgend einer dünnen, gleich verbreiteten Lage einer, die Wärme selbst schlecht leitenden, an sich nicht, oder schwer verbrennbaren Substanz, oder aber eine ganz besondere Disposition des Körpers. Für die Herstellung der Schutzdecke würden sich Erdarten und Metalloxyde empfehlen, unter ihnen vorzüglich Ton- und Kalkerde, Ocker und Quecksilberoxyd. Als Bindemittel kämen Gummi, Hausenblasen, Eiweiß, der Saft des Eibischkrautes, Rettig u. s. w. in Betracht. Die Alten hätten sich viel mit dem Problem befaßt, den menschlichen Körper in dieser Weise zu präparieren. Albertus Magnus, Fallopius und andere hätten nicht unterlassen, dergleichen anzugeben. In allen ihren Formeln sei Alaun, auch Kalk mit Eiweiß, Fischleim oder Eibischsaft verbunden. Doch derlei Schutzüberzüge seien nur für eine begrenzte Einwirkung des Feuers anwendbar. Roger bediene sich gewiß nicht eines derartigen Anstriches, denn er halte beispielsweise ein glühendes Eisen längere Zeit in seiner Hand, beinahe bis es erkalte. Die zweite Möglichkeit der Lösung des Rätsels wäre ein Training des Körpers für diesen Zweck, angenommen ein Gewöhnen an starke Säuren, die durch Oxydation den Körper gegen Feuer unempfindlich werden lassen. Der Autor schließt den langen Aufsatz: „Herr Roger möge bedenken, daß er seinen Leib dem Tode weiht und daß unter den Hunderttausenden, die ihn gesehen, nicht ein Mensch zu finden sei, der seine Menschlichkeit und Gesundheit seines Alters einem schnöden Gewinnste

zu opfern bereit wäre". Der Wunderkünstler ist einige Tage später, 15. Januar 1809, einer Versammlung von Ärzten und Naturforschern der Wiener Universität vorgestellt worden und hat ihnen eine Glanzvorstellung gegeben. In seiner offenen Hand hat er Phosphor verbrannt, wobei allerdings die Spitze des Mittelfingers bis auf das Fleisch verschwand, mit brennendem Olivenöl sein Gesicht bestrichen, heiße Masse auf den Boden gegossen, mit den nackten Füßen bedeckt, bis sie erstarrte . . . Die Fachleute erstaunten, der Laie wunderte sich weiterhin. Eine Flut von Literatur und Nachahmungen waren die Folgen. Die „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode", Wien 1828, schreibt: „Der unverbrennliche Spanier leistete viel Staunenswertes, denn er hat nicht nur die Backofenhitze ertragen, sondern auch Hände und Gesicht mit siedendem Öl und geschmolzenem Blei gewaschen, sich mit den Füßen auf glühende Eisenzangen gestellt, die Zunge daran gebracht. Ein Arzt, der Betrug vermutet hatte, unternahm zahlreiche Versuche an sich und entdeckte endlich, daß eine Auflösung von Alaun die Hitze im höchsten Grade abhalte, zumal, wenn man nach ihrer Anwendung die Haut mit Seife reibe. Hierauf machte er wirklich alle Kunststücke des Spaniers nach. Von Roger enthalten auch die Memoirenwerke manches. Gräfin Thürheim (Band 1, Seite 262 ff.) sagt von ihm und seinem angeblichen Ende: „Roger war kein Scharlatan, trotzdem es den Anschein hatte. Er stammte aus Spanien und hatte ein Wasser erfunden, mit dem er sich wusch und das ihn gegen Hitze und Feuer vollständig unempfindlich machte . . . Ganz Wien sah diesen Mann, und die Polizei tat ihr Möglichstes, um diese Experimente zu prüfen. Den besten Wahrheitsbeweis erbrachte er aber bei einem Brand in Petersburg, bei welchem er mehrere Male in das flammenumhüllte Gebäude eilte und verschiedene Personen rettete. Sei es nun, daß er das Experiment zu oft nacheinander wiederholte und die Flüssigkeit wirkungs-

los wurde, sei es aus einem anderen Grund, zuletzt ging Roger in den Flammen zu grunde. Leider ging auch sein Geheimnis mit ihm verloren. Man behauptete ferner, daß er ein Gegenmittel für die stärksten Gifte erfunden habe. Napoleon kaufte ihm dieses ab, während Kaiser Franz erwiderte, er brauche es nicht, da er sicher sei, nicht vergiftet zu werden. Vielleicht rettete dieses Arkanum Napoleon, als er sich fünf Jahre später in Fontainebleau vergiften wollte." (Er soll in einem Anfalle von Verzweiflung eine große Dosis Opium zu sich genommen haben, dank seiner kräftigen Natur davongekommen sein. Coulaincourt habe mit Hilfe einiger Diener den Kranken zum offenen Fenster geschleppt, wo er sich erholt und die Worte gesprochen haben soll: „Das Schicksal hat über mich entschieden, ich muß leben und abwarten, was die Vorsehung mit mir will." Wahrheit oder Dichtung?)

Die Leopoldstädter Bühne hatte sich das Engagement eines durchreisenden „Kammervirtuosen" geleistet. Was der Fremde geboten hatte? Ein Konzert von Vogelstimmen, die Nachahmung von Nachtigall, Lerche und anderen gefiederten Sängern, doch auch der Töne des Fagott, des Waldhornes und der Trompete. Die Rarität hatte den Wienern recht sehr gefallen, der Leopoldstädter Kassier war hoch zufrieden. Im Theater an der Wien reagierte man mit einer besonderen Attraktion — mit dem Auftreten eines Musikautomaten. „O jeh, Herr Vetter", so rapportiert flugs der Eipeldauer nach Hause, „lebendige Trompeter habn wir im Theater schon gnug ghört, aber die Täg hat sich der hölzerne Trompeter, den unser inländischer Künstler, der Herr Melzel verfertigt hat, aufn Theater an der Wien hörn lassen. Da war ein völligs Lager aufgschlagn, und da ist der Trumpeter in Uniform von des Herzogs Albert sein Karbinirregiment vor ein Zelt gstanden und hat z' blasn angfangen. Da hat er nicht bloß alles gmacht, was ein Feldtrumpeter wissen muß, sondern hat

auch andre Stuck blasn und da hat ihm 's ganze Orchester akompagnirt. Drauf ist er in der Uniform von unserm bürgerlichen Kavalerieregiment wieder zum Vorschein kommen und hat wieder seine Kunststück hörn lassen, und da hat er ein solchn Aplausi gfunden, den sein Leben noch kein lebendiger Trumpeter erhalten hat, und da ist nur schad, daß sich der hölzerne Trumpeter nicht selber dafür hat bedanken können."

Durch gute Automaten verbreitet Mälzel seinen Ruf über ganz Europa. Ein wahrer Tausendsassa! Zuerst verfertigt er vielstimmige Flötenwerke, später sogenannte Kriegsmusikmaschinen, im Umfang eines kleinen Hauses, darinnen ein ganzes Orchester, sechzehn Trompeter, Pauken und viele Trommeln nebst einigen Kanonen. In Mälzels Haus befand sich ein kleines Theater mit sieben lebensgroßen Automaten, welche mit Blasbalgzungen ein treffliches Septett bliesen. Einen weltberühmten Flötenspieler, eine Sprechmaschine, eine mechanische Hand hatte das Genie ersonnen. Schönholz erzählt von diesem geschickten Mechanikus in den „Traditionen zur Charakteristik Österreichs, seines Staats- und Volkslebens unter Franz I." (Band 1) und sagt von den merkwürdigen Wirkungen dieser Erfindungen: „Damals wuchsen Flötenwerke wie Pilze im Wald: allerlei Handorgeln, Spieldosen, Spieltische, Spielschränke, Stutzuhren auf Spielsockeln. Wer Anspruch auf Eleganz machte, mußte eine Petschaft mit Spielwerk an der Taschenuhr tragen. Wer aber ein musikalisch gebildetes Ohr mit sich führte, war fortan der Verzweiflung geweiht. Allenthalben Glocken- und Flötenspiel! Auf der Straße, beim Traiteur, im Kaffeehause. Kaum war man irgendwo zum Besuche eingetreten, klappte eine Feder in der Uhr, im Schrank oder Tisch. Die Ouvertüre zur „Zauberflöte" oder dergleichen begann und zugleich ein Panegyrikon des Eigentümers auf sein, alle bisher bekannten übertreffendes Spielwerk, das Steckenpferd der Mode."

Mälzel machte sich auch um die Chirurgie und durch seine mechanischen Füße um die Krüppel verdient. Nächst überraschenden und sinnigen Ideen standen diesem Mann die sonderbarsten Einfälle zu Gebote; so veranstaltete er zum Beispiel eine mechanisch-optische Aufführung von Haydns „Jahreszeiten". Sie ging in einem landschaftlich dekorierten Saal vor sich, der sich viermal verwandelte; beim Sommer rauschte Regen von der Decke, es donnerte und blitzte; im Winter fiel Schnee, und in der Perspektive verschlang eine Lawine die Alpenhütte. Auch die Eisenbahn spukte schon in des hellsehenden Mannes Gehirn, er baute, nach zeitgenössischen Berichten, Anlagen im Zirkel, der im Wagen Sitzende bewegte sich mittels Ruderstangen, wie in einem Schiff. Nun wollte alle Welt ohne Pferd fahren, denn der Krieg hatte das Heu teuer gemacht; einer um den anderen erfand einen solchen, selbstlaufenden Wagen. „Es handelt sich wohl zum Teile", sagt Gugitz, „um die sogenannten Draisinen des Forstmeisters Karl von Drais, der den Kongreßmitgliedern seine fußgetriebenen Wagen und seine damals neu erfundenen Draisinen auf der Bastei vorführte; nach Perths ungedruckten Tagebüchern sei am 30. Oktober 1814 „ein schöner vierrädiger Wagen ohne Bespannung durch die Stadt und gegen den Prater gefahren; in demselben saßen zwei Personen, die ihn dirigierten; er fuhr mit außerordentlicher Schnelle über den Burg- und Michaelerplatz." Solche Maschinen belustigten lange Zeit die Spaziergänger auf den Basteien, wo die Ebene das Experiment begünstigte.

Das non plus ultra seiner Wundertaten führte Mälzel bei der Festbeleuchtung Wiens zu Ehren der Vermählung der Erzherzogin Maria Luise mit Napoleon im Jahre 1810 auf. Im dunklen Erkerfenster seiner Wohnung am Kohlmarkte ließ er, durch Hohlspiegel hingezaubert, das kaiserliche Paar erscheinen, sich gegen das staunende Publikum verneigen und wieder in den

Hintergrund treten. Das stürmische Gedränge und Vivatrufen mochte der Polizei teils gefährlich, teils anstößig erscheinen; sie untersagte die Spiegelfechterei. Dies verschlimmerte aber nur die Situation, denn die ungeduldige Menge versuchte jetzt, durch Klatschen und Geschrei die Figuren wie glückliche Akteure hervorzurufen. Dieser zweite Doktor Faust hat auch einen Automaten verfertigt, der anläßlich der Hochzeit Napoleons aus Mälzels Fenster seine Melodien bließ. Über die Audienz Mälzels bei Napoleon berichtete die damals von den Franzosen redigierte „Wiener Zeitung" vom 14. Oktober 1809, auch dieses Ereignis zum Anlaß einer abgeschmackten Lobhudelei für den Empereur nutzend: „Napoleon, der große Schätzer der Wissenschaften und Künste, der einst in Italien sagte: „Die schönsten Eroberungen und die einzigen, die keine Thränen kosten, sind jene, die man im Gebiete der Wissenschaften mache", hat auch gezeigt, daß er selbst in dem Brennpunkte der Angelegenheiten Europas seine vorzügliche Neigung, die zur Wissenschaft und Kunst, befriedige . . ." Mälzel ist am 9. Oktober Napoleon vorgestellt worden, er demonstrierte in Schönbrunn seine Kunstwerke und wurde mit 125 Napoleondors belohnt. Nach der Rückkehr des Kaisers Franz ließ Mälzel seinen automatischen Trompeter vom ersten Stockwerke aus spielen — das Instrument konnte für den Vater des Vaterlandes wie vorher für den Erzfeind blasen . . .

Von Mälzels übrigen Erfindungen noch ein paar Worte: Am 24. September notiert ein Wiener in seinem Tagebuche: „Vor Tische begab ich mich in das k. k. Observatorium in der Burg nächst dem Albrechtschen Palais, welches gegenwärtig der Vizekönig von Italien unserem berühmten Mälzel eingeräumt hat. Hier sah ich einen Trompeter, ein selbstspielendes Orchester. Ferner zeigte er uns einen Sekretär, der sich künstlich öffnet und dessen Mechanik bewundernswürdig ist. In ein Fach desselben legte er seine brillantene Uhr und sagte: Wer

dieſelbe herausnehmen könne, dem wolle er ſie überlaſſen. Niemand wagte hineinzugreifen, da man wußte, daß daſelbſt eine Liſt verborgen ſei. Endlich unternahm ich es, griff hinein und im Nu ſprangen zu beiden Seiten mechaniſche Hände hervor, die meine Hand einſchloßen, ſo daß ich ſie nicht mehr zu regen vermochte. Zugleich erhob ſich im Innern dieſes Kunſtwerkes helltönender Trompetenſchall, daß die Ohren gellten. Nur durch Herrn Mälzels Hilfe wurde ich meiner Feſſeln entledigt. Für einen Dieb kein angenehmer Fall! Durch ſeine Erfindung künſtlicher Füße beſchämt Herr Mälzel gewiſſe Journale, die meinen, daß er wohl dem Angenehmen aber nicht dem Nützlichen diene. . ." Auf amtlichem Wege wurde am 31. Januar 1818 eröffnet, daß der Kaiſer, und zwar ſchon am 18. April des Vorjahres, dem Wiener Mechanikus Johann Mälzel ein Privileg erteilt habe: „Wir Franz I. bekennen öffentlich mit dieſem Briefe: Es ſei von dem Mechanikus Johann Mälzel vorgeſtellt worden, er habe mit Aufwand vieler Mühe, Zeit und Koſten einen, bisher der Muſik noch fehlenden Taktmeſſer, Metronome oder Chronometer, erfunden, ſei nun bereit, dieſes bei den Unterſuchungen als ganz neu und äußerſt nützliche Inſtrument für die Muſik ſowohl zum Erlernen derſelben als auch zur Beſtimmung der Tempo und Takte, bei jeder Gattung von Kompoſition anerkannte Erfindung zum Nutzen des Publikums auszuführen, wenn wir ihm zur Verfertigung und zum Verkauf unſeren allerhöchſten Schutz und ein ausſchließliches Privilegium erteilen . . . Wer das Inſtrument nachahmt, dem droht der Verluſt des betretenen Materials und aller dazu gebrauchten Werkzeuge zum Nutzen Mälzels, die kaiſerliche Ungnade und eine Geldſtrafe von hundert Dukaten, wovon die Hälfte Mälzel zukommt." Zehn Jahre ſpäter brachte die „Theaterzeitung" eine Reklamenotiz: „Mälzels Metronom hat in der ganzen muſikaliſchen Welt Anklang gefunden. Selbſt um 2 fl. C. M. kann Herr Mälzel

zierliche und nützliche Instrumente ablassen; sie sind in dessen Wohnung in der Praterstraße im sog. Ritterhaus zu haben." Mälzel hatte indessen schon bewußte oder unbewußte Nachahmer seiner Erzeugnisse. Da war zum Beispiel ein Schreiner zu Immerhausen im Hessischen, der viel von sich reden machte, daß er einen Schreibtisch erfunden habe, (siehe „Th.-Z." 1829, Nr. 98), den man, wie der Meister rühmte, ruhig im Walde stehen lassen könnte; denn es seien in diesem Möbel eiserne Hände versteckt, die jenen Mann sofort ergreifen, der ohne Kenntnis des Geheimnisses versuchen würde, die Laden zu öffnen; durch fünf Minuten ertöne Janitscharenmusik. Man sieht: Mälzels Erfindung. Neu war eine Grausamkeit des Schreiners, der sechs Pistolen angebracht hatte, die automatisch abgefeuert wurden, wenn der Gefangene der eisernen Hände nicht binnen fünf Minuten befreit worden war.

Unter anderem war auch ein Bruder Mälzels, namens Leonhard, mit der Herstellung von Instrumenten beschäftigt. Der k. k. Hof- und Kammermaschinist Leonhard Mälzel hat am 13. Januar 1828 im landständischen Saale sich produziert und ein Metall-Harmonikum, ein Panharmonikum, ein Tasteninstrument, nach den Kritiken ein vortreffliches Fabrikat, gezeigt. Die „Th.-Z." vom 4. August 1829 meldet: „Der Bruder des in Wien lebenden Hofmechanikus Mälzel hat ein Orchester, aus 42 Automaten bestehend, in Boston öffentlich zur Schau gestellt. Es besteht aus den sämtlichen Mitgliedern eines Orchesters, selbst der Kapellmeister ist ein Automat. Am bewundernswertesten sind die Violinspieler mit ihrer erstaunlichen Akuratesse der Bogenführung und ihrem ausdrucksvollen Spiel. Trommel, Pauken, Triangel, Glöckchen spielen künstliche Mohren. Diese Automaten produzieren Ouvertüren aus „Don Juan", „Iphigenia" und „Vestalinn". Die Harmonie exekutiert „Good save the King". Herrn Mälzel sind von einer Gesellschaft reicher Amerikaner 300.000 Dollar angeboten

worden, aber er will 500.000". So schließt die Reklamenotiz. Im Saale der niederösterreichischen Landstände hat, nebstbei bemerkt, am 21. März 1830 Schuberts Bruder Ferdinand in einem großen Konzerte Werke seines Bruders zum Besten des Witwen- und Waisenfonds deutscher Schulen Wiens und der Opfer der Eisstoßkatastrophe in den Vorstädten aufgeführt.

Wie die Erfindungen der Mälzel schließlich ausarteten, darüber finden sich in der Literatur zahlreiche Hinweise. Schranka schreibt in der „Gesch. d. Prost.", 1. Bd., S. 255: „In den Zwanzigerjahren fand man fast in jedem besseren Bürgerhaus eine Flötenuhr, die alle halbe Stunde ein und dasselbe Stück herunterleierte, meist eine Rossinische Komposition. Die Bierwirte setzten einen großen Wert darein, eine solche Spieluhr zu besitzen." Im Jahre 1829 bringt Nr. 5 der „Th.-Z." folgenden Modebericht aus Paris: „Die neuesten Spieltische in Paris sind im gotischen Geschmack mit zierlichem Schnitzwerke versehen und mit schönen Mosaikstückchen aus Elfenbein-, Perlmutter-, Silber- und Goldblättchen belegt. In der Mitte der Tafel ist unter dickem, reinen Glas eine Uhr angebracht. Alle fünfzehn Minuten läßt ein Flötenwerk eine Nummer aus einer beliebten Oper ertönen. Zugleich öffnen sich verborgene Kristallbehälter und lassen den Duft wohlriechender Essenzen emporsteigen. Während des Spieles werden von Zeit zu Zeit Erfrischungen geboten. Auf diese Weise sucht man alle Sinne auf das angenehmste zu beschäftigen, und Geist und Körper empfindet eine genußreiche Abwechslung." Merkwürdigerweise kam gleichzeitig aus Amerika folgende Meldung: „In den nordamerikanischen Freistaaten gehört es jetzt zum guten Ton, nach dem Tee in Gesellschaft Cigarren zu schmauchen. Die Herren begeben sich zu diesem Behuf in ein besonderes Zimmer und rauchen Havannah-Cigarren. Die Frauen versammeln sich ebenfalls in einem besonderen Zimmer und rauchen Cigarren, die jedoch nicht aus Tabak, sondern aus

wohlriechenden ſogenannten Geſundheitsblättern gerollt ſind.“ Unter den Miszellen der „Th.-Z.“ vom Jahre 1830 finden ſich die Notizen: „Herr Firnhamm in Zürich hat ein muſikaliſches Ruhebett erfunden. Durch eine Uhr in Gang gebracht, ſpielt es beim erſten Berühren ein Wiegenlied. Streckt man ſich darauf gemächlich hin, ſpielen Waldhörner ein ſanftes Schlummerlied. Aber länger als eine Stunde darf Niemand ruhen. Die Uhr ſchlägt kaum das letzte Viertel, ſo trompeten die Schallinſtrumente derart ſtark, daß Niemand dem Morpheus länger huldigen kann. In London, bei dem Reſtaurateur Covis, iſt ein muſikaliſches Billard aufgeſtellt. Es muſiziert bei jeder Partie, welche darauf geſpielt wird, zierliche Stückchen. Intereſſant iſt die Vorrichtung, daß nämlich bei einem Fehler ſchnarrende Pfeifen einfallen, beim Verlaufen des Balles ein Gelächter ertönt, und beim Gewinnen einer Partie Trompeten und Pauken den Sieg verkünden. Man muß dreifach ſoviel bezalen als der gewöhnliche Preis iſt. Der Eigentümer ſoll in weniger als drei Wochen das viele Geld, das dieſes Billard koſtete, reichlich hereingebracht haben. In Paris hat man Zahnſtocher (l. c. Nr. 96, 1829), die während des Gebrauches eine Melodie klimpern; der Schauſpieler Carnet verwendet ſo ein Dingerchen, das ein bekanntes Lied vernehmen läßt. „An Deinem Munde laß mich weilen und Deine Perlenzähne ſehen.“ Bis zur Tierquälerei verſteigt man ſich! Der Nürnberger Orgelbauer Schweinez hat in Paris ein Vogelhaus angefertigt, das die gefiederten Sänger dreſſieren ſoll. Berühren ſie die Holzſtange, klingt eine Melodie. Der Vogel ſoll zu ſeinem eigenem „Orgelmann“ werden. Ein Gimpel ſoll tatſächlich in kurzer Zeit den „Jägerchor“ erlernt haben u. ſ. w.

Die Mode hielt ſich durch ſehr lange Zeit. Der „Wiener Communalkalender“, Jahrgang 1867, beiſpielsweiſe, enthält folgende Anzeige: „Spielwerke mit 4 bis 48 Stück, worunter Prachtwerke mit Trommel- und Glockenſpiel, mit Himmel-

Wenzel Müller
namhafter Komponist

ſtimmen, mit Mandolinen u. ſ. w. Ferner: Spieldoſen mit 2 bis 12 Stück, worunter ſolche mit Neceſſaires, Cigarrentempel, Schweizerhäuschen, Schreibzeugen, Cigarrenetuis, Tabakdoſen, tanzenden Puppen, Arbeitstiſchchen, alles mit Muſik; ferner Seſſel, ſpielend, wenn man ſich darauf ſetzt. Stets das Neueſte empfiehlt J. H. Heller in Bern. Dieſe Werke, welche mit ihren lieblichen Tönen jedes Gemüt erheitern, ſollten in keinem Salon und an keinem Krankenbette fehlen."

Vermerkt ſei noch, daß das Kunſthandwerk der Renaiſſancezeit ähnliche Produkte herausgebracht hatte. Um 1600 blühte beſonders in Augsburg die Kleinkunſt, man verfertigte dort auch „Automatha, ſich ſelbſt bewegende Dinge"; der Meiſter der Kleinplaſtik Achilles Langenbucher erzeugte „ſelbſtſpielende muſikaliſche Inſtrumente, machte ein großes Inſtrument in einer Kirche, welches eine ganze Veſper von zweitauſend Tacten von ſich ſelbſt ſchlug; auch hatte man von ihm allerlei Tanzwerke, Jagden, Schäfereien und dergleichen Erfindungen." (Stetten, „Kunſtgewerb- und Handwerksgeſchichte der Reichsſtadt Augsburg.")

Um weiter von den Senſationen und Attraktionen des Theaters an der Wien zu erzählen. Auf das Aktuelle hat die Leitung dieſer Bühne ſtets ihr Augenmerk gerichtet. Nach der Eröffnung des Apolloſaales bringt man dieſes Grandetabliſſement im Rahmen einer Burleske auf die Bretter. Im Chore wirken oft Tiroler Sänger mit, deren eigenartige Vorführungen der Muſiker und Schriftſteller Reichhardt ſchildert: „Fünf männliche Singſtimmen, die eine Menge Tiroler Lieder und Walzer auf eine ganz eigene Weiſe im Chore ſangen. Viere halten meiſtens nur den vollen Accord aus, und einer ſingt durch die Fiſtel im hohen Konteralt die Melodie recht angenehm, mit einem ganz eigenem Vortrage, halb geſtoßen und halb zuſammengezogen. Zuweilen gleicht ſein Geſang dem eines

großen fremden Vogels. Die Naivität und Originalität der Melodien, die oft sehr pikant sind, und immer dem Ohre gefällig, tragen viel zu dem sonderbaren und doch angenehmen Effekt bei. Dieser Chor wird im Theater an der Wien in den beliebtesten Volksopern angebracht und gewährt jedesmal große Freude." Graf de la Garde erzählt in seinen, freilich in den sachlichen Angaben nicht immer sehr verläßlichen, als belletristische Leistungen zu wertenden Erinnerungen an den Wiener Kongreß: „Fünf Männer und zwei Frauen bildeten die Tiroler Sängergesellschaft; sie trugen sämmtlich das pittoreske Kostüm ihrer Gebirge. Nur einige Jahre vorher waren sie als schlichte Uhrmacher aus Tyrol gekommen und vereinigten sich an den Feierabenden, um im Chor ihre nationalen Lieder zu üben. Der Effekt, welchen sie hervorbrachten, war derart, daß eine unzählige Menge jeden Ranges ihnen in ihre Straße folgte. Die Polizei sah sich, um Unordnungen vorzubeugen, genötigt, sie nicht ohne Eskorte zu lassen. Die Direktoren des Theaters an der Wien engagierten sie, der Enthusiasmus war ungemein und ging so weit, daß man dieselben Gesangsstücke fünf- bis sechsmal wiederholen ließ. Die höchsten Zirkel riefen sie in ihre Soireen und überall ernteten sie einstimmigen Beifall. Kurz vorher hatten sie einen Teil Europas bereist. Überall waren sie von schönem Erfolge begleitet. Auch vor Georg von England sangen sie. Trunken vom Lobe des Monarchen wurde eines dieser Mädchen plötzlich ganz närrisch; nach einem lebhaften Applaudissement des Monarchen stürzte sie Seiner Majestät um den Hals, als hätte sie einen schlichten Bürger von Innsbruck umarmt. Während des Kongresses waren sie auf den Schauplatz ihres früheren Ruhmes zurückgekehrt." (Über Tiroler Tänzer und Tänzerinnen am Brigittakirchtag und über den Apollosaal, siehe in diesem Buche bei den betreffenden Kapiteln, ferner bei Schlager, 4. Band, über Tiroler Produktionen im vorhergegangenen Jahrhunderte.)

Der Eipeldauer schreibt 1812 (8. Heft): „Aufn Theater an der Wien gebn 's auch schon öfters den Vetter Damian, und weil ich ghört hab, daß 's spassig seyn soll, so bin ich auch hinausgangen und da hab ich gfunden, daß das Stück wirklich den Namen von einer lustigen Posse verdient; nur ist mir mannichsmal so gwest, als wenn ich leibhaft den gutherzigen Vetter vor mir stehn sehet, den s' vor vielen Jahren in der Leopoldstadt aufgführt habn, und wo der gottselige Kasperl ein Hauptrolln drin ghabt hat." Im folgenden seiner Hefte verzeichnet der Eipeldauer „hübsche Spektakel" im Theater. „Da ist aufn Theater an der Wien der „Tamerlan" aufgführt wordn, und weil die Direktion alles Mögliche auf die Prachtkleider und auf die Dekorationen verwendet hat, und weil d' Musik wieder von ein französischen Kompositor war, so hat die schöne Opra, besonders die ersten Täg, ein starken Zulauf ghabt. Dann habn dort auch französische Seiltänzer ihre Kunststück aufgführt und da habn s' sogar auf zwey gspannten Seiln ein Walzerischen tanzt, und da ist mir statt ihnen schwindlich worden; denn ich hab alle Augenblick glaubt, daß eins herabstürzt und sich den Hals bricht."

Bald darauf gibt es auf dieser Bühne ein neues Spektakel: Ein Ballett, betitelt „Sappho von Mytelene" oder „Die beleidigte Venus". Der Eipeldauer bemerkt dazu: „Ein Ballett ist schon für sich eine Rarität auf diesem Theater, weil aber zugleich wieder schrecklich viel Geld auf die Kleider und auf die Dekorationen verwendt worden ist, und weyl zwei gar berühmte und beliebte Solotänzerinnen und zwey ebenso geschickte Tänzer vom Hoftheater dort ein Gastrolln tanzt habn, so war das freylich ein Lockspeis für d' elegante Welt, besonders hat mir d' Musik und die Dekoration gfalln, wo auf d' letzt ein völligs Feuerwerk vorkommt." Ein anderes Stück: „Rudolf von Habsburg" bringt volle Häuser, denn jeder will den Stammvater des Erzhauses sehen. „Dann gebn s' schon

öfters aufn Theater an der Wien ein kleins Stuck und das heißt „Fehlgeschossen", und da habn sich unsre Theaterliebhaber völlig drein verbissen, denn sie warten nicht bis 's Stuck aus ist, sondern klatschen ihre mitspielenden Favoriteln fast nach jedem Auftritt heraus, wodurch freilich d' Handlung ein Bißl ins Stocken geräth, und wenn die Mode so fortdauert, so werden wir vielleicht noch bis Mitternacht im Theater sitzn bleibn, bis 's Stuck aus ist. Ey! d' meisten Theaterliebhaber bekümmern sich wenig um d' Handlung und um eine richtige Zeichnung der mitspielenden Karakter; sondern sie wolln bloß witzige und beißende Gedanken, und so oft so ein Gedanken kommt, sind ihre Händ in Bewegung." (Die „Gesetze und Anordnungen für das Schauspiel und die Oper des k. k. priv. Theaters an der Wien, 1808" enthalten im 4. Kapitel, § 15, folgende Bestimmung: „Der Abdankende darf, und wäre der Beyfall noch so groß, dem Publikum nie anders, als durch Verbeugung danken." Anm.)

Bäuerle hebt unter den „merkwürdigen Vorfällen bei den Wiener Theatern im Jahre 1812" hervor: „Am 12. Oktober erschien im Theater an der Wien eine neu gemahlte Vorder-Kortine. Zugleich beleuchtete zum erstenmal ein neuer Luster das Schauspielhaus, wobei eine neu dekorierte Kaiserloge von purpurrothem Sammt, mit „schwarzem Golde" behängt, eine glänzende Aussicht gewährt." Direktor Pokorny vom Theater an der Wien führte als Erster unter den Wiener Bühnenleitern die Gasbeleuchtung ein; ihm folgte Carl von der Leopoldstädter Bühne. Der beliebte Komiker Karl Treumann sang in einer Posse von Elmar in der Rolle des Belial die stark beklatschte Strophe:

„Aber jetzt, es ist zum Rasen,
Beleuchtet man mit Gasen,
Es wird Licht in allen Ecken
Und ich kanns nicht mehr verdecken..."

1829 meldeten die Zeitungen aus London, daß alle dortigen Bühnen und auch die meisten Schauspielhäuser im britischen Königreiche mit Gas beleuchten. Als aber einmal der Gasometer im Theater an der Wien gesprungen war, verbot die Zensurbehörde den Zeitungen jedwede Mitteilung über dieses Vorkommnis und es wurde an maßgebender Stelle ernstlich die Frage erörtert, ob man bei der gefährlichen Neuerung verharren sollte, weil möglicherweise die ganze Stadt in die Luft fliegen könnte.

Die reizvollen Kinderballette im Theater an der Wien erfreuen sich ganz besonderer Beliebtheit, sind Schlager und Kassenerfolge ersten Ranges. Unsummen steckt Graf Ferdinand Palffy in die Ausstattung, die stets das Vorangegangene übertreffen soll. Der Einzug in der Krönungsfeier der „Jungfrau von Orleans" währt eine volle Viertelstunde, weit über vierhundert Personen bewegen sich auf den Brettern. Die auf Sittenstrenge bei den Untertanen bedachte Kaiserin Augusta soll um die Moral der kleinen Künstler besorgt sein. Man will die Kinderballette einstellen. Die Polizeioberdirektion hat sich am 12. September 1818 eines geheimen Auftrages der Hofbehörde entledigt und nachgeforscht, ob tatsächlich, wie behauptet worden war, etliche Kinder durch Überanstrengung

Wiener Mode

lungenkrank geworden und gestorben seien, und ob bei den zum Ballette verwendeten Jugendlichen eine Sittenverderbnis wahrgenommen worden sei. Das auffallend umfangreiche Referat der Polizei spricht sich ganz offen und sehr nachdrücklich für die Beibehaltung der Ballette aus: Es habe sich nicht gezeigt, daß Kinder infolge ihrer Verwendung beim Ballett nachweisbar krank geworden waren; auch hätte man niemals die leiseste unsittliche Handlung oder eine anstößige Rede bemerkt, die Kinder seien bei diesen Zusammenkünften so sehr mit ihrem Spiele beschäftigt, daß sie für nichts anderes Sinn und Neigung zeigten. Das erzbischöfliche Konsistorium habe sich geäußert, die Kinderballette seien eine Unterhaltung, die mit dem physischen und moralischen Verderben vieler unschuldiger Kinder erkauft werde, und die daher nicht gestattet werden sollte; die Erhebungen der Polizeidirektion und der medizinischen Fakultät könnten dies nicht bestätigen. Es folgt eine lange Verteidigungsschrift für die Kinderballette, in der gesagt wird: Die Ausbildung in der Tanzkunst müsse in den frühesten Jahren beginnen, in denen die Glieder noch flexibel seien; der Beruf biete gewiß ein Fortkommen; der kleine Stuhlmüller, der vom Theater an der Wien in das Hofopernballett übernommen worden sei, beziehe mit vierzehn

Wiener Mode

Jahren eine Gage von tausend Gulden, die er bei keinem anderen Stande so früh und in der Art gefunden hätte. Zu den Vorteilen gehöre, daß die Eltern armer Kinder eine Geldunterstützung erhalten, wodurch ihnen der Unterhalt erleichtert werde, und daß denjenigen, welche Talent und Neigung zum Theaterfach haben, die Bahn zu ihrer Ausbildung und künftigen Subsistenz eröffnet werde. Man müsse auch wegen der Nationalehre und des Nationalrufes bedacht sein — sollten Frankreich und Italien allein das Monopol dieser Künste haben? Die Kinderballette seien berühmt, die Bewunderung aller Fremden, das einzige originelle Spektakel, desgleichen nirgends zu sehen, die Hauptstütze des Theaters an der Wien. Die Einstellung bedeute so viel, als den Untergang dieses Theaters (der Zierde der hiesigen Residenz) beschließen . . . Der Rapport wirkt. Am 28. Januar 1819 erklärt die Landesregierung, die Hofkanzlei habe sich weder zur Einstellung noch zur Einschränkung der Kinderballette veranlaßt gesehen, doch müsse der Jugend genügend Fürsorge zuteil werden, müßten die Schulaufseher, Katecheten und natürlich die Polizei fleißig achtgeben. Die Kinder werden also weiter als Akteure herangezogen, so zum Beispiel in der „Mittagsunterhaltung", die am 17. Mai 1819 zu Gunsten des Pensionisteninstitutes abgehalten wird. Programm: Erstaufführung von Kotzebues „Die Verkleidungen" und Kinderdivertissement. Doch am 3. Juli des Jahres gibt der Kaiser seinen festen Entschluß kund, die Kinderballette am Theater an der Wien zu verbieten. Unter massenhaftem Tränenverlust findet am 30. November 1821 die letzte Aufführung statt. Der Ballettmeister übersiedelt nach München, er findet dort Förderung und Beifall. (Zum Kapitel „Kindervorstellungen", siehe die Rezension über die Redoute in „Th.-Z.", Nr. 20, 22 ex 1818.)

Aus jenen Zeiten noch einige Kuriosa und Denkwürdigkeiten der Historie dieser Bühne:

Wiener Mode. Blumenausstellung 1832

Anfangs März 1818 räsoniert ein übelgelaunter Kritikus anläßlich der Aufführung des „Rübezahl": „Die Zeit der Zauberspiele ohne Motive, Anlage, Handlung ist vorbei. Höhenflammen, Feuerregen und Feuersbrünste sind nicht mehr im Stande, ein solches Produkt vom Verderben zu erretten. Wir haben noch zu bemerken, daß der erstickende Rauch solcher Feuerkunststücke der Gesundheit der Zuschauer nachteilig ist und daß man uns künftig damit verschonen möge."

Ein Maskenball im Theater an der Wien. Die „Theaterzeitung" widmet ihm auch wegen der technischen Leistung, der Umwandlung des Schauspielhauses in einen Ballsaal mehrere Zeilen: „Am 26. März (1818) wurde im Theater an der Wien ein maskierter Ball abgehalten. Die Bühne war mit dem äußeren Schauplatze nach Art der italienischen Theater im Carneval vereinigt, gewährte einen imposanten Anblick, der durch eine überreiche Beleuchtung noch erhöht wurde. Das eigentliche Podium wurde in ein Amphitheater verwandelt, auf welchem eine Hinterwand von aneinandergereihten Spiegeln den Saal gleichsam verlängerte. Das Orchester war im zweiten

Stock, die sämmtlichen Quartiere im Vorderhause waren Speisezimmer. Das Publikum fand sich in eleganten Masken und Anzügen ein. Zu bewundern ist die Geschwindigkeit, mit welcher das Theater in einen Tanzsaal und dieser wieder in ein Theater umgeschaffen wurde. Am 24. war noch ein Schauspiel, am 26. der Ball und am 27. schon wieder ein Schauspiel." (Das Deutsche Volkstheater hat in unserer Zeit zu dieser Adaptierung bloß einen Tag benötigt. Anm.) Petermann vermerkt im Theater an der Wien einen belgischen Spiegel an der Rückwand, der ein von tausenden von Wachskerzen erhelltes Getriebe beleuchtete. Pomp und Effektliebhaberei der Theaterleitung, wie immer!

Am 20. April 1818 geht das historische Drama „Samson" zum erstenmal in Szene. Über schlechte Zeiten klagt die Direktion. Man versucht es mit schwerer Kost, Oper und Schauspiel. Doch sie will dem Publikum nicht munden. Graf Palffy sieht sich nach Attraktionen und zugkräftigen Schlagern um, verpflichtet eine englische Pantomimengesellschaft mit dem berühmten Harlekin Lewin. Der zeigt den sensationslüsternen Zusehern seine Schaukünste, versteht es, die Nerven zu erregen. Als geängstigter, verfolgter Harlekin springt er durch einen Bilderrahmen. Noch ein zweites Kunststück gibt er zum Besten: Er läßt seinen Körper in eine Kanone verladen, die ihn abfeuert. In Dutzenden von Stücken wird der Harlekin auf die Bühne geschleudert, eiligst werden die Reste gesammelt und liegen binnen einer Minute als neuer Körper vor dem erstaunten Publikum. Was ist geschehen? Eine Hexerei! Harlekin springt empor und verneigt sich graziös vor den verblüfften Zuschauern. Brau-

Wiener Mode 1832

sender Jubel durchtönt das Haus. Das gefällt, das zieht. Bummvoll ist wieder das Theater.

Dann aber kommt Palffy mit der größten Sensation, die ganz Wien in unbeschreibliche Aufregung versetzt. 1819 kündet er an (Siehe „Wiener Zeitung" vom 5. Juni), daß das Theater an der Wien „ausgespielt" werde. Zwanzig Gulden kostet ein Los. Der erste Preis ist das schuldenfreie Theater mit den Häusern Nr. 15 und 26 samt inventarisierten „Beylasse" im gerichtlichen Schätzungswerte von 2,300.213 fl. W. W. Der zweite Preis ist der sogenannte Sommerpalast, die Objekte und Gärten in Hernals Nr. 8 und 10, im Schätzungswerte von 447.882 fl. und der dritte Preis, mit dessen Aussetzung auf die Weiblichkeit spekuliert wird, besteht in einem hell strahlenden Brillantschmuck mit Türkisen und einer Sammlung von geschnittenen Edelsteinen im Werte von 186.565 fl. Außerdem gibt es noch 4497 Geldgewinste, 9000 Vor- und Nachtreffer. 9000 Lose werden unentgeltlich verteilt, jedes Los kann 248 Mal gewinnen. Übrigens: Wer den Haupttreffer erzielt, muß das Theater nicht übernehmen, er mag sich 300.000 fl. auszahlen lassen. Palffy berechnet, daß er die horrende Summe von 4,420.000 fl. hereinbringen könnte. Wien ist außer Fassung! Keine Hinrichtung hätte das Volk mehr erregen können! Newald-Grasse schildert den Verlauf der Sensation köstlich: „Die Leute drängten sich um die Lose, die beim Bankier Hönikstein in der Kärntnerstraße ausgegeben wurden. Die Kartenaufschlagerinnen machten ein Heidengeschäft mit zahllosen Menschen, die sich — um die übliche Taxe von fünf Gulden — aus der Hand wahrsagen lassen wollten, ob sie das Theater oder einen anderen Treffer gewinnen

Wiener Mode 1832

würden. Das „Kompagnieſpiel“ blühte. Die Leute ſparten ſich oft das Geld vom Mund ab, um ein Los kaufen zu können. Jeder Harfeniſt vom Thury, jeder Laternenbub von der „Mehlgrubn“, jeder Gaſſenkehrer vom Unterkammeramt ſah ſich ſchon als Nachfolger des Grafen Palffy. Die erſte Ziehung wurde verſchoben, ſie ging ein Vierteljahr nach dem angeſetzten Termin, am 1. März 1820, vor ſich. Der Landtagsſaal konnte die Menſchenmenge kaum faſſen. Ein Privatmann aus Slavonien, „drey Poſten von Eſſeg“ gewann 50.000 fl. Auch bei den anderen Ziehungen, die alle zu einer Art Volksfeſt wurden, ging es toll zu. Am lauteſten bei der letzten Verloſung. Im Landhauſe herrſchten eine fürchterliche Hitze und ein wahnſinniges Gedränge. Den ganzen Vormittag wartete man vergebens auf die Ziehung des Haupttreffers. Endlich kam die Nummer heraus. Der glückliche Beſitzer, der übrigens bloß zwei Loſe erworben hatte, war ein reicher Weinhändler aus Tyrnau mit dem ſeltenen Namen Mayer. Er zog es vor, nicht Direktor zu werden, und ließ ſich die dreimalhunderttauſend Gulden in blanken Zwanzigern auszahlen.“ Intereſſant, daß die beiden anderen Wiener Vorſtadtbühnen das Ereignis verwerteten: Das Leopoldſtädter Theater brachte die Aufführung von „Die Ausſpielung des Theaters“, das Joſefſtädter Theater kam mit dem Stücke „Die letzte Ziehung des Theaters“ heraus.

Graf Palffy hat ein glänzendes Geſchäft gemacht, zudem jener glückliche Gewinner achtzigtauſend Gulden als Hypothek auf dem Theater beläßt. Der Zuſammenbruch kann jedoch nicht vermieden, bloß verzögert werden. Der Umbau des Theaters und mißglückte finanzielle Transaktionen Palffys bringen neue Kriſen. Fünf Jahre nach jener Ausſpielung wird das Theater an der Wien wegen gänzlichen Mangels an Beſuchern geſperrt, im Dezember 1826 öffentlich verſteigert. Der neue Direktor eröffnet die Saiſon mit dem Stücke „Die Räuber auf

Maria Kulm" und dieser neue Mann heißt Carl von Bernbrunn, der nach einer interessanten militärischen Laufbahn, die ihn zu Mantua Leidensgefährte des gefangenen Andreas Hofer sein ließ, sich dem Schauspielberufe zuwendete, als Heldendarsteller seine ersten Schritte auf der Leopoldstädter Bühne tat, als Komiker im Stücke „Die Fleischhauer von Ödenburg" erfolgreich oft in Staberliaden sich produzierte und als Direktor des Isartortheaters in München zu einem Gastspiel nach Wien kam, das mit der Übernahme des Theaters an der Wien endete. Carl Carl, wie sein Theatername war, hatte das Glück, die Zelebritäten Scholz und Nestroy zu gewinnen, führte auch in der Leopoldstädter Bühne das Zepter und — hinterließ zwei Millionen.

Die französischen Okkupationsbehörden hatten die von der kaiserlichen Zensur verbotenen Stücke freigegeben. Das Tagebuch eines Wieners enthält anläßlich der Feier für Napoleon (an der die Wiener angeblich in patriotischem Schmerz sehr widerstrebend teilgenommen, die Beleuchtung verweigert, die Straßen gemieden haben . . ., allein der tatsächliche Grund war das Gerücht über zu befürchtende Exzesse betrunkener Soldaten der französischen Garnison) einige Sätze, die von der damals in Wien herrschenden Stimmung Zeugnis geben: Am 13. August schreibt der Wiener Anonymus: „Der 15. August soll als Geburts- und Namensfest des französischen Kaisers hier in Wien von den französischen Truppen besonders gefeiert werden. Es heißt sogar, Stadt und Vorstädte müssen beleuchtet werden. In einer Hinsicht erinnert man sich in gegenwärtiger Periode an die Zeiten des unvergeßlichen Kaisers Josef II. Mit der Ankunft der Franzosen wurde die Denkfreiheit ihrer Fesseln entledigt, es erschienen politische Flugschriften, und geistreiche Werke, die sonst verboten waren, dürfen wieder verkauft werden. Es heißt, daß der vierte Teil der travestierten Äneide, den Blumauer im Manuskripte zurück-

gelaſſen hatte, ſchon unter der Preſſe ſei. Überhaupt findet die neue Auflage von den Schriften dieſes Lieblingsdichters viel Käufer. Auch Schillers ſämtliche Werke erſcheinen nun in der Dollſchen und Pichlerſchen Buchhandlung, und auf den Bühnen haben wir nun die Hoffnung, ſeinen „Wallenſtein", „Don Karlos", „Maria Stuart" zu ſehen. „Fiesko" und die „Räuber", nebſt „Kabale und Liebe" wurden ſchon unter der öſterreichiſchen Regierung gegeben. Auch die „Braut von Meſſina" haben wir zu erwarten." (Jener Wiener ſchreibt am 23. Auguſt eine ausführliche Rezenſion der Aufführung von „Don Karlos", die von ſeinen hervorragenden Fähigkeiten eine Probe gibt. Am 19. Juli 1809 hatte die von den Franzoſen redigierte „Wiener Zeitung" verlautbart: „Alle jene Perſonen, welche bei der vormaligen Zenſur Bücher als verboten liegen haben, können ſich bei dieſer Stelle melden, welche beauftragt iſt, ſie verabfolgen zu laſſen." Anmerkung.)

Als 1817 eine Aufführung von Kotzebues „Die Kreuzfahrer" zu Gunſten des Schauſpielers Heurteur im Theater an der Wien geplant war, erhob die Zenſur dagegen Vorſtellungen beim Kaiſer: Das Stück ſei trotz der bereits vorgenommenen Änderungen in einem katholiſchen Land anſtößig, die Gegenüberſtellung der chriſtlichen Ritter und Türken falle zu Gunſten der letzteren aus, das ärgerliche Benehmen der Vorſteherin der Hoſpitaliterinnen ſetze den geiſtlichen Stand herab u. ſ. w. In dieſer veränderten Geſtalt hätte das Schauſpiel vor vier Jahren auf dem Hoftheater gegeben werden ſollen. Zum Teile wegen jener Bedenklichkeiten, noch mehr aber wegen des Umſtandes, daß dieſes Schauſpiel zur Zeit der

Modebild 1831

Franzoseninvasion nach dem Sinne des Verfassers mit den grellsten Farben auf die hiesige Bühne gebracht worden sei, habe man die angesuchte Vorstellung nicht gestattet. Der Kaiser verweigerte denn auch die Zustimmung in diesem Falle.

Schillers Jugendwerk „Die Räuber" war von der Wiener Zensur unfreundlich, mißtrauisch aufgenommen worden, es gab Aufführungen im Kärntnertortheater in der Bearbeitung von Rautenstrauch, dann im kleinen Theater „Zum Fasan" auf dem Neubau. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution verbot der Zensor das „unmoralische, alle Bande der Gesellschaft auflösende, höchst gefährliche Theaterstück". Als die Kavaliersdirektion, die Fürsten Schwarzenberg, Lobkowitz, Esterhazy, die Grafen Palffy, Zichy, Lodron die Hoftheater gepachtet und das Theater an der Wien erworben hatten, gelang es dem Einflusse dieses mächtigen Konsortiums, die Polizeigewalt zu beugen und die Aufführung der verpönten „Räuber" durchzusetzen. Doch nur für die damalige Filiale, das Theater an der Wien, erfloß die Bewilligung. Die Zensur retirierte nicht völlig, sie erklärte, die Freigabe erfolge bloß, um festzustellen, ob das Stück nicht einen widrigen Eindruck auf das Publikum hinterlasse. Nun brachten auch die Bühnen in der Leopoldstadt und Josefstadt „Die Räuber" heraus, Ferdinand Raimund spielte in der Josefstadt den „Franz". In den Tagen der Heiligen Allianz triumphierte die Zensur, die „Räuber" blieben durch länger als zwanzig Jahre verbannt und erst 1840 vermochte der Direktor der Bühne an der Wien eine einmalige Vorstellung zu erwirken, weil sie zu Gunsten der Abbrändler von Gänserndorf stattfinden sollte. Den Rest des Vormärzes hindurch bestand das Verbot weiter aufrecht.

Daß gerade die Vorstellungen auf der Vorstadtbühne nicht staatsgefährlich — im Sinne einer verzopften und überängstlichen Behörde — werden sollten, darüber wachten besondere Kommissäre, deren ausführliche Instruktion vom Jahre 1803

ihnen zur Pflicht werden ließ, alle in religiöser, politischer oder sittlicher Hinsicht anstößig erscheinenden Stellen nach der Generalprobe zu ändern, selbst wenn der Zensor das Placet erteilt hätte. Um einen Blick in die charakteristische Instruktion zu werfen: Verboten war, geistliche Personen auf die Bühne zu bringen, das Äußere oder Innere eines Gotteshauses darzustellen, ein Kruzifix oder Heiligenbild anzubringen. Kein noch so versteckter Ausfall auf religiöse Gegenstände oder Personen darf geduldet werden. Die Kleidung der Schauspieler muß immer in den Grenzen des Anständigen bleiben, selbst wenn die Mode darüber hinweggeht. Weder die Montur eines k. k. Regimentes, wozu auch die Polizeiwache gehört, noch die Uniform eines Hofkriegsrates darf auf der Bühne sichtbar werden. Und dann der berüchtigte, dehnbare Paragraph, erfüllt vom Polizeigeiste: „Ferner sind alle Stellen auszutilgen, oder abzuändern, welche, wäre es auch nur durch eine entfernte Hindeutung, irgend ein Gesetz oder eine Anordnung oder eine Anstalt der Staatsverwaltung tadeln oder in das Lächerliche ziehen, Fürsten, Minister oder Staatsbeamte auf eine solche Art schildern, daß dadurch ein gehässiger Schatten auf den ganzen Stand geworfen oder der Deutelei des Publikums irgend eine individuelle Person preisgegeben wäre; alle satirischen oder beleidigenden Ausfälle auch gegen Stände der bürgerlichen Gesellschaft, besonders den Adel, das Militär, alle Stellen, welche bestimmt gesetzwidrigen Handlungen den Anstrich von Echtmäßigkeit und dem Laster oder Verbrechen den Schein der Größe leihen, einen irrigen oder gefährlichen Begriff über das Verhältnis zwischen Regenten und Untertanen verbreiten, Freiheitssinn wecken oder überhaupt in einem revolutionären Geist oder Ton geschrieben sind."

Des Studiosus Robert Hamerling fleißig geführtes Tagebuch vermerkt die ganz Wien erfassenden Eindrücke der musikalischen Akademie am 21. Mai 1846: „Heute um halb 11 Uhr

begab ich mich — wohin? in die muſikaliſche Akademie! Ja, ja, nicht anders! Es trug ſich zu, wie folgt: Geſtern bekam ich für ein Gedicht 20 kr. C. Mze und Autorenhonorarnachtrag 10 kr. C. Mze, Summa 30 kr. C. Mze. Mit dieſer Summa Summarum in der Taſche ging ich beſeeligt aus dem Kollegium. Im Nachhauſegehen dachte ich: Was fängſt Du damit an? Die Mutter hat es jetzt gerade nicht notwendig; alſo darfſt Du heute ſchon ein wenig auf Dich ſehen. Allerhand Gedanken kreuzten ſich; ein Buch — und ein Theaterabend reichten Bittſchriften ein, und, während ich grübelte, welches von beiden den Vorzug verdiene, kam ich unverſehens zu einer Mauerecke, ich trat hinzu und las: „Im Theater an der Wien, Sonntag, den 21. Mai 1846, muſikaliſche Akademie zum Beſten der Blinden; die angezeigten Piecen zogen mich an. Staudigl und Jenny Lind, die Heldin des Tages, die ſchwediſche Sängerin, item Dichterin ſollten ſingen. Ei, dacht ich, ei! das wäre etwas! ich habe noch kein Konzert gehört, auch nicht geſehen, wie es in einem ſolchen zugeht! Ich ſah auf die angezeigten Preiſe (die Logenpreiſe überſah ich aber gefliſſentlich, um keine Magenkrämpfe zu bekommen), mein Blick fiel gleich auf die vierte i. e. letzte Galerie — und — o Wunder! Da las ich ſtaunend — 30 kr. C. Mze — mein Vermögen auf einen Heller verzeichnet. Sympathetiſch, als hätte man ſie beim Namen gerufen, regten ſich in ihrem Gefängnis meine Kreuzer“ ... Hamerling ſchildert dann ausführlich dieſes große Erlebnis, den Abend im Theater, und gedenkt der Serenade und Soiree, die Direktor Pokorny der „intereſſanten Schwedin“ zu Ehren veranſtaltet, des Jubels der Enthuſiaſten. Der Theaterdirektor hatte es verſtanden, für das

Ein Paar aus dem Jahre 1833

Auftreten der schwedischen Nachtigall auf seiner Bühne die Reklametrommel ausgiebig und wirkungsvoll zu rühren. Ganz Wien war etliche Zeit im Banne dieses künstlerischen und gesellschaftlichen Ereignisses. Jener „Honorarnachtrag" stammte aus dem, vom Schottengymnasium herausgegebenen Journal „Aurora"; es ist von einigen Abonnenten — Mitschülern bezahlt worden.

In der Sturmperiode von 1848 stellt sich das Theater an der Wien noch mehr als andere Bühnen auf den neuen Zeitgeist ein. Nach dem Durchringen der Preßfreiheit (E. V. Zenker, „Geschichte der Journalistik in Österreich") bringt der Direktor mit Vorliebe von der Zensur bis dahin unterdrückte, verpönte Stücke, ja er tauft sein Haus neu, und läßt es den stolzen Titel führen: „Nationaltheater". Als erstes zensurfreies Stück geht Gutzkows historisches Lustspiel „Zopf und Schwert" in Szene. Aber die Wiener legen für das Opus selbst wenig Verständnis an den Tag. Die Vorstellung wird mit einem Prologe von Karl Elmar eröffnet, der die Gewährung der Preßfreiheit durch den Kaiser rühmt und in die „patriotischen" Verszeilen ausklingt: „Heil Dir, mein Ferdinand! Du hast die Nacht gelichtet. Dein Heldenlied hast Du Dir selbst gedichtet." Das Publikum jubelt der Apotheose zu und singt stehend die Volkshymne. Die Theaterdirektion läßt ein zweites Lustspiel von Gutzkow folgen: „Das Urbild des Tartüffe" und dann ein aktuelles Zugstück, der studentenfreundlichen Stimmung Rechnung tragend. Die Studentenschaft steht nämlich schon im Vordergrunde der Begebenheiten. In einem Konzerte im Theater an der Wien singt Staudigl das von Suppé vertonte Gedicht „Das waren die braven Studenten". Das schon zwei Jahre vorher gedruckte Schauspiel von Benedix kommt nun an die Reihe: „Das bemooste Haupt" oder „Der lange Israel". Am 30. März 1848 trägt Robert Hamerling — in den Reihen der akademischen Legio-

Jenny Lind

Vues sur S. Jules & Perpt. Paris

näre mit Kalabreſer und Schleppſäbel eingeteilt — in ſein Tagebuch ein: „Der Direktor Pokorny gibt Studierenden um die Hälfte des Preiſes Eintritt ins Theater (an der Wien), ſolange das mit ungeheurem Beifall aufgenommene Luſtſpiel von Roderich Benedix „Das bemooſte Haupt“ gegeben wird. Ich habe es unlängſt geſehen und mich ungemein daran ergötzt. Es hat zwar manche Schwäche, iſt aber im Ganzen ein recht intereſſantes, eigentümliches Werk.“ (Siehe Michael Maria Rabenlechner, „Wien in den Tagebüchern und Dichtungen Hamerlings“, Wien 1916.) „Das bemooſte Haupt“ gewinnt für Wien und die damalige Bewegung in Wien eine merkwürdige Bedeutung. Alle Stellen des dem Studentenleben entnommenen Inhaltes, die ein Lob der Jünger der Wiſſenſchaft beinhalten, werden von den Zuſchauern begeiſtert akklamiert, und das alte Studentenlied „Was kommt dort von der Höh?“ gewöhnlich „Fuchslied“ (K. E. Blümml, „Das Fuchslied“ in „Alt-Wieneriſches“, 1920; dort eine Anzahl der Variationen des Liedes) genannt, wird im ganzen Hauſe mitgeſungen, erringt in unglaublich kurzer Zeit große Volkstümlichkeit.

Eine Epiſode in dieſem Stück übt eine, faſt möchte man ſagen, anſteckende Wirkung. Da wird einer mißliebigen Perſon durch die Studenten ein ſogenanntes Katzenſtändchen gemacht. Die Sache mit der Katzenmuſik gefällt den radauluſtigen Wienern ungemein. Neſtroy läßt in „Die Freiheit in Krähwinkel“, zum erſten Mal im Carl-Theater 1849 aufgeführt, die Krähwinkler jubeln: „Heute abends iſt eine grandioſe Katzenmuſik! Vivat!“ und den Mitarbeiter der „Krähwinkler Zeitung“, Eberhard Ultra, triumphierend ſprechen: „Katzenmuſik, dieſe erſte Frühlingslerche

Modebild 1834

der Freiheit wirbelt durch die Luft, bald ſoll die Saat in voller Blüte ſtehen!“

Tatſächlich vergeht faſt kein Abend, an dem nicht irgend einer verhaßten oder von den radikalen Zeitungen als volksfeindlich angegriffenen Perſönlichkeit eine Katzenmuſik dargebracht worden wäre. Die Straßen und Plätze wiederhallen von dem ohrenbetäubenden, entſetzlichen Krawall und Geheul. An allen Ecken und Enden Katzenmuſiken!

Eine der erſten iſt dem Fürſterzbiſchof zugedacht, weil er ſich um die „Liguori-Brüder“, die Patres Redemptoriſten von Maria Stiegen angenommen hatte. Joſef Alexander Freiherr von Helfert verteidigt („Geſchichte der öſterreichiſchen Revolution“, im Zuſammenhange mit der mitteleuropäiſchen Bewegung in den Jahren 1848, 1849, 2. Band) den Kirchenfürſten und ſagt über die Demonſtrationen: Vier Wiener Bürger hatten eine Petition um Rückberufung der Liguorianer im Miniſterium des Innern überreicht. Die Studenten erſchienen im Miniſterium und verlangten die Auslieferung des Aktes. Ihrem Drängen wurde nachgegeben und der Wortführer der Bürger mußte in der Aula öffentlich Abbitte leiſten. Da der Erzbiſchof eine Bitte an den Kaiſer „zur Unterſtützung der notleidenden Patres“ eingereicht hatte, zogen die Studenten vor ſein Palais und veranſtalteten eine Katzenmuſik. Jenes Fenſter, an dem die deutſche Fahne befeſtigt war, wurde erklettert, die Fahne herabgeriſſen und zerfetzt. Denn der Oberhirte war nicht würdig, ſein Haus mit der ſchwarz-rot-goldenen Trikolore zu zieren. Um den 25. März ſah man die erſten deutſchen Abzeichen in den Knopflöchern und auf den Hüten,

Wiener Mode 1840

bald schmückte sich alles mit den „Heiligen Farben"; sie waren damals am Stephansturme und an der Hofburg angebracht. Angeblich haben zehntausend Personen an der Kundgebung gegen den Erzbischof teilgenommen.

Weil der Polizeidirektor ein Spitzel in die Aula gesendet haben soll, ziehen die Hörer vor seine Wohnung Am Peter und rufen: „Abdanken!" Tatsächlich muß der Polizeichef seinen Posten verlassen. Die lärmendste Katzenmusik wird dem Minister des Äußern zuteil, der noch am selben Abende seine Demission gibt. Dieser Erfolg ermutigte selbstverständlich zu weiterem Vorgehen. Die Katzenmusiken werden eine ständige Einrichtung, die Volksjustiz bringt sie von nun an auch gegen Fleischhacker, Bäcker u. s. w. in Anwendung. Die geistlichen Herren vom uralten Schottenstifte, die 1810 aus Triest gekommenen armenischen Mönche, die Mechitaristen, werden in den Nächten vom 7. und 8. April, ebenso die Monsignori in der Nunziatur ausgelärmt. Der Schottenabt widmet einige Stunden nach den Szenen vor seinem Stiftsgebäude 4000 fl. für die „Bedürfnisse der Nationalgarde" und täglich 20 Maß Wein für die Hauptwache der akademischen Legion, das Barnabitenkolleg spendet Geld, der Mechitaristenkonvent Bücher. Die angefeindete Geistlichkeit sucht die Folgen der in vielen Flugblättern gegen sie gerichteten Hetze zu verhüten. (Dr. Wolfsgruber, „Die Haltung des Wiener Klerus in den Märztagen 1848", Festschrift zur Fünfzigjahrfeier des Vereines für n.-ö. Landeskunde, 1915.) Der Bürgermeister, etliche mißliebige Hausherren, dann wieder ein paar Leute vom Approvisionierungsgewerbe werden mit Katzenmusiken regaliert. Das Treiben nimmt kein Ende.

Direktor Pokorny, der die allerhöchste Protektion reichlich genossen hatte, war indessen längst schon in Ungnade gefallen, weil ihm die Schuld beigemessen wurde, die Wiener zur unangenehmen Unterhaltung verleitet zu haben. Ein ungeschickter

Vorwurf, wenn er tatsächlich erhoben worden war. Denn die Unsitte hat sich damals auch anderwärts eingebürgert. Pokorny brachte nun als Antwort eine Posse „Wie die Reaktionäre dumm sind", zu der Franz Suppé die einleitende Musik beisteuerte. Von den Aufführungen des Theaters an der Wien, die der „neuen Richtung" nur zu sehr Rechnung trugen, verweist Boyer-Berghof (Feuilleton der „Deutschen Tageszeitung", vom 2. Dezember 1920) auf das Schauspiel „Ein Minister aus dem Volke", ein revolutionäres Tendenzstück voll gehässiger Anklagen gegen Hof und Adel. Der Textverfasser Elmar brachte ein großes Stück mit Verkleidungsrollen für diese Bühne heraus. Fürst Windischgrätz, der gefürchtete und oft zitierte Wau-Wau sollte in einer leicht erkennbaren Maske auf den Brettern herumspazieren.

Doch es kommt anders. Die für den 6. Oktober angekündigte Grandsensation des Theaters an der Wien wird durch die Ereignisse überflüglet. Am selben Tage bricht die Revolution aus und am 31. Oktober marschieren die Truppen des Windischgrätz im niedergerungenen Wien ein.

Nach der Rückkehr Kaiser Ferdinands und des Zensors sucht die Direktion rasch nach ganz anderen, wieder hübsch harmlosen Darbietungen. Und im Ex-Nationaltheater produziert sich eine Arabertruppe mit katzenartigen Sprüngen und sehenswerten Akrobatenkunststücken. Also — Sensationen, wie man sie von dieser Art hatte, als die Bürger schön ruhig waren. Und das sollten sie nun wieder sein.

Gesellschafts-Szene

„Die Liebhaber von Galgenspektakel"

Nächst jenem wundervollen Steingebilde, der legendenumwobenen Spinnerin am Kreuz hauchte so mancher Delinquent sein Leben aus. Ein bezauberndes Panorama vor Augen, die schwellenden Linien der rundlichen Gipfel und Kuppen in weiter Ferne, zu Füßen in amphitheatralischer Lagerung die vieltürmige Stadt. Doppelt schwer fällt dem armen Sünder der Abschied von einer schönen Welt, wenn der Blick die Herrlichkeiten entlang gleitet . . .

Hungelbrunn steuert der Lokalgeschichte einen sensationellen Kriminalfall bei. Die Fragnerin Theresia Kandl war in dem zu Matzleinsdorf gehörigen Hungelbrunn, und zwar im Haus Nr. 9, wohnhaft. Das Gebäude führte den Namen „Zum Goldenen Salzküfel". In den einzelnen Vorstädten waren nur wenige Häuser ohne Schilder, von denen wahllos einige angeführt seien: Zum „Safran", „Reichen Fischzug", „Schönen Landel", „Grünen Kappel", „Geduldigen Job", „Goldenen Metzen", „Fagott", „Krautschneider", „Nassen Hadern", „Kapauner" u. s. w.; am Strozzigrund zum Beispiele die Häuser „Zur Möglichkeit" und „Zur Unmöglichkeit" nebeneinander, das eine dieser Gebäude, das spätere Wirtshaus „Zur Stadt Brünn", zeigte in einem Bilde, wie ein Schiff mit vollen Segeln einen Berg hinanfährt. Zahllos sind die Schilder mit Beziehungen auf die Heilige Schrift („Zur Flucht nach Ägypten" u. s. w.), dann gibt es viele, die auf Städte und Ortschaften hinweisen.

Der „Goldene Salzküfel" am Hungelbrunn war jedenfalls einer der wenig sagenden Hausnamen, für Hungelbrunn bloß deshalb merkwürdig, weil dort vom Salzhandel keine Rede

war. Sei dem wie immer — Thereſia Kandls Perſon brachte das Haus in die Chronik. Die Greislerin von Hungelbrunn hat ihren Mann während des Schlafes mit einer Hacke ermordet und gar nicht ungeſchickt einen Raubmord von anderer Hand vorgetäuſcht.

Endlich gelingt die Überführung der Schuldigen und im März 1809 erfüllt ſich ihr Geſchick, vollzieht ſich der Akt der Sühne. Draußen am Wienerberg wird die Mörderin juſtifiziert. Geuſau notiert in ſeinem „hiſtoriſchen Tagebuche“ alle Begebenheiten, „welche ſich vor, während und nach der franzöſiſchen Invaſion der Haupt- und Reſidenzſtadt 1809 zugetragen haben“: „Da man in Wien noch keine Weibsperſon hatte hängen geſehen, war der Zulauf des Volkes unbeſchreiblich. Das bürgerliche Kavalleriekorps mußte 100 Mann zur Richtſtätte kommandieren.“ Das von Gloſſy herausgegebene Tagebuch eines anonymen Wieners vermerkt mitten in der Chronik der kriegeriſchen Vorbereitungen, unmittelbar an den Bericht über den jubelumtoſten Ausmarſch der Wiener Landwehrbataillone anſchließend, als ein ebenſo in der Erinnerung feſtzuhaltendes Ereignis: „Montag, den 13. März um acht Uhr morgens, wurde jene Fragnerin, die voriges Jahr ihren Mann ermordete, auf die Schandbühne geſtellt und ihr öffentlich das Todesurteil angekündigt. Sie bleibt drei Tage ausgeſetzt und wird mit dem Strange hingerichtet werden. Donnerstag, den 16. März, nach halb acht Uhr verließ ich meine Wohnung und fand bereits alle Straßen der Stadt und Vorſtädte, durch welche die zum Tode verurteilte Thereſia Kandl ſollte geführt werden, mit einer unzähligen Menge Menſchen beſetzt. Bewohner entfernter Dörfer kamen nach Wien; in meinem Leben ſah ich nicht ſoviele Menſchen, als wie heute bei dieſer Exekution. Um acht Uhr morgens erhob ſich der Zug von dem Landesgericht über den Hohen Markt, durch Biſchofsgaſſe, Stephansplatz, Stock im Eiſen, Kärntnerſtraße, über die

Wieden zum Wienerberg hinaus. Sie behielt bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens alle Besinnung und Verstandeskräfte, hoffte noch immer auf Begnadigung. Als Beweis ihrer vollkommenen Besinnung mag dienen, daß, als sie schon auf der Leiter stand, und der Henker ihren schönen, weißen Hals entblößte, sie zu demselben sagte: „Ihr werdet mich doch nicht ausziehen?“ Im nächsten Augenblicke hatte sie vollendet. So gut verstand der Henker seine Kunst. Auch der Eipeldauer referiert über den Abschluß der Tragödie: „Wie mir der Michl erzält hat, so verdrüßt es den Herrn Vettern, daß ich von der unglücklichen Weibsperson noch nichts geschrieben hab, die ihren Mann todt geschlagen und dafür am Wienerberg draußt ihren Lohn kriegt hat. Ich muß dem Herrn Vettern recht aufrichtig sagn, daß ich von solchen Spektakeln gar nicht gern schreib und daß ich wünsch, daß ichs ganz Jahr nichts davon höret. Weil aber der Herr Vetter durchaus davon wissen will, so will ich also ganz kurz davon erzälen, daß schon 14 Täg vor der Hinrichtung täglich sich viel Hundert Menschen aufn Hohen Mark hingrennt sind in der Hoffnung, daß die Delinquentin ausgesetzt wird, und da hat sogar die berittene Polizey einmal ausrücken müssen, um die Leut abzutreiben. Aber 's Ärgerlichste für mich war, daß größtenteils Weibsbilder drunter gwest sind, die doch von Natur aus ein mitleidiges Herz habn — oder habn sollten! Endlich ist der Wunsch von den Liebhabern von Galgnspektakeln in Erfüllung gegangen und da ist der Tag der Hinrichtung kommen, und da war in allen Gassen und Straßen so ein Gläuf, als wenn ein Curier einreitet. Da warn aber viele nicht zufrieden damit, daß s' die arme Sünderin schon aufn Stockameisenplatz gsehn habn, sondern sie sind, als wenn ihnen der Kopf brennet, wie ein Herd Schaaf durchs vormalig Jahnsche Durchaus durchgloffn, damit si 's nur noch einmal sehn können . . .“

Ein paar Jahre später, an einem heißen Sommertage 1827:

Thereſe Krones

Noch mehr Neugierige und Sensationslüsterne strömen am Richtplatze zusammen — der Freimann läßt den Mörder Severin von Jaroschinsky mit des Seilers Töchterlein bekannt werden. Etliche junge Leute aus Wiener Bürgersfamilien geben dem Delinquenten ein berittenes Geleite, sie reiten dem Schwerverbrecher zur „Henkung" voran. Es ist dies ein beliebter Spaß, an dem man teilgenommen haben muß — der reiche Fleischhauer Rochus Seefried, ein im Volksmunde nach seinem Leibsprüchlein „Immer nur noblitätisch" der „Noblitätische" genannt, ist auch darunter gewesen, wie er M. Bermann erzählt haben soll. Ja, der Jaroschinsky war kein gewöhnlicher Raubmörder, überhaupt alles an diesem Manne war Sensation. Man denke: Ein russischer Adeliger hat sein Hab und Gut verschwendet, ermordet und beraubt einen greisen Abbé, wird beim fröhlichen Mahl mit dem Wiener Bühnenliebling Therese Krones im Trattnerhof verhaftet. (Kisch, 1. Bd. u. s. w.)

Noch in den letzten Stunden sorgt Jaroschinsky für Gesprächsstoff. Der Verkündigung des Todesurteils folgen drei qualvolle Tage bis zur Vollstreckung durch die rauhe Hand des Henkers. Gewöhnlich werden die Verbrecher diese drei Tage hindurch öffentlich ausgesetzt, und die meisten Delinquenten verstehen sich dazu, weil das zuströmende Publikum, dankbar für das gebotene „Spektakel", mit Geldspenden nicht knausert, die dann entweder für das Zelebrieren von Messen verwendet werden oder den armen Verwandten zugute kommen. Jaroschinsky macht von dem Rechte Gebrauch, sich die Schaustellung zu verbitten. Das wäre freilich nichts Absonderliches. Der Mörder gehört schließlich zur vornehmen, intelligenten Welt. Doch er schafft Ersatz. Er läßt die Wiener gar nicht zu Atem kommen und übertrumpft alle seine Vorgänger in der Armensünderzelle an Gleichgültigkeit und Zynismus. Nicht eine Spur

[illegible]t oder Angst. Die Zeit vertreibt er sich mit

einer Whiſtpartie, an der teilnehmen: Der Gerichtschirurg, der Gefängnisgeiſtliche und ein Schriftſteller. Mit leichten Ketten gefeſſelt ſaß der Mörder an dem Tiſche, qualmte Tabak aus einer langen Pfeife, ſpielte ſeelenruhig und mit Glück, wie die Zuſchauer feſtſtellen konnten, die des Gefangenen Kerkerwärter beſtochen hatten und vom Fenſter aus die Partie neugierig verfolgten. Es war noch mehr als ſie erhofft hatten! Das Kruzifix war auf dem Tiſche ſtehen geblieben, die zwei Kerzen brannten zum Spiele.

Modebild

Das Baſſin im Belvederepark

Der Schöpfer des Luſtgebäudes im prächtigſten Stile des Barock hat geſtattet, daß im großen Baſſin des Belvedereparkes tändelnde Fahrten in zierlichen Gondeln unternommen wurden. Eine gar angenehme Abwechſlung der Promenaden in den beſchnittenen Alleereihen, der Schäferſzenen in verſteckten Laubgewölben. Aus dem Waſſerbehälter im oberen Belvedere wurden die kleineren Baſſins und zierlichen Waſſerwerke im unteren Schloßparke geſpeiſt. Die auf Prinz Eugen folgende kaiſerliche Hofverwaltung war auf das Praktiſche bedacht; ſie ſetzte Fiſche in den großen Behälter vor der Auffahrt zum Schloß ein. Nur im Winter war das Baſſin weiterhin Freudenſtätte, die Schlittſchuhläufer tummelten ſich auf der ſpiegelglatten und reingefegten Eisfläche, zeigten Geſchicklichkeit und allerlei Künſte, mühten ſich in Galanterie um die Fortbewegung der eleganten Laufſtühle, in denen die Damen ſaßen.

Ein volkstümliches Ereignis im ſonſt bleibend feudalen Parke bringt halb Wien auf die Beine. Zwei Eskimo werden angeſtaunt. Realis beſchreibt in ſeinem Buch: „Das kaiſerliche Luſtſchloß Belvedere“ das Selbſtgeſchaute: „In den Fluten des großen Baſſins gaben im Jahre 1825 die beiden Eskimos aus der Baffinsbai, welche der Kapitän Hadlok nach Wien brachte, merkwürdige Waſſervorſtellungen. Am 4. Auguſt nachmittags ſah man einen dieſer Polarbewohner in ſeiner Landestracht und in ſeinem Originalkahne hier manövrieren, was ein in Wien noch nie geſehenes Schauſpiel war. Seine Fertigkeit im Rudern war außerordentlich. Wer geſehen hat, mit welcher Keckheit er ſich mit ſeinem Kahne umſtürzte, untertauchte und im ſelben Augenblicke wieder in dieſelbe Lage ver-

ſetzte, verwundert ſich kaum mehr, wie jene Nordländer mit ihren ſchwachen Fahrzeugen den Brandungen und Eisſchollen der arktiſchen Meere trotzen können. Er ſaß in ſeinem Kahne ſo feſt und ſicher, wie der Mollusk in ſeiner Schale. Auch im Bogenſchießen und mit dem Wurfſpieße legte er Proben großer Geſchicklichkeit ab; er traf die im Baſſin herumſchwimmenden Gänſe mit großer Sicherheit und tötete ſie durch einen Biß in den Kopf vollends." Von dieſer abſcheulichen Art der Beendigung der Jagd weiß allerdings der Bericht im Unterhaltungsblatt „Der Sammler" (Nr. 101 vom Jahre 1825) nichts; die dortige Beſprechung, einer Senſation geltend, rühmt, der „Esquimaux" hätte ſich als verblüffend geſchickt erwieſen, mit Pfeilen geſchoſſen, mit Wurfſpießen Gänſe erlegt und Proben äußerſter Gewandtheit im leicht tragbaren Kahne geboten, hätte ſich im Boot umgelegt und ſogar ein Rad im Waſſer geſchlagen; die waſſerdichte Jacke wäre ein vorzüglicher Schutz geweſen.

Bei den nicht ſeltenen Feuerwerken im Belvedere gab es einmal ein köſtliches Intermezzo. Stuwer hatte ein beſonderes pyrotechniſches Schauſpiel angekündigt, das die, in derlei Dingen ſchon verwöhnten Wiener reizen ſollte. Ein Feuer-Waſſerwerk oder ein Waſſer-Feuerwerk, eine Produktion vom Baſſin aus, mit ſeinen fünfhundert Schritten Umfang, das geräumigſte aller Wiener Gartenbecken. Das wäre einmal originell, ſagten ſich etliche Schuſterjungen. Sie kletterten ſchon morgens auf die hohen Bäume ringsum und hielten ſtandhaft bis in die hereinbrechende Nacht aus. Als nun die Feuerräder ſprühten, die Raketen in die Luft ſchoſſen, und weithin Lichtkugeln herabfallen ließen, öffneten ſich die Zweige der dichtbelaubten Äſte: Zaungäſte wollten beſſeren Ausblick haben und ſich des erwarteten Genuſſes freuen. Im hellen Lichtſcheine wurden die federloſen Vögel allen den Käufern der teuren Eintrittskarten

sichtbar, und ein schallendes Halloh begrüßte die frechen Jungen auf den Gratisplätzen.

Der Platz um das Bassin wurde in den Dreißigerjahren von der Kunstgesellschaft Guerra benützt. Es gab wieder manche Unterhaltung im Prachtparke. Und die Wiener kamen umsoweniger dazu, sich den auf Befehl Kaiser Franz' angelegten botanischen Garten anzusehen. Dr. Nikolaus Host, der auf vielen Reisen durch Österreich-Ungarn eifrig und mühevoll die Flora indigena viva gesammelt und hier gepflanzt hatte, wie hätte er hoffen dürfen, konkurrieren zu können! Er mochte sich trösten, auch die hochberühmte Ambraserſammlung, die man zu Anfang des Jahrhunderts vor der Franzoseninvasion aus Tirol abtransportiert und im Belvedere untergebracht hatte, fand fast gar kein Interesse.

Fiaker

Volksleben beim Brigitta-Kirtag

Etliche Kirchweihfeste begeht man in den Vororten Wiens, jedoch keines hat die Anziehungskraft des Brigitta-Kirtages, deſſen denn auch die Literaten-Zeitgenoſſen mehrfach gedenken. „Es gibt Leute, die ein ganzes Jahr nicht aus ihrem Stadtviertel kommen, aber beim Brigitta-Kirchtag, zum 1. Mai im Prater und dergleichen ſein müſſen, und ſollten ſie dazu die Wäſche vom Leibe und das Bett aus der Kammer verpfänden müſſen.“ Dies die Worte Adalbert Stifters. Grillparzer beſchreibt in einem Meiſterwerke der deutſchen Proſa den Brigitta-Kirtag:

„In Wien iſt der Sonntag nach dem Vollmonde im Monate Juli jeden Jahres ſamt dem darauffolgenden Tage ein eigentliches Volksfeſt, wenn je ein Feſt dieſen Namen verdient hat. Das Volk beſucht es und gibt es ſelbſt; und wenn Vornehmere dabei erſcheinen, ſo können ſie es nur in ihrer Eigenſchaft als Glieder des Volkes.

An dieſem Tage feiert die mit dem Augarten, der Leopoldſtadt und dem Prater in ununterbrochener Luſtreihe zuſammenhängende Brigittenau ihre Kirchweihe. Vom Brigittenkirchtag zu Brigittenkirchtag zählt ſeine guten Tage das Volk. Lange erwartet erſcheint endlich das ſaturnaliſche Feſt. Da entſteht Aufruhr in der gutmütig ruhenden Stadt. Eine wogende Menge erfüllt die Straßen. Geräuſche von Fußtritten, Gemurmel von Sprechenden, das hie und da ein lauter Ausruf durchzuckt. Der Unterſchied der Stände iſt verſchwunden; Bürger und Soldat teilt die Bewegung. An den Toren der Stadt wächſt der Drang . . . Ein neu Hinzukommender fände die Zeichen bedenklich. Es iſt aber der Aufruhr der Freude, die Losgebundenheit, der Luſt.

Schon zwischen Stadt und Brücke haben sich Korbwagen aufgestellt für die eigentlichen Hierophanten dieses Weihfestes, die Kinder der Dienstbarkeit und der Arbeit. Überfüllt und dennoch im Galopp durchfliegen sie die Menschenmasse, die sich hart vor ihnen öffnet und hinter ihnen schließt, unbesorgt und unverletzt. Denn es ist in Wien ein stillschweigender Bund zwischen Wagen und Menschen; nicht zu überfahren, selbst im vollen Lauf; und nicht überfahren zu werden, auch ohne alle Aufmerksamkeit.

Von Sekunde zu Sekunde wird der Abstand zwischen Wagen und Wagen kleiner. Schon mischen sich einzelne Equipagen der Vornehmeren in den oft unterbrochenen Zug. Die Wagen fliegen nicht mehr, bis endlich fünf bis sechs Stunden vor Nacht die einzelnen Pferde- und Kutschenatome sich zu einer kompakten Reihe verdichten, die, sich selber hemmend und durch Zufahrende aus allen Quergassen gehemmt, das alte Sprichwort: „Besser schlecht gefahren, als zu Fuß gegangen", offenbar zu Schanden macht. Begafft, bedauert, bespottet, sitzen die geputzten Damen in den scheinbar stillestehenden Kutschen. Des immerwährenden Anhaltens ungewohnt, bäumt sich der Holsteiner Rappe, als wollte er seinen, durch den ihm vorgehenden Korbwagen gehemmten Weg über diesen hinaus nehmen, was auch die schreiende Weiber- und Kinderbevölkerung des Plebejerfuhrwerks offenbar zu befürchten scheint. Der schnell dahinschießende Fiaker, zum erstenmal seiner Natur ungetreu, berechnet ingrimmig den Verlust, auf einem Wege drei Stunden zubringen zu müssen, den er sonst in fünf Minuten durchflog. Zank, Geschrei, wechselseitige Ehrenangriffe der Kutscher, mitunter ein Peitschenhieb.

Endlich, wie denn in aller Welt jedes noch so hartnäckige Stehenbleiben doch nur ein unvermerktes Weiterrücken ist, erscheint auch diesem Status quo ein Hoffnungsstrahl. Die ersten Bäume des Augartens und der Brigittenau werden sichtbar.

Kirchtag in der Brigittenau

Land! Land! Land! Alle Leiden sind vergessen. Die zu Wagen Gekommenen steigen aus und mischen sich unter die Fußgänger, Töne entfernter Tanzmusik schallen herüber, vom Jubel der neu Ankommenden beantwortet. Und so fort und immer weiter, bis endlich der breite Hafen der Lust sich auftut und Wald und Wiese, Musik und Tanz, Wein und Schmaus, Schattenspiel und Seiltänzer, Erleuchtung und Feuerwerk sich zu einem Pays de cocagne, einem Eldorado, einem eigentlichen Schlaraffenlande vereinigen, das leider, oder glücklicherweise, wie man es nimmt, nur einen und den nächst darauffolgenden Tag dauert, denn alles verschwindet, wie der Traum einer Sommernacht und nur in der Erinnerung zurückbleibt, und allenfalls in der Hoffnung . . . Ich hatte mich den Fußgängern angeschlossen. Schon waren die Hauptschwierigkeiten der Wanderung überwunden, und ich befand mich bereits am Ende des Augartens, die ersehnte Brigittenau hart vor mir liegend. Hier ist nun

noch ein, wenngleich der letzte Kampf zu bestehen. Ein schmaler Damm, zwischen undurchdringlichen Befriedungen hindurchlaufend, bildet die einzige Verbindung der beiden Luftorte, deren gemeinschaftliche Grenze ein in der Mitte befindliches hölzernes Gittertor bezeichnet. An gewöhnlichen Tagen und für gewöhnliche Spaziergänger bietet dieser Verbindungsweg überflüssigen Raum; am Kirchweihfest aber würde seine Breite, auch vierfach genommen, noch immer zu schmal sein für die endlose Menge, die, heftig nachdrängend und von Rückkehrenden in entgegengesetzter Linie durchkreuzt, und durch die allseitige Gutmütigkeit der Lustwandelnden sich am Ende doch leidlich zurechtfindet.

Ich hatte mich dem Zuge der Menge hingegeben und befand mich in der Mitte des Dammes, bereits auf klassischem Boden, nur leider zu stets erneutem Stillstehen, Ausbeugen und Abwarten genötigt. Da war denn Zeit genug, das seitwärts am Wege Befindliche zu betrachten. Damit es nämlich der genußlechzenden Menge nicht an einem Vorgeschmack der zu erwartenden Seligkeit mangle, hatten sich links am Abhang der erhöhten Dammstraße einzelne Musiker aufgestellt, die wahrscheinlich, die große Konkurrenz scheuend, hier an den Propyläen die Erstlinge der noch unabgenützten Freigebigkeit einernten wollten. Eine Harfenspielerin mit widerlich starrenden Augen. Ein alter invalider Stelzfuß, der auf einem entsetzlichen, offenbar von ihm selbst verfertigten Instrumente, halb Hackbrett und halb Drehorgel, die Schmerzen seiner Verwundung dem allgemeinen Mitleid auf eine analoge Weise empfindbar machen wollte. Ein lahmer, verwachsener Knabe, er und seine Violine einen einzigen, ununterscheidbaren Knäuel bildend. Endlich — und er zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich — ein alter, leicht siebzigjähriger Mann in einem fadenscheinigen, aber nicht unreinlichen Moltonüberrock mit lächelnder, sich selbst Beifall gebender Miene. Barhäuptig

und kahlköpfig ſtand er da, nach Art dieſer Leute, den Hut als Sammelbüchſe vor ſich auf dem Boden, und ſo bearbeitete er eine alte vielzerſprungene Violine."

Es beginnt die Leidensgeſchichte des armen Spielmannes, vom Dichter erzählt . . .

Dieſer Brigitta-Kirtag und deſſen Nachfeier gaben für die Beſprechung der Zeitereigniſſe dem amüſanten Patron, der ſich Eipeldauer nennt, Stoff für Betrachtungen.

1807 iſt es noch toller als in den Vorjahren zugegangen: „Wem der Sunntag noch ein Paar Groſchen übrig laſſen hat, der hat gſchaut, daß er ſ' Montag los worden iſt. Sonſt ſind d' Einwohner von der Roßau nur auf klein Schiffeln in d' Brigitherau hinüber gfahrn; aber dasmal habn d' großen Kehlhammer (Kehlheimer), die uns 's Holz auf Wien führn, herhalten müſſen, und da hats ein jeds am erſten in Schiff ſeyn wolln; und da ſind freylich Holzſtöck gnug mit übergführt worden. Faſt alle Weibsbilder habn ſich 's Futter in Tücheln mittragn, beyn Männern aber habn d' Bierblutzer zum Rockſack außer guckt. Da iſt dann d' Freſſerey angangen. Da ſind ſ' im Gras herumg'ſeſſen, und da habn mehrere ganze Körb mit Schunken und Kalbſchlegeln, und Ganſeln und Weinflaſchen vor ſich ſtehn ghabt; aber, Herr Vetter, von unſern Beamten hab ich nicht ein einzigen drunter gſehn: denen muß alſo 's Brod ein Bißl ſchmäler zugſchnitten ſeyn, als den Handwerksleuten. Unſre ſogenannte elegante Welt hat ſich auch haufenweis dort eingfunden, und da habn ſich ihre Wagn aufn Weg ſo z'ſamm gſchoppt ghabt, daß d' ausgſtellten Wachten nur mit Müh ein Bißl ein Ordnung herſtelln konnten. Aber aufn Platz, wo der Kirtag gweſt iſt, war d' ſchöne Welt mit der Lerchenfelder-, Roßauer- und Spitlberger Nobleß ſo untereinander gmiſcht, daß man ſ' gar nicht auseinander hat klaubn können. Gegn Abend iſt endlich ein kleiner Regn eingfalln und der hat den Kirtagvögeln ein Bißl Angſten eingjagt. Da habn ein Menge

ſtattn Parplü d' Röck übern Kopf gnommen, und habn gſchaut, daß ſ' ihre Zeiſelwagen finden.

Herr Vetter, der Brigithenkirtag hat bey vielen ein trauriges Notabeni zruckglaſſen. Unſre Herrn Doctor habn jetzt ein Menge Viſitten z' machen, und das bſonders bey unſern eleganten Schönheiten, die bis Mitternacht mit ihrn Spinnenwebngwandl in der thaunaſſen Au bliebn ſind.

Aber auch von den gman Leuten klagn jetzt viele über dem Kirtag. Da hab ich mir bey ein Tiſchler ein Kaſtl bſtellt ghabt, wie ich aber die Täg hinkommen bin, ſo hat er zu mir gſagt: „Verzeihn S' mir 's, daß Ihr Kaſtl noch nicht firtig iſt; aber d' Schuld liegt nicht an mir. Meine Gſelln habn den Kirtagrauſch noch nicht ausgſchlafen, und fallenzen mir ſchon ein Paar Täg herum, und ich hab ſo viel Arbeit vor mir. Ich wollt alſo, daß den Brigittakirtag der Teufel holet. Schaun S' in dem Land, wo ich z' Haus bin, weiß man nur von Baurnkirtagen etwas, und das iſt Recht; denn der Baur, der 's ganze Jahr eine ſchwere Arbeit hat, und faſt kein Muſik z' hörn kriegt, muß ja endlich ein Paar Täg habn, wo er austobn kann. Aber z' Wien iſt ja faſt alle Tag Kirtag. Da giebts ja faſt täglich in allen Bierhäuſeln Sing- und Tanzmuſik. An Sunntägn ſind ſo viel Tanzboden offen, und hernach habn wir ſo viel Garten, und den großen Prater, wo ſich jeder unterhalten und luſtig machen kann. Wenn ich alſo nur ein Bißl was z' befehln hätt, ſo machet ich mit allen Kirtägen ein Kiraus."

Da hab ich lachen müſſen, und hab gſagt: „Mein lieber Herr Maſter, d' Wiener ließen ſich ehnder todtſchlagn, eh ſie ſich den Brigitherkirtag abbringen ließen." Drauf hab ich ihm recht ſchön mein Kaſtl empfohlen; aber ich hab 's noch nicht: es mus alſo ſeit der Zeit wieder wo ein andrer Kirtag gweſt ſeyn."

Im 5. Brief (Jahrgang 1812) ſchreibt der Eipeldauer neuerlich über den Brigitta-Kirtag: „Gar viel Bſonders kann ich dem Herrn Vettern von dieſem Volksfeſt nicht erzähln; denn es

ist alle Jahr fast 's nämliche Bildl: ein wilder Schwarm von Menschen, ein ausglassene Lustigkeit, und 's Finale ist fast immer ein kleins Räuscherl, wo aber d' Weiber mehr als d' Männer d' Hauptrolln dabey spieln. Ein einzigs Bandl von Tyrolern hab ich gsehn, und das hat mir gfalln. Die habn seitwärts auf ein Grasboden mit ihren Tyrolerinnen in kurzen Gwandl ein Nationaltanz aufgführt, und da soll 's mich nur wundern, wenn wir den Tyrolertanz nicht bald aufn Theater z' sehn kriegn. Von Luxusbrod ist dasmal fast ein Überschwemmung in der Brigitherau gwest. Man hat nicht zehn Schritt gehn können, ohne auf ein Kipfelstandl z' stoßen. Noch muß ich den Herrn Vettern ein Stückl erzähln, das auch mit zu dem Kirtag ghört; dann mag sich aber der Brigithakirtag schlafen legn. Da hat ein braver Bürgersmann, der aber ledig ist, ein weiblichen Dienstbothen ghabt, der ihm d' Kuchel und 's ganze Hauswesen versehen hat und auf die hat er immer den größten Kredit gsetzt. Die Täg kommt er aber unvermuthet in d' Speiß hinein, und da sieht er ein Maschin von ein Gugelhupf auf einer Schüssel stehn. Über das Thier hat er große Augen gmacht; denn wenn auf sein Tisch ein Gugelhupf kommen ist, so war er nie größer, als der Kopf von ein Kinderhut. Wie also d' Wirtschafterin von Mark ham kommen ist, so hat er 's Gugelhupf-Examen vorgenommen, und da hat also die Delinquentin eingstanden, daß s' von einer Kompanie aufn Brigitherkirtag eingladen worden ist, und daß s' nicht mit leeren Händen hat kommen wolln. Auf die Aussag hat aber der Bürgersmann ein kurzen Prozeß gmacht; denn weil s' ohne Erlaubnis 's Mehl und d' Eyr und den Butter zu den Riesenguglhupf aus sein Beutel gnommen hat, so hat er s' ausn Dienst than. Aber wer weiß, Herr Vetter, ob nicht noch mehr solche unter der Hand fabrizierte Gugelhupf in d' Brigitherau hinab spazirt sind, und da könnt wohl auch mannichs gestohlene Flascherl Wein mit in der Kompanie gwest seyn."

Die Zahl der Besucher des „Kirtages" schätzt ein Zeitgenosse („Eine Woche in Wien") auf über 40.000. Die Meisten saßen am Rande der ausgedehnten Au und entnahmen immer neue Leckerbissen dem mitgebrachten Proviante, genossen Backhändel, leerten die mitgebrachten Weinflaschen, oder blieben hier oder dort bei den im Freien angeschlagenen Fässern stehen, aus denen Wein, Bier und Met verzapft wurde, und tanzten um die Drehorgel oder bei irgend einem, unter dem Schatten der Bäume stehenden Musikanten. Vor den Schaubuden staute sich die frohbewegte Menge, der Wurstl agierte dort, Taschenspieler, Zwerglein ließen sich sehen, Affen- und Hundekomödien wurden aufgeführt. Dort produzierte sich ein gelehriger Vogel und feuerte zum Schluß eine Miniaturkanone ab, Menagerie, Zirkus, Panorama, Feuerwerk, Produktionen gymnastischer Künste — fast nichts fehlte. Eine schier unabsehbare Überfülle von Tanzböden und Wirtshäusern, kein Zweifel; sein Geld mochte man los werden. Zu all dem kam 1834, wie Bermann berichtet, ein Grandetablissement, ein Universalunterhaltungsort, das „Colosseum". Man bezahlte zehn Kreuzer (am Nobeldonnerstag 15 Kreuzer, wobei der Tanz erkauft war) und konnte sich einen halben Tag an den 44 Belustigungen erfreuen, Schaukeln und russischen Schleudern, Kreisfahrbahn, englischem Karussel, Kegelbahn, Vogelschießen und Ringwerfen, Wilhelm-Tell-Schießen mit der Armbrust, Einsiedelei mit dem Orakel, Mignon-Menagerie, Scherzspiel, Schiffahrt auf dem Teiche, Baumsteiger, Kunstreiter, Marionettentheater. Ein besonderer Anziehungspunkt war der künstliche Riesenelephant, zu dessen Herstellung zwei Doppelfuhren Holz, 450 Ellen Leinwand, 2 Zentner Pappendeckel, 109 Ellen Perkal, 4 Eimer Farbe u. s. w. verwendet worden waren, ferner das Riesenfaß, das für fast 5000 Eimer gereicht hätte, in dessen Inneres ein vornehm ausgestatteter Tanzsalon eingebaut war. 1840 wurde das Kolosseum gar durch die „Bri-

gittenauer Eisenbahn" mit der Augartenstraße verbunden. Pferde zogen die Wagen anderthalb Kilometer weit, der Fahrpreis betrug sechs Kreuzer Konventionsmünze, der Andrang zu dieser ganz neuartigen Unterhaltung war sehr stark, zu jeder Viertelstunde rollte ein vollbesetzter Train hin und zurück. Das Colosseum tat ein übriges für die Reklame. Ein Eintrittsabonnement gewährleistete von nun an freie Hin- und Rückfahrt, Zutritt zu sämtlichen Vergnügen, das Billardspiel inbegriffen. An Sonntagen besorgte die Kapelle des k. k. Pionierkorps die Tafelmusik, eine Tanzmusik war engagiert und dann kam noch das schön adjustierte Hausorchester hinzu, das im Garten konzertierte. Doch nach zwei Jahren schloß der Eigentümer sein Lokal, und zugleich wurde die Bahnfahrt eingestellt.

Der „Brigitta-Kirtag", dieses urechte Wiener Volksfest mit traditionell zweitägigem Kampieren unter freiem Himmel, dieses Festlager der Wiener in der Brigittenau mit ununterbrochenem Tanzen, Lachen, Schauen, Schwelgen, Schmausen, Trinken, dieses harmlose Austoben der Lebenslust wurde Jahrzehnte hindurch bis 1848 gefeiert. Am 9. Juli jenes Jahres hat die Landesregierung den Innungen der bürgerlichen Lebzelter, Wein- und Bierwirte ihren Beschluß eröffnet, daß in diesem Jahre der Kirchtag „mit Rücksicht auf den Ausnahmszustand" nicht stattfinden könne.

Straßenszene

Ausflüge

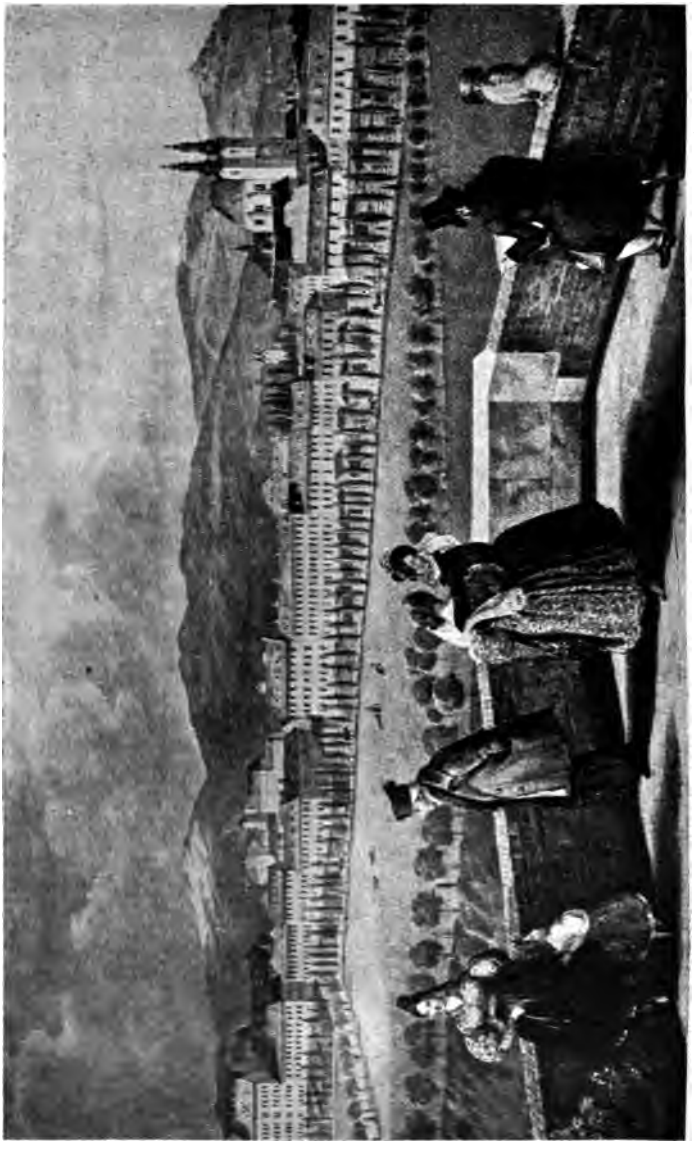
Biedermeierfahrten in die Dörfer und Berge

I.

Die ersten Segler auf der Donau. — „Mondscheinnächte.“ — Delikatessen bei der „Rose“ in Nußdorf. — An der k. k. Waldmaut vorbei nach Klosterneuburg. — Der Herzogshut im Stifte

Auf dem Glacis sind von jedem der Stadttore aus Straßenanlagen in gerader Linie zur gegenüberliegenden Vorstadt gezogen. Es rollen die Wagen durch die Währinger Straße längs des Alserbaches über das Territorium der Nonnen vom Kloster zur Himmelpforte, die in der Inneren Stadt um ewige Güter beten, hier heraußen aber ihren stattlichen Anteil an weltlichem, irdischen Besitze haben. Bei der Nußdorfer Linie enden Wall und Graben. Die Fortsetzung der Straße in nördlicher Richtung gibt zu berechtigten Klagen des in diesem Belange gewiß nicht anspruchsvollen Wieners Anlaß. Sie entbehrt des Grundbaues, teilweise sogar der Abzuggräben und ist stark ausgefahren oder mit Kieselbelag ausgeschottert, daß sich die Meister vom ehrsamen Schuhmacherhandwerk freuen möchten, wenn die Fußgänger sie benützten. Doch die meiden den Staub der vielbenützten Verkehrswege und schlagen vom Schottentor aus gegen die Donau zu gezählt die dritte Allee ein, andere ziehen durch die Dreimohrengasse beim Liechtensteinschen Garten vorbei über das Thurybrückel und durch den Hof eines Wirtshauses, das schon mehr als einladend — den Weg sperrt.

Kurzweilig ist die Wanderung am Donauufer. Auf den Anlegeplätzen ein buntbewegtes, lebhaft pulsierendes Leben, ein Gehen und Kommen an den Ufern, den ganzen lieben Tag. Auf dem Rücken des Stromes gleiten farbig bewimpelte Schiffe



Ausblick von der Schottenbastei auf die Roßau und den Alsergrund

und Flösse langsam wie ein behäbiger Gewerbsmann des Sonntags. Ein Stückchen stromaufwärts von der Augartenbrücke werden die Kälber ausgeschifft, die vom Lande ob der Enns herabgeschwommen sind. Die Holzmagazine erstrecken sich weithin bis in die Gegend von Döbling. Eine ganze Anzahl netter, in Gärten eingebetteter Häuschen der Holzaufseher und -verkäufer, der sogenannten „Holzversilberer", bringt Abwechslung in die Szenerie. Jenseits des Alserbaches, bei dessen Mündung eine Überfuhr pendelt, werden Kehlheimer Platten — mit deren Handel bekanntlich der Kremser Schmidt ein ansehnliches Nebeneinkommen sich zu erwerben verstand — und andere Steine aus den schwer beladenen, fast untersinkenden Fahrzeugen geholt. Hier ist auch der Landungsplatz für die Porzellanerde, die man in der nahen Porzellanfabrik benötigt. Drüben in der dicht bewaldeten Brigittenau exerzieren einige Dutzend Soldaten und üben zum abertausendsten Male den steifen Paradeschritt.

In der Tat! Zerstreuung genug für den Wiener Spaziergänger. Der Genuß der Ausflügler steigert sich im vielbesuchten „Kaffeehaus" am Ziel der Wanderung, einem hübschen einstöckigen Gebäude, von dessen Balkon aus sich der Strom in seiner imposanten Breite zeigt, bevor er sich nächst Wien verästelt und, immer wieder das Bett wechselnd, mehrere Arme bildet. Dort stehen enge beieinander die 26 Joche der großen Brücke, eines Sorgenkindes der Stadt. Auf jener Sandbank ist wieder einmal ein Kehlheimer aufgefahren . . . Und dann die Segler!

Wenige Jahre vor den ersten Fahrten der Dampfschiffe (anfangs der Dreißigerjahre) bejubelt man in Nußdorf einen Kahn, der, von voll aufgeblasenem Segel getrieben, flußaufwärts aus dem Wiener Kanal steuert. Die Neuerung ward das Stadtgespräch, für die manche Männer des Fortschrittes sich eifrigst einsetzten. Der Verfasser der „Wiener Umgebungen

auf Zwanzig Stunden im Umkreiſe", 1835, trat dafür ein und gab auch eine kleine Chronik des Segelſportes in Wien: „Ein Offizier der Wiener Garniſon hatte im letzten italieniſchen Feldzuge Gelegenheit, im lombardiſchen Seegebiete ſich einige Kenntniſſe der Segelſchiffahrt aneignen zu können und in Wien kam er — o hört! — auf den Gedanken, das dort geübte Segeln verſuchsweiſe anzuwenden. Es fanden ſich Teilnehmer der „originellen Unterhaltung" und bald war ein leichtes Segelboot ausgerüſtet. Die Sache wurde nun methodiſch betrieben, und jedes Jahr zählte die Donau ein Segel mehr. Im vorigen Sommer waren bereits zehn Segelboote um Wien in Tätigkeit, und es ſcheint, als ob die Sache immer mehr Teilnahme gewänne. Fahrten nach Greifenſtein, Tulln u. ſ. w. wurden unternommen, und es muß bemerkt werden, daß eines dieſer Boote mit günſtigem Winde bis Komorn ſegelte. Der Wiener hörte übrigens immer ſoviel über die Unſicherheit und Gefährlichkeit der Donaureiſe, daß es nicht zu wundern iſt, wenn er keinen Geſchmack an Donaureiſen findet . . ." Mit der in dieſer Skizze gerühmten „Staffage am Stromufer" war das Kaffeehaus am Strande den anderen gaſtlichen Stätten in Nußdorf weit überlegen. Der betriebſame Kaffeeſieder kennt ſeine genußfrohen Wiener: Er veranſtaltet als Programmerweiterung „Mondſcheinnächte", die ſich großer Beliebtheit erfreuen. Doch der Wirt von der „Goldenen Roſe" gegenüber läßt ſich nicht ſo

leicht an die Wand drücken. Er präsentiert den Phäaken allerlei Delikatessen, Solokrebse und Fische, die von den Gästen aus den „eleganten Fischbehältern" im ersten Stockwerke herausgeholt werden können. Das macht besonderen Spaß. Auch einige andere Gastwirte in Nußdorf warten mit gut zubereiteten Donaubewohnern auf. Von der „Goldenen Rose" schreibt ein Einsender der Bäuerleschen Zeitung 1829. „Ein Freund von guten Gasthöfen auf dem Lande" nennt er sich, rühmt die herrliche Lage des Hauses, die beiden großen Balkone mit der Aussicht auf die Donau, den schönen Garten, die gute Küche, die Einrichtung, sich alle Gattungen von Fischen und schmackhafte Krebse aus dem neu erbauten Fischkalter wählen, ja selbst fangen zu können, die billige Bedienung, kurz alles. Auch Weidmann lobt die Spezialitäten der beiden Vergnügungslokale, die Vollmondnächte und die leckeren Fische und Solokrebse, ohne die bescheiden gemütlichen Gasthöfe zu vergessen, in denen sich die Einheimischen zusammenfinden und an den Theateraufführungen irgend einer wandernden Schmiere ergötzen. Das Nußdorf der Dreißigerjahre entkleidet sich schon des ländlichen Charakters. Eine Seidenfärberei steht im Betrieb, eine k. k. Salmiakfabrik ist da, und dann gar die große Färberei des Herrn Hackhofer. Die beschäftigt ein paar Hundert rührige Menschen, und obendrein schafft eine ausgezeichnete Dampfmaschine englischer Herkunft für so und soviele Arbeitshände den Ersatz.

Mit dem Steigen des Donauhandels erhöht sich die Bedeutung des Landungsplatzes, den alle, aus dem Oberlande herabschwimmenden Schiffe aufsuchen. Da nun schon Dampfer den Fluß befahren, verfällt die Gemeinde in Großmannssucht und nennt sich hochfahrend den „Hafen von Wien".

Wenige Schritte stromaufwärts, an der „k. k. Waldmaut" vorüber, gegen Klosterneuburg zu, herrscht völlig unberührte, ruhige Landschaft, atmet alles Natur. „Je näher man gegen

Stift Klosterneuburg um das Jahr 1830

Klosterneuburg kommt, dessen Stiftsgebäude mit den kolossalen Kuppeln uns schon lange entgegenschimmert (die hochragenden Türme sind ein Werk des Gotikers und Schöpfers des Wiener Rathauses, Friedrich von Schmidt; damals waren die Türme wenig über das Kupferdach ausgebaut, zwiebelbekrönt und pyramidenförmig abgeschlossen. Anmerkung) genießt man den Anblick der sogenannten großen Donau, deren Ansicht durch die, dem Ufer näher gelegenen Auen etwas verdeckt wird. Zur Linken des Weges ziehen sich Hügel mit Gestrüpp, Rebenland, ein paar kleinere Steinbrüche und Hütten hin. So gelangt man an eine herrliche, uralte Lindenallee. Zur Rechten des Weges zeigt sich, von buschigen Auen bekränzt, eine herrliche Wiese mit der Staffage munterer, weidender Herden. Die Gegend gewinnt hier einen ganz eigenartigen Reiz und fast südlichen Charakter. Ringsum ist alles Blüte, Blume und Fruchtbarkeit. Im Westen schimmern zwischen den hochbewaldeten Auen, über den blitzenden Strom die rebenbekränzten Hügel des Bisamberges herüber, und die gesegneten Fluren seiner Umgebung. Im Osten lachende Reben- und Obsthügel, und links der Eingang in das schöne Weidlinger Tal, wo es der Natur gefiel, die Campagnien Österreichs zu schaffen. Feierlich werfen die uralten Linden ihre wohltätigen Schatten auf die reiche Flur und hauchen ihren Balsamduft in den Äther. Hellzwitschernd wiegen sich die befiederten Sänger in den reichen Laubdächern und schöne Schmetterlinge umgaukeln die Blütenkelche." So schrieb Weidmann, so schrieb man damals, war in die Heimat verliebt, fand sie am allerschönsten, sang ihr Lob in den höchsten Tönen und verschwieg behutsam, was zu berechtigtem Tadel vielleicht Anlaß geboten hätte.

In der anmutigen Szenerie der Donaulandschaft um Klosterneuburg gestaltet sich besonders eindrucksvoll jene feierlich prunkende Überführung des österreichischen Erzherzogshutes aus dem Stift in die Wiener Hofburg, des roten

Samthutes, den eine mit Perlen und Edelgestein reich gezierte goldene Krone umgibt, unten mit Hermelin verbrämt. Jeweilig zur Erbhuldigung oder beim Empfange der Reichslehen bediente sich der älteste Erzherzog des Kleinodes. 1835, als die Stände Ferdinand dem Gütigen huldigten, hat man den Erzherzogshut zum letzten Mal in einer Sänfte, unter Entfaltung des höchsten Pompes in feierlichem Zeremoniell nach Wien gebracht, an Tausenden vorbei, die sich dieses Schauspiel nicht entgehen ließen.

II.

Die warmen Quellen von Heiligenstadt. — Beim Heurigen in Grinzing. — Eselritt und „Affen ausnehmen" am „Kaltenberg"

Nußdorf und Heiligenstadt bilden beinahe einen Ort, berühren sich fast. Unmittelbar neben der Nußdorfer Kirche führt ein enges Gäßchen mit dem gruseligen Namen „Totengasse" in die breitere Fahrstraße, am Friedhofe vorbei, auf den Heiligenstädter Platz. Der Ort ist außerordentlich volkstümlich in ganz Wien. Die Historiker erzählen viel vom römischen Wien, von der heiligen Stadt, von Faviana als der Wohnstätte des Norikerapostels Sankt Severin, und der Inhaber des neuen Badehauses nützt die geschichtlichen Erörterungen aus, deutet an, daß die Wunderheilungen des Gottesmannes in einem gewissen Zusammenhange mit den warmen Quellen von Heiligenstadt stünden. Nächst der Jakobskirche trägt ein Wegweiser die Aufschrift in deutscher und griechischer Sprache. Eine der vielen Spielereien im Geiste der Zeit. Einem mehrseitigen Artikel von Gaheis in dessen „Wanderungen" (1807) ist alles Wissenswerte über dieses Warmbad zu entnehmen, auch das kuriose ärztliche Gutachten aus dem Jahre 1791 und eine Beschreibung der Badeeinrichtung: Die Wannen sind zur Bequemlichkeit der Badenden in die Tiefe hinabgesenkt, das Wasser wird aus der Quelle in dem 104 Eimer fassenden Bottich ge-

schöpft, fließt dann durch Röhren in die Bäder. Daneben wärmt ein kupferner Kessel das Naß. Das siedende Wasser macht einen über zwei Schuh hohen Schaum, mit dessen körnichtem Bodensatz man Gold, Silber, Messing u. s. w. putzen kann. Das Bad wird auch in kleinen Tonnen verführt. Herrschaften lassen es sich auf ihre Landsitze, begüterte Wiener in ihre Sommerwohnungen bis Döbling, Grinzing, Nußdorf bringen. Es wurden schon mehrmals an einem Tage über 300 Bäder verbraucht.

Grinzing ist die „Unterwegsstation" der zahlreichen Besucher des Kobenzl, Kahlenberg oder einer der anderen waldigen Bergerhebungen. Die Großzahl der ihre vielgeliebte Rekreation Suchenden kommt gewiß nicht aus touristischer Liebhaberei nach Grinzing. Man lugt von weitem nach der wohlbekannten Stange mit dem grünen Kranze, die weinseligen Zechbrüder hegen einen frommen Gedanken und freuen sich des Ortes, wo der Herrgott seinen Arm herausstreckt und Sankt Urban ein milder Hauspatron ist. Im Garten der einfachen Hauersleute eine Flasche guten Rebensaftes in Gemütlichkeit zu trinken, dazu gut und reichlich zu essen und den Klängen der Musik zu lauschen, ist köstlicher Lebensgenuß und harmloses Vergnügen für das frohe Völkchen aus der engen Stadt. Nur wenige sind mit Schmidl einverstanden, der zu schreiben wagt: „Grinzing ist für die unteren Volksklassen ein sehr wichtiger Ort in Betreff des berüchtigten Heurigen." Eine Merkwürdigkeit der kleinen Winzergemeinde ist die prächtig angelegte Rebenschule des Hofrates von Görög, eine Obst- und Weinbauanstalt ersten Ranges. Der weitgereiste Hofrat pflanzte Sorten und Arten aus aller Welt und widerlegte manches dumme Vorurteil der heimischen Hauer. Edle Obstsorten aus Frankreich und Italien, Florentiner Kirschen und Pflaumen aus Smyrna, der Ausbruch aus Trockenbeeren, das waren die vorzüglichsten Erzeugnisse dieses genialen Mannes. Ein reicher,

Grinzing

in Grinzing wohlbegüterter Wiener Bürger, dem auch der alte Gasthof zur „Guten Weintraube“ am Eingange des Ortes gehörte, übernahm Ende der Dreißigerjahre den hofrätlichen Besitz, legte ein stattliches Etablissement an. Feilers Besitz am Anfange der Kahlenberger Straße hatte ein Badegebäude in Hufeisenform, mit Speise- und Tanzsälen, schönen Wandmalereien, hübschen Spiegelverzierungen, glatten Parketten. „Es ist überhaupt ausgezeichnete Cofferie hier zu sehen“, sagt ein Lobredner. Feiler hält stets gesattelte Esel zur Bergtour bereit, der Mann tut wirklich alles, was man von ihm verlangen kann. Einige Zeit hat man über die Eselkavalkaden allerlei Witze losgelassen, die Benützung der Grautiere mit Satire und Ironie bedacht. Doch viele Leute sagten sich weiterhin: Lieber schlecht reiten als bergsteigen! und das Bergsteigen ist nicht jedermanns Sache. Mieteten ein Langohr zum Preise von zwanzig Kreuzern. (Leopold Blasel, der Nestor der Wiener Schauspieler, erzählte 1919 im „Extrablatt“, Osternummer, er sei in seinen jungen Tagen „natürlich mit dem Esel auf den Kaltenberg geritten“. Anmerkung.)

Das Kasino auf dem Kahlenberge wird an allen Sonn- und

Feiertagen ſtark beſucht. Am Georgstage begeht man in der luftigen Höhe das Kirchweihfeſt und am Tage des ritterlichen Patrones heißt es in Wien: „Man müſſe hinauf, müſſe auf den Kahlenberg, die Affen auszunehmen“. Die Ausflügler finden, wie ein Zeitgenoſſe ſchreibt, allerlei Kurzweil, betrachten das Panorama, das ziemlich zahlreiche Hoch-, Damm- und Rehwild des vom Fürſten Liechtenſtein angelegten Tiergartens, die hundert Schafe, die in Joſefsdorf gezüchtet werden, ſtatten der Kirche der ehemaligen Kamaldolenſer Eremie einen Beſuch ab. Man läßt ſich von der Hiſtorie der ſtrengen Mönche erzählen, deren Kloſter Joſef II. aufgehoben hatte. Im Gotteshauſe zum Heiligen Joſef, das dem Orte den Namen gegeben hatte, birgt eine Gruft die mumifizierten Leichen der Brüder von Camaldoli. Dort wohnt das Grauen. Der ehemalige Gaſttrakt des erloſchenen Kloſters iſt in ein Kaſino gewandelt, in deſſen kleinem Anbau Mozarts Andenken in Ehren gehalten wird. Hier hat der deutſche Meiſter an ſeiner „Zauberflöte“ geſchaffen, die der deutſchen Tonkunſt endlich den vollen Triumph beſcherte.

III.

Die kleinen Prater am Kobenzl. — Das Belvedere auf dem Hermannskogel

Wald und Haus am Krapfenwaldl gehören einem Grinzinger Hauer. Die vielen Tiſche der Gaſtwirtſchaft ſind gut beſetzt, ein frohgemutes Völklein vergnügt ſich beſcheiden mit den Schaukeln und benützt die hölzerne Halle der „Krapfenhütte“, die hauptſächlich zum Schutze gegen plötzlich hereinbrechende Unwetter dienen ſollte, als Tanzlokal. Der Wirt am Kobenzl hat vorgeſorgt: Karuſſels, Taſchenſpieler, Steigbäume ſind da, nach Einbruch der Dunkelheit wird ein Feuerwerk abgebrannt. Doch es ergeht ihm ähnlich, wie dem armen Stuwer; die Wettergötter ſind den Plänen des unter-

nehmungsluſtigen Mannes abhold. Der nunmehrige Eigentümer des Gutes Kobenzl hat den Beſitz aus den Händen der Grafen Kobenzl übernommen, das ehemalige Landhaus der Jeſuiten bedeutend vergrößern laſſen. Die zahlreichen Spielereien, Einſiedeleien, Holzſtöße mit verborgenen Kabinetten u. ſ. w., die Alxinger mit einigen Verſen bedacht hatte, ſind 1835 ſchon verſchwunden. Man beſieht ſich den Teich, deſſen Spiegelfläche und nimmt die Mitteilung erſtaunt auf, daß die Waſſeroberfläche in gleicher Höhe mit der Spitze des Stephansturmes liege, guckt durch lange Fernrohre hinunter auf die Equipagen, die im Prater dahinrollen, und wandert weiter, wo lärmendes Kegelſchieben und Schaukeln locken, ein zweiter, kleinerer Prater wartet.

Vom Kobenzl und Himmel, den Vorhügeln, auf den Hermannskogel zu ſteigen, wird nicht ſehr empfohlen. Die Wege ſind nicht gut inſtandgehalten, ſo daß der Unkundige ſich verirren kann. Übrigens gewährt die Beſteigung des Hermannskogels nicht die erwartete umfaſſende Fernſicht. Der Wald iſt zu ſehr herangewachſen. Die gelegentlich der Verſammlung deutſcher Naturforſcher in Wien, 1832, dem Stifte Kloſterneuburg unterbreitete Bitte, den Gipfel lichten und das Gerüſt einer Ausſichtswarte errichten zu dürfen, iſt abſchlägig beſchieden worden. So heißt es denn warten, bis die

Eſelritt

Zeit der Schlägerung den hochragenden Wald fällt. Einen bescheidenen Ersatz hat man geschaffen, einen alten Eichenstamm zum „Belvedere" eingerichtet. In den Ästen wurde ein Bretterſitz verstaut, zu dem so etwas wie eine Leiter hinaufführt. Doch auch diese Aussicht ist bald überwachsen. Als die Steinpyramide mit der Aufschrift „Astron. Trigonom. Landesvermessung des k. k. Generalquart. Stab 1834" an der Stelle eines einfachen Kreuzes aufgestellt worden war, nützen die Naturfreunde die günstige Gelegenheit. Schon in den nächsten Jahren umgeben Privatleute diese Pyramide mit einem Gerüste, das über die Wipfel hinausragt und wundervolle Rundsicht gewährt.

IV.

Sommerfrische Döbling

In Oberdöbling, an der Ecke der Hofzeile, nimmt 1803 der Tonheros Ludwig van Beethoven Wohnung. Die Lokalchronik behauptete später, er hätte vom schwefelhältigen Döblinger Bad Besserung seiner Schwerhörigkeit erhofft. Beethoven kam gerade von den Thermen in Baden. Das erste Jahr, in dem sich Beethoven zu Döbling aufhält, ist für die Geschichte des Ortes das bedeutendste — jenes der Schöpfung der Eroica. (Josef Böck, „Ludwig van Beethovens Aufenthalt in Döbling", offizielle Denkschrift, deren Erträgnis zur Errichtung eines Gedenksteines an jenem Hause bestimmt war, in dem der Meister die „Eroica" komponiert hatte. Über Beethoven weiter die reichhaltige Literatur von Frimmel, Berta Koch u. s. w.) Der Meister wohnte in dieser Gegend: Döblinger Hauptstraße 92 (Oberdöbling 4), Grinzinger Straße 64 (Heiligenstadt), Kahlenberger Straße 25 (Nußdorf), Probusgasse 6 (Heiligenstadt), Pfarrplatz 2 (Heiligenstadt).

Die Siedlung auf den anmutigen Vorhügeln des Wiener Waldgebirges beherbergt auch andere große Geister. Im August 1811 trifft ein junger Dresdener in Wien ein. Theodor

Der Teich am Kobenzl

Talweg nach Unterdöbling

Körner, der nach väterlichem Wunsche hier seine Studien fortsetzen sollte. In den fünf Vierteljahren seines Wiener Aufenthaltes hat Theodor Körner ungemein viel an seinen Werken geschaffen, in Döbling besonders an „Zriny“ und am „Vetter von Bremen“. Im Sommer hat der Freiheitssänger in Döbling (Ecke Döblinger Hauptstraße und frühere Herrengasse) Quartier genommen, er ist damals mit dem benachbarten Beethoven wegen eines Operntextes in Verbindung gestanden, wie aus einem Briefe, vom 6. Juni 1812 aus „Döblingen“ datiert, hervorgeht. Ein lyrisches Gedicht „Döblingen“, in tiefgefühlter Liebe dem Burgtheatermitgliede Adamberger, seiner angebeteten „Toni“, gewidmet, wird zum Loblied des freundlichen Ortes:

Dort zieht die Donau ihre Wellenkreise,
An sanften Ufern silberhell vorbei,
Hier unten duften volle Blütensträuße,
Und Luft und Leben ist so frei.
Dort prangt die Burg auf stolzem Bergesrücken
Mit Frühlingsträumen schmückt die Wiese sich

Döbling

Und dort — dort! Ach! ich denk es mit Entzücken,
Dort Theure, athmest Du und denkst an mich.
Siehst Du den Stefan? Heilig schaut er nieder
Die Kuppel Karls erhebt den stolzen Dom
Da weiß ich Dich und meine kühnsten Lieder
Entzügeln sich wie ungestümer Strom."

Zwei Briefe Körners mit Döblinger Lokalkolorit seien angereiht: „Döbling am 6. Juni 1812. Ihr Lieben. Endlich ist es mit mir und dem „Zriny" zum Durchbruche gekommen. Am verwichenen Mittwoch habe ich angefangen, auszuarbeiten und bin jetzt im zweiten Aufzug. Wunderlicherweise sind mir die türkischen Szenen, vor welchen ich eine besondere Furcht hatte, besser gelungen, als die christlichen. Der Monolog von Soliman, gleich die zweite Szene, soll mir hoffentlich keine Schande machen. Ich arbeite alles im Garten, wo ich auch jetzt diesen Brief schreibe. Ein Kastanienwäldchen bereitet die nötige Kühlung um mich her, und die Guitarre, die hinter mir am

nächsten Baume hängt, beschäftigt mich in den Augenblicken, wenn ich ausruhe. Das Frühaufstehen hab ich endlich auch gelernt." U. s. f. Wenige Tage später schreibt der Dichter: „Döblingen, 13. Juni. Ihr Lieben! Die Nächte sind jetzt herrlich. Da hänge ich immer die Quitarre um und schweife in den nahen Ortschaften umher. Aber ich kann Wien und seinen Umgebungen die Satisfaktion nicht verweigern, daß es außer seinen Reizen, die sehr in die Augen stechen, auch noch Mücken (hier Gölsen) hat, die den anderen Teil des Körpers bedienen."

Fast alle in Wien weilenden Dichter, Schauspieler und Tonkünstler, viele Persönlichkeiten aus der Gelehrtenwelt sind in Döbling vorübergehend oder längere Zeit zu Gaste und finden Anregungen in Hülle. Grillparzers „Der Heilige am Wege" bezieht sich auf die Statue des Heiligen Erasmus in der Hirschengasse (jetzt Gabelung der Döblinger Haupt- und Billrothstraße. Anmerkung). Von Paris aus schreibt Grillparzer am 2. Mai 1836 (Glossy-Sauer: „Grillparzers Briefe und Tagebücher", I., 121) an Theodor von Karajan, er trachte nach England zu fahren, erst jetzt grassiere die Wut, den premier poéte de l'allemagne, wie er heiße, kennen zu lernen. „Wollten Sie sich ein wenig in Döbling umsehen, ob ein sonniges Zimmerchen mit Garten, allenfalls auch zwei, dem Beutel eines ausgebeuteten Reisenden zugänglich, sich noch leer fände." Auf der Fahrt nach Hause, trifft Grillparzer in München die niederschmetternde Botschaft: Sein Bruder Karl sei in Wien angekommen, und habe sich selbst des Mordes angeklagt. Tief erschüttert kommt Grillparzer in die Heimat und verfaßt eine ausführliche Verteidigungsschrift an das Wiener Kriminalgericht, das die Anklage auch auf Amtsveruntreuung und Defraudation ausgedehnt hatte. Er schildert die bewegten Schicksale des Bruders: 1809 war er assentiert, gefangen bis Chalons transportiert worden, entflohen, nach Wien heimgekehrt, hatte dann unter Andreas Hofer gekämpft,

ANTONIE ADAMBERGER

K. K. Hof-Schauspielerin.

wurde neuerlich gefangen, nach Korfu gebracht, schließlich in die französische Fremdenlegion gepreßt, und ist schwer nervenleidend zurückgekehrt. Grillparzer kann seinen an Geistesverwirrung erkrankten Bruder retten. Dann zieht er sich, fast menschenfeindlich, nach Döbling zurück.

Grillparzer nimmt Döbling in ein Gelegenheitsgedicht an die Gesangslehrerin Anna Fröhlich auf, die älteste der musikalischen Töchter des Fabriksbesitzers Mathias Fröhlich, der auf der Wieden nächst dem Freihaus seinen Betrieb hatte, die Schwester jener Käthe Fröhlich, der Grillparzer sein Herz schenkte. Dem Annentag 1821 galt das Gedicht:

Sieh! Thränen entfallen
Von Liebe verspritzt
Der Frömmsten von Allen
Die Döbling besitzt.

In den Erinnerungen an Beethoven (1844 bis 1845) schrieb Grillparzer, wie er bald nach 1805 seine Großmutter besuchte, die in Döbling auf dem Lande wohnte, in Nachbarschaft des Tonkünstlers.

V.

Im Zeiselwagen hinaus zum Finger und Zögernitz

Die zahlreichen hervorragenden Sommergäste in Döbling ziehen einen Schwarm von Verehrern und Freunden hinaus in den Poeten- und Künstlerwinkel. Die Zeiselwagen, die vor dem Schönbornschen Palais auf der Freiung harren, bringen immer wieder neuen Besuch in die Landhäuser, die aus dem erquickenden Grün ihre biedermeierische Silhouette hervorgucken lassen. Um zwölf Kreuzer fährt man die von Akazien beschattete Nußdorfer Straße hinaus und neben dem ernsten Literaten, dem jungen Musikus, der den Meister zu sprechen hofft, dem Patienten, der im Heiligenstädter Schwefelbad Linderung sucht, sitzt eine frohgelaunte Gesellschaft, die sich in

Zeiselwagen

erwartungsvoller, schon jetzt ausgelassener Stimmung, der Naturpracht im Ausflugsziel, noch mehr aber der Genüsse in den damaligen Jausenstationen freut, der süffigen Heurigenweine und der leckeren Backhendel mit grünem Salat. Und immer wieder klingt es aus dem Gespräche: „Beim Finger". Den Namen trägt der in ganz Wien bestbekannte Inhaber eines Vergnügungslokales, das durch seine Kaffee- und Gasthausräume, Tanz- und Billardsäle, bei der genußfrohen Welt in hohem Ansehen steht, gleich dem Dommayer, dem „Sperl" u. a. Professor W. A. Hammer, der die Döblinger Heimatskunde vorzüglich beherrscht, erzählt von dieser Spezialität („Döblinger Spaziergang", Neues Wiener Tagblatt", 4. Oktober 1919): „Der Finger, wie dieses ursprünglich ganz schlichte Wirtshaus im Volksmunde hieß, gewann noch mehr an Popularität und größerer Beliebtheit, als in seinen Räumen Lanner mit seiner Kapelle und später gar Strauß mit seinem Orchester von vierzehn Mann konzertierte. Strauß eroberte sich auch hier im Fasching 1826 mit seinem „Döblinger Reunionswalzer" die Wiener Herzen. Ende der Dreißigerjahre allerdings erstand dem „Finger" eine gefährliche Konkurrenz. Ein Wiener Bürger namens Zögernitz hatte im Lizitationswege den gräflich Wallisschen Grund, der übrigens früher kaiserlicher Besitz gewesen war, erworben und darauf ein Haus im Biedermeierstil erbauen lassen. Kaffee- und Gasthaus zugleich mit einem „reich dekorierten Saal", der sich für Bälle besonders eignete, war diese Vergnügungsstätte bald der Versammlungsort der besten Gesellschaft, aber auch der Boden für echte Wiener Gemütlichkeit. Lanner und Strauß gaben hier ihre Konzerte. Illuminationen und Feuerwerk dienten zur Verherrlichung der hier abgehaltenen Volksfeste."

VI.

Bei der Bettlerhochzeit in Penzing

Einer der zeitgenössischen Autoren, die in diesem Buch zu Worte kamen, Bäuerle, erzählt: „Beim Penzinger Bräuhaus gab es ein unerhörtes Gedränge. Hunderte von Menschen standen vor den Fenstern einer Gaststube und schauten hinein. Die Stube war sehr gut beleuchtet. Ein Luster und sechs Wandleuchter verbreiteten helles Licht; drei oder vier Musikanten machten einen Höllenlärm; in der Stube wurde getanzt, daß der Staub in Wolken aufflog.

Ist denn hier Kirchweih? fragte mein Vater.

Oh nein! — gab man ihm zur Antwort — dies hier ist eine Bettlerhochzeit; die Leute, welche hier essen, trinken, tanzen und jauchzen, sind lauter Bettelleute aus Wien. Ich kenne die meisten. Der Brautvater, welcher die Hochzeit aushält, ist der berüchtigte „Duckerl" von der steinernen Brücke. Oh, der kann seiner Tochter sehr gut ein paar tausend Gulden mitgeben, der macht prächtige Geschäfte. Sein Weib bettelt beim Burgtor. Diese Leute leben nicht nur sehr gut, sondern legen sich auch noch alle Jahre ein paar hundert Gulden zurück.

Sie erlauben sich einen Scherz, entgegnete mein Vater.

Zeiselkutscher

Mariahilfer Barrière, Mariahilfer Linie

Oh nein! Inner den Linien Wiens werden sich diese Leute freilich nicht ihrer zügellosen Freude hingeben, sie müßten befürchten, von vielen Leuten erkannt und dann sogar verhaftet zu werden, aber hier in Penzing oder drüben in Meidling und Neulerchenfeld da unterhalten sie sich häufig auf ähnliche Art. Hören Sie nur, wie ausgelassen lustig das Volk ist. Jetzt rufen sie auch noch einen Harfenisten herbei. Sobald der Tanz zu Ende ist, werden Lieder gesungen und da wird gejodelt und anderer Spuk getrieben, daß es eine Lust ist.

Sind die jungen Leute ebenfalls Bettler?

Nicht viel besser. Sie ist ein Geschöpf, das vom Durchsuchen des Kehrrichtes lebt; da findet sie denn manchmal etwas, das sie für die ganze Woche entschädigt, einen echten Stein, ein Geldstück, sogar silberne Kaffeelöffel sind schon in den Misthaufen gefunden worden.

Und der Bursche, ihr Bräutigam?

Dieser ist ein sogenannter Beinstierer (Beinsucher); er verlegt sich bloß auf das Auffinden von Knochen in der Nähe von Herrschafts- und Wirtshausküchen, die Knochen, die er

findet, siedet er aus und verkauft sie an Drechsler und Knöpfmacher. Dies wäre ganz ehrlich, aber —

Nun?

Wenn nämlich alle seine Kameraden so wären wie er, aber mit den anderen Burschen möchte ich nicht in ein Gedränge kommen, wenigstens sind einige darunter, welche ihre langen Finger sehr gewandt zu gebrauchen wissen. Jetzt hält die Musik Raststunde, berichtete der Fremde weiter, nun geben Sie einmal acht.

Die Tische wurden zusammengerückt und es wurde aufgetragen, daß sich diese Tische bogen. — Was hab ich gesagt? Es kommen ganze Berge von gebackenen Hühnern und dort sechs gebratene Gänse; in vollen Humpen wird Bier und Wein herumgegeben. Der Harfenist ist ein Improvisator, der wird auf jedes Mitglied der ehrsamen Bettlerzunft einen passenden Reim zum besten geben. Dieser Harfenist kennt sie alle. Sie lassen ihn überall hinkommen, wo sie sich eine Unterhaltung vergönnen. Er befindet sich wohl in dieser Kompagnie.

Sie scheinen diese Leute sehr gut zu kennen, mein Herr? fragte neuerlich mein Vater. Darf ich wissen, wer Sie sind?

Ich ziehe diesem Gesindel gerne nach. Ich halte mich mit

Der Postwagen

Vergnügen dort auf, wo ich es bei ſeinen Gelagen vermute, ich bin der Theaterdichter Schildbach von der Schikanedergeſellſchaft und habe ſoeben ein Stück unter der Feder, in welchem das Treiben der Bettelleute in Wien gegeißelt wird. (Bäuerle bemerkt hierzu: Schildbach ſchrieb wirklich ein Stück unter dem Titel: „Der Millionär", in welchem eine Epiſode das freche Betragen der Bettler in Wien ganz vortrefflich darſtellt. Dieſes Stück wurde gewiß an hundert Mal im Schikanederſchen Theater aufgeführt. Es gefiel ſehr und am meiſten gefielen die Szenen im Bettlerwirtshaus.)

Die Bettler reſpektierten gegenſeitig die eingenommenen Plätze. Duckerl wich nie von der ſteinernen Brücke, ſein Weib nie vom Burgtor, ſie beeinträchtigten keinen ihrer Kollegen durch freie Wahl eines anderen Platzes; wehe aber auch den andern, wenn dieſe ſich in der Nähe Duckerls oder ſeines Weibes einfinden wollen. Es gab in Wien vielerlei Bettler. Erſtens Bettler an öffentlichen Plätzen, Brücken, Stadttoren u. ſ. w.; zweitens Bettler an Kirchentüren und bei Begräbniſſen und am Allerſeelenfeſte auf Kirchhöfen; drittens Bettler in den Häuſern, die von Tür zu Tür gingen; viertens Bettler vor den Linien Wiens, auf den Poſt- und Landſtraßen. Dieſe waren beſonders frech. Auf dem Wege nach Baden traf man ſie als Krüppel mit Stelzfüßen und Krücken; mehrere gruben ſich einen Fuß in die Erde und ließen von dem Schenkel nur einen Stumpen ſehen, ſie hatten gewöhnlich kleine Buben bei ſich, welche neben den vorüberfahrenden Karoſſen einherlaufen und die Paſſagiere ſolange auf den Unglücklichen mit dem abgeſchoſſenen Fuße aufmerkſam machen mußten, bis dieſe in die Taſchen griffen. Verkleidet, entſtellt, als Krüppel maskiert, mit einem Arm, einem Auge u. ſ. w., waren alle.

VII.

Im Hütteldorfer Bräuhaus. — Der musikalische Gesellschaftswagen. — Die Parkanlagen der Fürstinnen Esterhazy und Paar

Dank seiner Lage an der sogenannten Reichspoststraße entwickelt sich Hütteldorf ununterbrochen. 1835 zählt der Ort 1200 Einwohner in 122 Häusern. Und in welchen Wohnhäusern! Fast durchwegs nett herausgeputzt, ansehnliche Gebäude aus der neueren Zeit, die älteren Baulichkeiten zum größten Teil modernisiert. Im auffallenden Gegensatze zu den benachbarten, ländlichen Gemeinden Hacking am rechten Ufer der Wien, Baumgarten und Breitensee herrscht in Hütteldorf überall Rührigkeit und Erwerbsfleiß.

Der Stolz der Erbgesessenen ist das Bräuhaus, das Hütteldorfer Bier, das schon vor hundert Jahren in einem eigenen Gedichte — Fremdling, merke es wohl! — besungen worden ist. Zahlreiche Tische hat man in dem geräumigen Garten aufgestellt, die bevorzugtesten Plätze sind jene unter der schattigen Linde.

An den septemberlichen Marientagen erfrischt sich im Hütteldorfer Brauhausgarten der brave Wallfahrer, wenn er zuvor in der Frauenkirche von Maria-Brunn auf den Knien gelegen ist. Zu einer ordentlichen Wallfahrt einen tüchtigen Schluck für den sündenbefreiten Erdenmenschen, gottlob, das hat die Kirche nicht verboten. Wenn es auch leicht sein könnte, daß der böse Geist mitten unter der frommen Gemeinde Platz genommen hätte. . . Aus dem Hütteldorfer Garten vertreibt ihn kein Weihwasser. Im Gegenteil, er mag sich der Wirkungen des Alkohols freuen, die ihm Vorspann leisten. Haben die Erdenkinder mit der Bußfahrt die lange Reihe der Sünden abgeschlossen, in Hütteldorf schon könnte die neue Serie beginnen.

An Sonntagen rollt beim Brauhaus ein Wagen nach dem

Hütteldorf

anderen vor. Zeiſelwagen, Fiaker, Equipagen. Und alle kehren vollbeladen zurück. Die Wagen und die Paſſagiere. Hat der Zeisler mehr aufgeladen als er ſollte? Auch an manchen Fahrgaſt mag man dieſe Frage richten. Immer wieder wird die Klage laut, daß den Beſuchern des Brauhauſes nicht genügend Fahrgelegenheit zur Heimkehr bereitgeſtellt ſei. Freilich mit ſo und ſo viel Halben im Magen will jedermann die lange Fußwanderung vermeiden. Während der Arbeitstage der Woche trifft man bloß eine Equipage mit Inſaſſen aus vornehmeren Kreiſen, welche die ziemlich beliebte Ausfahrt nach Hütteldorf unternehmen, oder etwa den Geſellſchaftswagen, den die ſtändigen Kunden faſt reſtlos beſetzt halten. Der Inhaber des Kaffeehauſes in der Mitte der langen Gaſſe, die ſich Hütteldorf nennt, läßt dieſen Geſellſchaftswagen verkehren. Ein ſpekulativer Kopf, dieſer Kaffeemenſch. So ſagen ſeine Nachbarn. Er läßt die Fahrt im Wagen durch ein Trompetenſpielwerk verkürzen, das im Wagen angebracht iſt. Man hat den

Hacking

fröhlichen, ewig-durstigen Postillon durch einen Spielautomaten ersetzt. Ganz Wien kennt den musikalischen Gesellschaftswagen. Das Spielwerk darf erst außerhalb der Linie erklingen. Jedenfalls wirbt es in geschickter Weise Besucher für Hütteldorf. Daß in dem kleinen Orte sich die vornehme Welt einfindet, ist übrigens nicht wenig den herrlichen Parkanlagen der Fürstinnen Esterhazy und Paar zuzuschreiben, die während der Abwesenheit der Besitzerinnen „jedem Gebildeten" offenstehen. Der Esterhazy-Park am Bach aufwärts gilt neben jenem auf dem Kobenzl als schönster im Gartenkranze rings um Wien. Eine Menge mannigfaltiger Spielereien ergötzt die Spaziergänger. Da gibt es eine Orangerie in einer künstlichen Ruine, dann ein mit Baumrinde überkleidetes Eichenhaus, auf der Anhöhe „das blaue Haus" mit entzückenden Fernblicken; dort der aufgelassene Steinbruch ist vorzüglich in eine malerische Felsenpartie umgewandelt. Leider haben die Franzosen in diesen Anlagen gewütet, viele Bäume gefällt, die Fischerhütte

und etliche Gartenhäuschen zerstört. Seither ist auch das köstliche Faß des Diogenes verschwunden; es hatte einen Sitz im Innern und konnte nach den verschiedenen Aussichten gedreht werden. Links am Rande des Dorfes zieht sich der Park der Fürsten Paar gegen die Wien hinab, scheint mit den Anlagen des kaiserlichen Tiergartens ein Ganzes zu bilden. Die Täuschung wird durch einen Durchschlag gefördert, den Kaiser Josef herstellen hatte lassen, um durch diesen Prospekt zur Verschönerung des Parkes beizutragen.

VIII.

Die Exerzierplätze vor den Basteien Wiens. — Truppenmanöver auf der Schmelz und Simmeringer Haide

Das Glacis, der freie Platz rings um die ehedem dräuenden und sturmbewährten Wiener Festungswälle, der etwa sechshundert Schritte in die Tiefe reichende Raum zwischen der Stadtmauer und den Vorstädten, der nicht verbaut werden durfte, solange Wien Festung war, träumt der kriegerischen Vergangenheit nach. Der grünende Gürtel rings um das Häusermeer der Residenz ist nicht mehr das freie Schußfeld, auf das bei Belagerungen die schweren Stücke der Artillerie ihre Kugeln spielen. Nun bedeutet das Glacis ein wertvolles Luftreservoir. Die Bürger der Stadt luftwandeln besonders gerne in der Kühle des Abendwindes durch die vielen Pappelreihen, die nach allen Richtungen sich hinziehenden Alleen.

Ein Teil der weiten Fläche zwischen Bastei und Josefstadt — nachmals entstand dort das Rathausviertel —, wahrt die Tradition und dient als Übungsplatz für die Garnison, gelegentlich auch als Örtlichkeit von Feldmesse und Parade. Das Exerzieren im Feuer, der lieben Schuljugend, den graubärtigen Veteranen und ausgedienten Offizieren stets ein fesselndes Schauspiel, darf nicht mehr auf dem Glacis vor sich gehen. Die

Proben für den Ernstfall, die Manöver, hält man weiter entfernt von den Basteien ab.

Nach einem Schmelzhause soll die Gegend ihren Namen haben, die sich zum Predigtstuhl hin erstreckt, auf dem Fürst Demeter Galitzin, russischer Botschafter am Wiener Hofe, in einem Lustgebäude, wenn auch weitaus nicht so schön wie der klassizistische Bau eines anderen russischen Diplomaten, das Rasumoffsky-Palais, seine Wohnung genommen hatte. Einer seiner Nachfolger auf dem Wienerwaldhügel war Fürst Montleart (1824) nach dessen außerordentlich wohltätiger Gattin Wilhelmine der Berg und das große Krankenhaus den Namen erhielten. (Karl Schneider, „Geschichte der Gemeinde Ottakring", S. 294.)

Das industrielle Objekt auf dem sandigen Hochplateau ist längst verschwunden, die Schmelz ist und bleibt die Stätte des Militärs. Aus zwei geräumigen Kasernen, jenen in der Josefs- und Alservorstadt marschieren die Soldaten auf das Übungsfeld.

Der Dampfwagen nach Hütting.

Zu Ehren des ruſſiſchen Großfürſten Konſtantin hat man im Herbſt 1802 auf der ſtaubreichen Schmelz und dann auf der Simmeringer Heide ein großes Manöver der geſamten Wiener Garniſon abgehalten, von dem auch der Hauptreporter des alten Wien Notiz nimmt: „Dem fremden Prinzen z'Ehren ſind ſchon eine Menge Spektakeln gebn worden. Weil er ein gar ſo großer Liebhaber vom Militari iſt, ſo iſt auf der Schmelz wieder ein Manöver geweſen. Da hats halt ſchon wieder faſt mehr Frauenzimmer als Mannsbilder gebn, weil's aber den Praterſtaub ſchon gwöhnt ſind, ſo ſchadt ihnen der Pulverdampf nimmer. Dann war ein groß Manöver z' Simmering. Da habn 's aber nicht mit Flinten, ſondern mit Kanonen gſchoſſen. Schon in aller Fruh iſt 's Fahren und 's Laufen angangen, und einige habn ſogar 's Mittageſſen im Wagen mitgnommen, damit ſ' nicht verhungern. Sogar d' ſchönſten Gſichterln ſind mir z' Fuß begegnet und die habn alle ihren Ridikül bey ſich ghabt und da wird wohl auch ein Munition zum Manöver drin gſteckt ſeyn. Herr Vetter, ſo ein Kracherey hab ich mein Lebtag nicht ghört. Da iſt ein Batrie aufgricht gweſen, und da warn feindliche Kanonen drin, und die habn ſ' richti auf 'n zweyten Schuß ſchon zſammgſchoſſen, und hat der fremde Prinz über d' Gſchicklichkeit von unſern Artilriſten ein außerordentliche Freud zeigt. Herr Vetter, ſo lang wir noch ſo brave Schützen habn, därfen wir uns noch ſo leicht vor kein Feind fürchten. Aber ein luſtige Komödi hat 's auch dabey geben: Da hat ſich ein Haas unter d' Leut verloffen und den habn ſ' z' jagen angfangen, und da ſind eine Menge über ihn wegburzelt, aber kriegt hat'n doch keiner; aber Ängſten hat der Haas nicht wenig ausgſtanden und der ſchaut gwiß ſo bald ſich kein Manöver mehr an . . ."

Als die ganze Wiener Garniſon am 18. Oktober 1814 in Gegenwart aller im Luſthaus verſammelten Souveräne, Prinzen, Generäle des Wiener Kongreſſes im Prater das

Hietzing

grandiose Siegesfest für Leipzig beging, an einer Monstertafel im Prater Tausende von Kriegern speisten, waren auf der Simmeringer Heide die Batterien aufgestellt, die dem jubelnden Wien Kunde gaben, daß nun die Gesundheiten ausgebracht worden seien. (Das Fest ist in Hormayr, „Wien, seine Geschichte und Denkwürdigkeiten", 5. Band, beschrieben.) Daß man in Alt-Simmering im Vormärz ständig die Herbsttruppenübungen der Artillerie sehen konnte, ist beispielsweise aus den wenigen Zeilen in C. A. Schimmers „Neueste Gemälde von Wien", 1837, zu ersehen, die jenem Vororte gelten: „Simmering ist ein Dorf mit 234 Häusern und 2380 Einwohnern, großem Brauhaus, Fabriken, nahe der großen Heide, auf welcher jedes Frühjahr die Pferde-Wettrennen und jeden Herbst die interessanten Übungen der k. k. Artillerie stattfinden."

Simmering ist eine Landgemeinde, die wirtschaftlichen Begebenheiten treten bei der Abfassung der Chronik in den Vordergrund. Einmal (1729) liegt der Ort mit dem Wiener Magistrat im Rechtsstreit, weil nun die Simmeringer für ihre aus Wien herausfahrenden Düngerwagen die Mautkreuzer leisten sollen; die städtische Behörde verliert den Prozeß. Eine andere lokalgeschichtliche Begebenheit: Die ältesten Leute von Simmering beschwören in feierlicher Aussage, zu Wien und in den Vorstädten habe man niemals die Simmeringer behindert „grienen Kram und Kreitlwerch" zu verkaufen. (Krautgärten zu „Simonüng" sind in den Urkunden des Wiener Stadtarchivs schon 1331 erwähnt (Nr. 999); die Lage des Ortes an den Donauarmen war für die Gärtnerei sehr geeignet.) 1762 bestätigt die Herrschaft Ebersdorf, sie habe das Kontingent der abzuliefernden Spatzenköpfe, je fünf Stück von 65 Häusern, in Simmering erhalten, woraus sich ein Bild der Größe des Ortes gestalten läßt. Viel wichtiger als für andere Gemeinden ist für Simmering die „Viech-Wayde". Die älteste der auf unsere Tage gekommenen Gemeinderechnungen verbucht 1772

„Wurstwagen“ des Fuhrwerksunternehmers Jantschky, Gegend von Baden

einen ſtattlichen Ertrag, faſt die größte Poſt der Aktivſeite, aus den Einnahmen der Weide. Für fremde Pferde und Fohlen 126 fl., von den Wiener Fleiſchhauern, die über den Sommer ihre ungariſchen Ochſen weiden ließen, 121 fl. 18 kr. Ein Jahr ſpäter verlautbarte der Kaiſer mittels Hofdekret, daß der Artillerie für die Proben der „Stuck“ die Simmeringer und Ebersdorfer Weide angewieſen ſei. Die Gemeindevertretung erkannte die drohenden Gefahren durch die ſtändige Verwendung der Heide für dieſen Zweck — ſchon in der Mitte des Jahrhunderts hatten zuweilen Schießübungen ſtattgefunden — und wehrte ſich. Doch ohne Erfolg; ſie erhielt ſchließlich den „Kleinen Prater“, den an der Donau liegenden Teil der Heide, zur Weidenutzung. Klagen der Simmeringer wegen der Geſchützproben, Vermehrung der Arbeitshütten u. ſ. w. gab es ſpäterhin nicht wenige. Es war ein ungleicher Kampf, die von der Artillerie ſiegten.

Das erſte Wettrennen auf der Simmeringer Heide vom 17. April 1816

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort 5
Die kaiserlichen Tiergärten und die Wandermenagerien 7
Die Wiener bei den „frembden Thieren“ 7
Ballfreuden 28
Tanzlokale in den Vorstädten 28
Annenfest und Annentempel 29
Verflixtes Tivoli 31
Galopp à la Giraffe bei der „Weintraube“ in Penzing . . 35
Gesellschaftsball beim „Mondschein“ 38
Die Aventüren der „Watzenwaberl“ 39
Zwei Belialskinder auf der Wieden 41
Der Vergnügungskalender des „Schwarzen Bockes“ . . . 42
Vom „Schaf“, „Grünen Kranz“ und „Wäschermädel-Lokal“ 45
Die Maskenbälle in Schwenders Kolosseum 48
Dommayers Kasino 50
Die politische Odeon-Historie 52
Der Apollosaal — das Grandlokal 56
Der „Walzer-Sperl“ und andere Lokale 68
Bei den Krippenspielen 72
„Auf Komödi“ am Ochsengries 79
„Auf Rekreazion“ im Prater 90
Der junge Stuwer im ersten Wiener Luftschiff 98
Das Urteil der Zeitgenossen über die erste Eisenbahn 105
Jahn im Augarten — Luxusrestaurants 111
Der Prater in der Kongreßzeit 117
Das Hugelmannsche Kaffeehaus 122
Im Vorstadtwirtshaus 126
Loblied auf das bürgerliche Gasthaus 128
Die „lebendigen Rauchfäng“ 130
Einige Wirtshäuser in den Vorstädten 130
Die Beisel auf dem Spittelberg 133
Der Vorläufer der Stegreifsänger beim „Heurigen“ — Der Dichter des Wirtshauslebens 135
Des Heiligen Römischen Reiches größtes Wirtshaus . . . 138
Und die Notsuppe? 143
Sensationen im Theater an der Wien 146
„Die Liebhaber von Galgenspektakel“ 190
Das Bassin im Belvederepark 196
Volksleben beim Brigitta-Kirtag 199
Ausflüge, Biedermeierfahrten in die Dörfer und Berge 208

Bilderverzeichnis

Seite

Schloß Ebersdorf. Stich von G. D. Heumann nach S. Kleiner 9
Neugebäude (1649). Stich aus Merian 17
„Der Tiergarten von seltenen Tieren in Schönbrunn." Kolor. Stich von Knipp. In der Mitte die Volière 19
Jägerzeile, jetzt Praterstraße. Kolor. Stich von Reim 23
Menagerie des Hermann van Aken. Lithogr. von Wolf nach Höchle, 1833 25
Tanzsaal „Zur Goldenen Birne" 29
— es war für die andern so hart dort einz'tred'n, als bei ein'n wirklich'n Picknid von nobl'n Leud'n in ein'n Hotl garni a Billed z'krieg'n — 30
i halt mein Glas Lemonadi alleweil aso in der Hand, und dischkerir halt aso fort — auf einmahl will i' austrink'n, so ward nid a Tropf'n mehr drin — 31
Tivoli nächst Schönbrunn in Ober-Meidling bey Wien. Anon. Lithogr. 33
Der Araber mit der Giraffe. Kolor. Stich von Ed. Gurk . . . 37
Wäschermädel. Anon. Radierung 46
Anknüpfung beim Wagenstandplatz. Kolor. Stich von J. W. Zinke nach Cajetan 47
Maskenball in den Florasälen. Anon. Lithogr. 49
Die Waschweiber. Lithogr. von J. Lanzedelly 52
Dommayer in Hietzing. Stich von Zinke 53
Der Odeon in Wien 55
Der große Apollo Saal mit Ansicht des Eintrittsaales. Anon. Stich 59
Fanny Elßler. Lithogr. von Jentzen, 1831 63
Modebild 1831 68
Modebild 1832 72
Modebild 1833 75
Elegante Damen. Kolor. Stich, 1843 77
Die Fleischhauer mit ihren Hunden. Lithogr. von J. Lanzedelly 83
Lustreise im Kanal nach Laxenburg. Anon. Stich 87
Harfenisten im Prater 92
Eine Gegend im k. k. Lustgarten Prater in Wien. Kolor. Stich 93
Der Turm von Gothenburg im Prater. Lithogr. von J. Trentsensky 96
Ringelspiel 97
Das neue Ringelspiel im Prater. Kol. Stich von J. Hyrtl . . 98
Die Luftschifferinn im Prater am Feuerwerksplatze 103

Seite
Die erste Eisenbahn 109
Eingang in den Augarten. Kolor. Stich 111
„The Augarten, Vienna." Stich von H. Winkles, 1823 113
Aussicht gegen die Seufzerallee im Augarten. Kolor. Stich von J. Ziegler 115
Equipage 116
Spaziergang 119
Spazierritt im Prater. Lithogr. nach A. R. von Bensa . . . 121
Kaffeehaus 123
Hugelmanns Kaffeehaus 125
Das Burgthor; von Außen mit dem Mauthschranken und den Obstverkäuferinnen 127
Bierhausgast. Kolor.Stich von C. Mahlknecht nach W. Böhm 131
Beim Heurigen. Lithogr. von J. Lanzedelly 137
Lerchenfelder Buben. Kolor. Stich von C. Mahlknecht nach W. Böhm 141
Wasserträgerinnen 142
Ziegenmilchverkäuferin auf dem Wasserglacis 143
Modebild 1840. Aquar. von L. Brunner 145
Die Theaterliebhaber vor dem Einlasse 146
K. k. priv. Theater an der Wien. Kolor. Stich 149
Wolfgang Mozart der Jüngere. Lithogr. von Josef Kriehuber 153
Wenzel Müller, Komponist. Lithogr. von F. Wolf nach G. Decker 167
Wiener Mode 172, 173
Wiener Mode. Blumenausstellung 1832 175
Wiener Mode 1832 . . . . . 176, 177
Ein Paar aus dem Jahre 1833. Lithogr. v. J. Trentsensky . . 183
Jenny Lind. Stich von H. Sagert nach dem Gemälde von Ed. Magnus 185
Modebild 1834 186
Wiener Mode 1840 187
Gesellschafts-Szene 189
Therese Krones. Lithogr. von Josef Kriehuber, 1830 193
Modebild 1840. Aquar. von L. Brunner 195
Wiener Fiaker 1840. Aquar. von L. Brunner 198
Kirchtag in der Brigittenau 201
Modebild um 1840. Aquar. von L. Brunner 207
Ausblick von der Schottenbastei auf die Rossau und den Alsergrund 209
Kapelle am Thury Brückel. Kolor. Stich 211
Stift Klosterneuburg um das Jahr 1830. Kolor. Stich 213
Grinzing 217

Seite
Eſelritt. Kolor. Stich von C. Mahlknecht nach W. Böhm . . 219
Der Teich am Kobenzl. Kolor. Stich von J. A. Hertzinger nach C. P. Schallhas 221
Talweg nach Unterdöbling. Stich von Joh. Boehm 222
Döbling 1819. Anon. Aquarell 223
Antonie Adamberger, k. k. Hof-Schauſpielerin. Punkt. Stich von J. Mansfeld nach F. Lieder 225
Wiener Zeiſelwagen. Stich von Gurk nach J. Hoechle 227
Zeiſelkutſcher. Kolor. Stich von C. Mahlknecht nach W. Böhm 229
Mariahilfer Barrière, Mariahilfer Linie 230
Der k. k. Poſtwagen. Lithogr. von J. Trentſenſky 231
Hütteldorf 234
Hacking 235
Der Dampfwagen nach Hietzing. Kolor. Stich von A. Geiger nach Schoeller 237
Hietzing bey Schönbrunn. Kolor. Stich von J. Knipp 239
„Wurſtwagen“ des Fuhrwerksunternehmers Jantſchky (Gegend von Baden). Lithogr. von J. Trentſenſky 241
Das erſte Wettrennen auf der Simmeringer Heide vom 17. April 1816. Anon. Radierung 242

DB 851 .R4 C.1
Wien zur Biedermeierzeit
Stanford University Libraries
3 6105 037 311 110

DB
851
.R4

DATE DUE

JUL 16 1984

OCT 15 1984
OCT 14 1985
JAN 26 1987

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305